XXI. Band 1935 Heft 4

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von **Ernst Kris** und **Robert Wälder**

Wir machen hiemit unsere Autoren auf die folgenden gesetzlichen Bestimmungen aufmerksam:

Bis zum Ablauf von zwei dem Erscheinungsjahr einer Arbeit folgenden Kalenderjahren kann über die betreffenden Verlagsrechte (Wiederabdruck und Übersetzungen) nur mit Genehmigung des Verlages verfügt werden. Es steht jedoch auf Grund eines generellen Übereinkommens, das wir mit dem „International Journal of Psychoanalysis" getroffen haben, jedem Autor frei, ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages der letztgenannten Zeitschrift Rechte zur Übersetzung und zum Wiederabdruck einzuräumen.

Ansuchen um die Genehmigung einer Wiederveröffentlichung oder Übersetzung in einem anderen Organ müßten zugleich mit Übersendung des Manuskriptes gestellt werden, um Berücksichtigung finden zu können.

Die Redaktion

---

1) Die in der „Imago" veröffentlichten Beiträge werden mit Mark 25.— per sechzehnseitigen Druckbogen honoriert.

2) Die Autoren von Originalbeiträgen sowie von Mitteilungen im Umfange über zwei Druckseiten erhalten zwei Freiexemplare des betreffenden Heftes.

3) Die Kosten der Übersetzung von Beiträgen, die die Autoren nicht in deutscher Sprache zur Verfügung stellen, werden vom Verlag getragen; die Autoren solcher Beiträge erhalten kein Honorar.

4) Die Manuskripte sollen gut leserlich sein, möglichst in Schreibmaschinenschrift (einseitig und nicht eng geschrieben). Es ist erwünscht, daß die Autoren eine Kopie ihres Manuskriptes behalten. Zeichnungen und Tabellen sollen auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt sein. Die Zeichnungen sollen tadellos ausgeführt sein, damit die Vorlage selbst reproduziert werden kann.

5) Mehrkosten, die durch Autorkorrekturen, das heißt durch Textänderungen, Einschaltungen, Streichungen, Umstellungen während der Druckkorrektur verursacht werden, werden vom Autorenhonorar in Abzug gebracht.

6) Separata werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und auf Kosten des Autors angefertigt. Die Kosten (einschließlich Porto der Zusendung der Separata) betragen für Beiträge

bis	8 Seiten	für	25 Exemplare	Mark	15.—,	für	50	Exemplare	Mark	20.—
von 9	„ 16	„	„ 25	„	„ 20.—,	„	50	„	„	25.—
„ 17	„ 24	„	„ 25	„	„ 30.—,	„	50	„	„	40.—
„ 25	„ 32	„	„ 25	„	„ 35.—,	„	50	„	„	45.—

Mehr als 50 Separata werden nur nach besonderer Vereinbarung mit dem Verlag angefertigt.

Preis des Heftes Mark 6.–, Jahresabonnement Mark 22.–

Jährlich 4 Hefte im Gesamtumfang von etwa 520 Seiten

Einbanddecken zu dem abgeschlossenen XX. Band (1934) sowie zu allen früheren Jahrgängen: in Halbleinen Mark 2.50, in Halbleder Mark 5.—

Bei Adressenänderungen

bitten wir freundlich, auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PSYCHOLOGIE, IHRE GRENZGEBIETE UND ANWENDUNGEN

XXI. Band 1935 Heft 4

Todestrieb und Masochismus[1]

Von

Edoardo Weiss

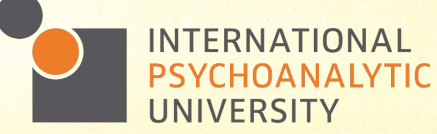
Roma

I

Wie bekannt, hat Freud den Todestrieb aus dem Wiederholungszwang und aus der Tatsache, daß alles Lebende stirbt, erschlossen. Er hat aber aus dem Wiederholungszwang nicht nur den Todestrieb, sondern den Trieb im allgemeinen abgeleitet: „... ein Trieb wäre also ein dem belebten Organischen innewohnender Drang zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes ..." Im Zusammenhange mit der Vermutung, daß auch der Eros seine Existenz einem unter dem Einfluß äußerer Störungskräfte aufgegebenen Zustand verdanken könnte, zu dessen Wiederherstellung er im Organischen drängt, erwähnt Freud die bekannte Aristophanische Theorie. So wie die Einzelwesen aus inneren Gründen, d. h. triebhaft, der Vereinigung zustreben, ebenso stirbt alles Lebende aus inneren Gründen, es kehrt, infolge des ihm innewohnenden Wiederholungszwanges, ins Anorganische zurück. „Das Ziel alles Lebens ist der Tod, und zurückgreifend: das Leblose war früher da als das Lebende."

Wir wollen nun zu diesen in der ergreifenden Schrift „Jenseits des Lustprinzips" veröffentlichten Ausführungen eine Bemerkung vorbringen. Solange man einen Zustand x, in welchem sich die lebende Materie, d. h. die Materie während ihres Lebens, irgendeinmal befunden hat und welchem sie nun zustreben sollte, ins Auge faßt, ist es vollkommen statthaft, aus dem Wiederholungszwange einen ihr innewohnenden Trieb, den Zustand x wiederherzustellen, zu erschließen. Will man aber den Wiederholungszwang oder,

1) Vortrag, gehalten auf der von der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung, der Magyarországi Pszichoanalitikai Egyesület, der Società Psicoanalitica Italiana und der Psychoanalytická skupina v Č. S. R. zu Pfingsten (8. bis 10. Juni) 1935 in Wien veranstalteten Vierländertagung.



wie ihn Freud nennt, „eine Art von organischer Elastizität“, „die Äußerung der Trägheit im organischen Leben“, als Unterscheidungsmerkmal zwischen lebender und lebloser Materie gelten lassen, so dürfen wir die auf den Wiederholungszwang gestützten Schlußfolgerungen nicht auf Erscheinungen jenseits der Lebensgrenzen ausdehnen. In der Mathematik wird das Verfahren, eine nach einem bestimmten Gesetze fortschreitende Reihe über die Grenzen, innerhalb deren ihre Gesetzmäßigkeit gesichert ist, fortzusetzen, Extrapolation genannt. So schreibt Federn[2]: „... soweit Freud den Gedankenweg, der ihn zur Annahme des Todestriebes führte, in seiner Schrift ‚Jenseits des Lustprinzips‘ der Welt mitgeteilt hat, ist der Todestrieb von ihm auf dem Wege der Extrapolation gefunden worden, indem er das allgemeinste Wesen des Triebes, nämlich die Wiederherstellung eines bereits vorhanden gewesenen Zustandes, mit aller Konsequenz bis zuletzt verfolgte und dabei annehmen mußte, daß der erste Zustand der der toten Materie war und daß ein Trieb, zu diesem Zustande zurückzukehren, in allem Lebenden vorhanden sein müsse ...“

Freud selbst hat es aber nicht versäumt, zu seinen Ausführungen hinzuzufügen, daß es sich hier nicht um streng wissenschaftliche Begründungen handelt. „Was nun folgt“, so beginnt der vierte Abschnitt dieser umwälzenden Schrift, „ist Spekulation, oft weitausgeholte Spekulation, die ein jeder nach seiner besonderen Einstellung würdigen oder vernachlässigen wird. Im weiteren ein Versuch zur konsequenten Ausbeutung einer Idee, aus Neugierde, wohin dies führen wird.“

Die frühere dualistische Auffassung der Triebe, nach welcher die Ich- von den Sexualtrieben unterschieden wurden, wurde nicht nur beibehalten, sondern sogar verschärft: die beiden gegensätzlichen Grundtriebe waren nicht mehr Ich- und Sexualtriebe, sondern Lebens- und Todestriebe. Dabei wurden sowohl die schon früher narzißtisch genannten Libidoäußerungen, als auch die früher zu den Ich-Trieben gerechneten Selbsterhaltungstriebe als Lebenstriebe zusammengefaßt. Die Berücksichtigung der zentripetalen, bzw. zentrifugalen Auswirkungen der beiden Grundtriebe ließ auch eine andere Einteilung zu. So heißt es in dem in der Encyclopaedia Britannica (1926) erschienenen Aufsatz von Freud „Psycho-Analysis“ (Ges. Schr., Bd. XII, S. 374 f.): „Die Analyse der Beobachtung führt zur Aufstellung zweier Triebgruppen, der sogenannten Ichtriebe, deren Ziel die Selbstbehauptung ist, und der Objekttriebe,“ (hier werden also den Ich-Trieben nicht, wie früher, die Sexualtriebe, sondern eben die Objekttriebe entgegengesetzt) „die die Beziehung zum Objekt zum Inhalt haben ... Theoretische Spekulation läßt die Existenz von

2) P. Federn, Die Wirklichkeit des Todestriebes, Hippokrates III (1930) Heft 7 und Almanach der Psychoanalyse 1931.

zwei Grundtrieben vermuten, die sich hinter den manifesten Ich- und Objekttrieben verbergen, dem Trieb zur immer weiter strebenden Vereinigung, dem Eros, und dem zur Auflösung des Lebenden führenden Destruktionstrieb ..."
Die Ich- und Objekttriebe werden also nicht Grundtriebe genannt, sondern Triebgruppen, und beide enthalten sowohl Libido als auch destruktive Energie. Hier wäre nun wiederum zu bemerken, daß die sogenannten Ich-Triebe nach der neuen Auffassung nicht nur, wie es an dieser Stelle heißt, die Selbstbehauptung, sondern, insofern sie auch Äußerungen von destruktiver Energie sein können, auch die Selbstzerstörung zum Ziel haben.

Wie fern Freud noch drei Jahre vor der Verfassung seiner Schrift „Jenseits des Lustprinzips" die Vermutung von der Existenz des Todestriebes lag, ersehen wir aus seiner im Jahre 1917 erschienenen Arbeit „Trauer und Melancholie". In dieser heißt es nämlich (Ges. Schr., Bd. V, S. 538—539): „... Das Bild dieses — vorwiegend moralischen — Kleinheitswahnes vervollständigt sich durch Schlaflosigkeit, Ablehnung der Nahrung und eine psychologisch höchst merkwürdige Überwindung des Triebes, der alles Lebende am Leben festzuhalten zwingt." Viele Jahre später hat Federn in seiner erwähnten Arbeit „Die Wirklichkeit des Todestriebes" gerade bei der Melancholie die reinste Äußerung der Todestriebe klinisch feststellen können. In seiner Melancholiearbeit nahm also Freud noch nicht eine primäre Selbstdestruktion an, sondern erklärte die Selbstmordneigung der Melancholiker mit der Rückwendung des Sadismus (es wird von Sadismus und nicht von Aggression gesprochen) vom Objekt, demgegenüber der Patient ambivalent eingestellt ist, auf das eigene Ich, und mit dem Strafe erheischenden Schuldgefühl. Hier heißt es wörtlich (S. 545): „... Erst dieser Sadismus löst uns das Rätsel der Selbstmordneigung, durch welchen die Melancholie so interessant und so — gefährlich wird ... Wir wußten zwar längst, daß kein Neurotiker Selbstmordabsichten verspürt, der solche nicht von einem Mordimpuls gegen andere auf sich zurückwendet ..." Wenn zu dieser Zeit jede Art von Aggressionslust und Haß als Sadismus bezeichnet wurde, so war dies insofern berechtigt, als man die Aggressionsenergie als eine Libidoform auffaßte; viele Analytiker, wie z. B. Abraham, sprachen in diesem Falle von negativer Libido. In analoger Weise war es auch berechtigt, in jedem Falle von Selbstbeschädigungstendenzen, von Masochismus zu sprechen.

Im folgenden möchte ich über mehrere Probleme handeln: 1. über die Berechtigung, einen Todestrieb überhaupt anzunehmen, 2. über den Geltungsbereich des Lust-Unlust-Prinzips im seelischen Apparat, und 3. über die Begriffsbestimmung des Sadismus und Masochismus. Seitdem nämlich der neue Triebdualismus die Libido, als dynamischen Ausdruck des Eros, und die nichtlibidinöse destruktive Energie als dynamischen Ausdruck des postulierten

Todestriebes voneinander scharf unterscheidet, müssen die Begriffe von Sadismus, Masochismus, wie auch unsere ökonomische Auffassung des Lustprinzips einer Revision unterzogen werden.

II

Die theoretische Begründung des Todestriebes ist also unzulänglich. Wie Federn ganz richtig bemerkt hat, ist der Todestrieb auf dem Wege der Extrapolation erschlossen worden. Freud ist aber bei dieser Aufstellung mit äußerster Vorsicht vorgegangen und betrachtete sie anfangs als eine spekulative Vermutung; die meisten Psychoanalytiker faßten sie aber sofort als eine vollwertige wissenschaftliche Errungenschaft auf gleich jenen auf dem Gebiete der infantilen Sexualität, der Verdrängung, des Widerstandes, der Übertragung, der Traumdeutung, der Symbolik usw.

Eine Aufstellung kann jedoch oft auch dann der Wirklichkeit entsprechen, wenn ihre theoretische Begründung unzureichend oder irrig ist. Wir verstehen mitunter nicht, auf welchem Wege große Geister dazukommen, Wahrheiten zu erkennen. Im Falle einer psychologischen Erkenntnis kann es sich auch um ein eigenes inneres Erlebnis handeln, welches der Forscher sich nicht sofort erklären kann, weshalb er denn zur Begründung der erfaßten Wahrheit eine unzulängliche theoretische Ableitung konstruiert. Wir wollen demnach nicht vergessen, daß die Existenz des Todestriebes nicht zu den wissenschaftlich bewiesenen Tatsachen gehört. Trotzdem müssen wir aber aus einem triftigen Grunde vorläufig am Todestriebe festhalten, aber jederzeit bereit sein, diesen gegebenenfalls durch andere Annahmen zu ersetzen. Der triftige Grund dafür, etwas wie einen Todestrieb anzunehmen, ist folgender: Es gibt eine sogenannte destruktive Energie, welche sich mit der Libido nicht deckt. Es ist nun notwendig, die Wirkungsweise dieser nichtlibidinösen Triebenergie zu studieren, die in hohem Maße auch in den Dienst des Selbsterhaltungstriebes gestellt ist. Die Kraftäußerung des Eros heißt Libido, die nichtlibidinöse Energie hat noch keinen Namen erhalten. Als man noch die Ich- von den Sexualtrieben unterschied, nannte Freud die Energieäußerung der Ichtriebe Ichtrieb-Besetzung. Nun hat diese Benennung bei der neuen Aufstellung der Lebens- und Todestriebe keinen Sinn mehr. In einem brieflichen Gedankenaustausch hat mir Dr. Federn[3] den Vorschlag gemacht, die Energieäußerung des Todestriebes „Mortido" zu nennen; ich möchte sie lieber „Destrudo" nennen. Nun meine ich, daß wir erst untersuchen müssen, ob die Destrudo überhaupt einem besonderen Triebe zugeteilt werden muß, wird

3) Ich nehme die Auffassung Federns an, daß die Kraftäußerung des Todestriebes ebenso als Energiebesetzung der Vorstellungsrepräsentanzen und des Ichs auftritt wie die des Eros und daher auch topisch, dynamisch und ökonomisch verschiedenartig verwendet wird.

sie doch in großem Maße in den Dienst der Sexualität und der Selbsterhaltung gestellt. Wir können nicht sofort sagen, ob sich die Destrudo in ihrer Verwendung dieser letzteren Art funktionsgemäß zu erschöpfen hätte, oder ob sie nicht doch die Kraftäußerung eines destruktiven Triebes sei, wobei es dem Eros gelingt, sie sich in größerem oder geringerem Maße zu Diensten zu machen. Immerhin können wir vorläufig mit der Hypothese weiterarbeiten, daß es einen Todestrieb gibt. Ich halte die Benennung „Thanatos“, welche Freud gelegentlich und manche Autoren ständig für den Todestrieb gebrauchen, für unrichtig; denn Thanatos heißt der Tod und nicht ein Streben nach dem Tode. Der Gegensatz zu Thanatos wäre „Bios“ und nicht Eros.

Freud hat also erkannt, daß die Aggression nach außen gewendete Destruktion ist. Ich dehnte die äußerst aufklärende Auffassung Federns über den medialen Narzißmus auch auf den Todestrieb aus und sprach von einem medialen Todestrieb: Darunter verstand ich jene destruktive Energie, vermöge welcher wir altern und sterben — im Gegensatz zu der reflexiv wirkenden Energie. So können wir sowohl im Falle der Libido als auch der Destrudo von einer medialen, einer nach außen gerichteten und einer reflexiven Triebenergie sprechen. Beim sekundären Narzißmus und bei Selbstmordneigungen handelt es sich um reflexiv gerichtete Libido, bzw. Destrudo.

Nach Freud trifft man in Wirklichkeit niemals eine der beiden Grundtriebe ganz rein, d. h. unvermischt an, sondern stets eine Legierung der beiden Grundenergien, wobei einmal die Libido, ein anderes Mal die destruktive Energie vorherrscht. Bei der pathognomonischen Erscheinung der Triebentmischung entzieht sich eine größere oder geringere Menge von Libido einer günstigen Legierung der beiden Grundenergien, aber nach Freud kommt es in der Praxis niemals zu einer vollständigen Entmischung. Wir werden diese Anschauung später bei der Begriffsbestimmung des Sadismus und Masochismus berücksichtigen müssen.

Alfred Adler hat bereits im Jahre 1908 die Aggressionslust nicht zu den Sexualtrieben gezählt. Aber nach ihm gäbe es nur jene Aggression, die der Selbstbehauptung, dem Willen zur Macht, dient, und zwar im Konkurrenzkampfe mit dem Rivalen. Im Falle des Sadismus spricht Adler, ebenfalls schon seit 1908, von einer Verschränkung von Sexualtrieb und Aggression. Wie verschieden ist aber doch die Adlersche Auffassung der Aggression von der Freudschen! Nach Freud ist der Ursprung der Aggression ein ganz anderer: Sie kommt infolge einer Extraversion — Nachaußenwendung — von Todestriebenergie oder, wie ich sie nenne, von Destrudo zustande. Nur so kann man sich erklären, daß das Individuum auch dann Aggressionslust verspürt, wenn er weder vor anderen sich zu schützen, noch für seine Macht zu befürchten hat. Es wendet auch Destrudo nach außen,

um sich selbst vor den Folgen der inneren Wirkung dieser Energie zu schützen; es ist so, als ob es ein Ventil nach außen hin öffnen müßte, um sich nicht von der eigenen Destrudo aufzehren zu lassen. Allerdings übt dann auch gleichzeitig die Aggression eine direkte verteidigende, selbstbehauptende und meisternde Funktion gegenüber den destruktiven Mächten der Außenwelt aus. Kurz, die Freudsche Vorstellung über den Ursprung der Aggression erklärt uns eine große Menge von Erscheinungen, welche in der naiven, simplizistischen und, ich möchte sagen, banalen Auffassung von Adler ganz rätselhaft bleiben. Wir brauchen nur an die aggressiven Äußerungen unserer sogenannten Kultur zu denken, wie sie Freud so eindrucksvoll in seinem Buche „Das Unbehagen in der Kultur" schildert, oder an die Strenge des Über-Ichs, das oft ein verhängnisvolles Strafbedürfnis bedingt, um uns von der Richtigkeit der Freudschen Auffassung über den inneren Ursprung der Destrudo zu überzeugen. Ja, die ganze Funktionsweise und die Dynamik unseres seelischen Apparates setzt das Vorhandensein einer Destrudo voraus, die die mannigfaltigste Verwendung haben kann. Das psychische Trauma und das Schuld- und Minderwertigkeitsgefühl, dieser Grundpfeiler der Adlerschen Schule, können in allen ihren Äußerungen und Wirkungen nur mit der Freudschen Auffassung der Destrudo erklärt werden. Wie ich später zu zeigen versuchen werde, ist auch die Entstehung der Realangst von der Wirkung der Destrudo bedingt. Oft drängt sich mir der Vergleich der Destrudo mit dem gefährlichen Benzin auf, welches, in die richtigen Bahnen geleitet und durch die zweckmäßige Explosion des Gases in den Zylindern, den Motor treibt, aber, wenn es aus den zweckmäßigen Bahnen austritt und sich entzündet, die Maschine selbst beschädigen oder zerstören kann. Die Tatsache, daß die Destrudo in mannigfaltigster Art für die Selbsterhaltung und Verteidigung des Individuums unerläßlich ist, begründet unsere Unsicherheit, die Destrudo ohne weiteres für die Kraftäußerung eines Todestriebes zu halten.

III

Bevor wir nun die Äußerungen, Verwendungen und Wirkungen der Destrudo näher untersuchen, wollen wir uns mit den Problemen der Lust- und Unlustempfindungen befassen. Man vergißt leicht, mit welcher Vorsicht Freud wissenschaftlich noch nicht gut fundierte Probleme behandelt, wie z. B. die der Lust- und Unlustempfindungen. Darüber sagt Freud (Ges. Schr., Bd. VI, S. 191 f.): „. . . wir würden uns gerne zur Dankbarkeit gegen eine philosophische oder psychologische Theorie bekennen, die uns zu sagen wüßte, was die Bedeutungen der für uns so imperativen Lust- und Unlustempfindungen sind. Leider wird uns hier nichts Brauchbares geboten. Es ist das dunkelste und unzugänglichste Gebiet des Seelen-

lebens, und wenn wir unmöglich vermeiden können, es zu berühren, so wird die lockerste Annahme darüber, meine ich, die beste sein. Wir haben uns entschlossen, Lust und Unlust mit der Quantität der im Seelenleben vorhandenen — und nicht irgendwie gebundenen — Erregung in Beziehung zu bringen, solcherart, daß Unlust einer Steigerung, Lust einer Verringerung dieser Quantität entspricht ...“ Es ist uns allen bekannt, wie Freud die Fechnersche Auffassung von Lust und Unlust als Stützpunkt seiner eigenen heranzieht. Er hat nämlich das Fechnersche Prinzip der Tendenz zur Stabilität dem Bestreben des seelischen Apparates, die Erregungsquantität niedrig zu halten, untergeordnet. So faßt Freud alles, was im seelischen Apparat geeignet ist, die Erregungsquantität zu steigern, als funktionswidrig auf, so daß es unlustvoll empfunden werden muß. Und ebenso leitet er das Lustprinzip aus dem Konstanzprinzip ab, d. h. aus der Tendenz zur Stabilität der Erregungsquantitäten.

Wir dürfen aber nicht vergessen, daß diese Auffassung Freuds von Lust und Unlust nur eine theoretische Vermutung war, die mit der Aufstellung einer neuen Trieblehre revisionsbedürftig werden mußte. Und tatsächlich, je mehr sich Freud mit seiner Aufstellung des Todestriebes befreundete, um so mehr sah er sich zu neuen Formulierungen der Prinzipien des psychischen Geschehens veranlaßt, wie wir es am deutlichsten in seinem Aufsatze „Das ökonomische Problem des Masochismus“ ersehen. Hier heißt es unter anderem (Ges. Schr., Bd. V, S. 375 f.): „... Barbara Low hat für dies supponierte Bestreben“ (es ist hier das Bestreben des seelischen Apparates, die ihm zuströmende Erregungssumme zu nichts zu machen, oder wenigstens nach Möglichkeit niedrig zu halten, gemeint) „den Namen Nirwanaprinzip vorgeschlagen, den wir akzeptierten. Aber wir haben das Lust-Unlust-Prinzip unbedenklich mit diesem Nirwanaprinzip identifiziert. Jede Unlust müßte also mit einer Erhöhung, jede Lust mit einer Erniedrigung der im Seelischen vorhandenen Reizspannung zusammenfallen, das Nirwana- (und das mit ihm angeblich identische Lust-) prinzip würde ganz im Dienst der Todestriebe stehen, deren Ziel die Überführung des unsteten Lebens in die Stabilität des anorganischen Zustandes ist, und würde die Funktion haben, vor den Ansprüchen der Lebenstriebe, der Libido, zu warnen, welche den angestrebten Ablauf des Lebens zu stören versuchen. Allein diese Auffassung kann nicht richtig sein. Es scheint, daß wir Zunahme und Abnahme der Reizgrößen direkt in der Reihe der Spannungsgefühle empfinden, und es ist nicht zu bezweifeln, daß es lustvolle Spannungen und unlustige Entspannungen gibt. Der Zustand der Sexualerregung ist das aufdringlichste Beispiel einer solchen lustvollen Reizvergrößerung, aber gewiß nicht das einzige ...“ Im weiteren führt Freud aus,

daß Lust und Unlust nicht auf Zunahme oder Abnahme einer Reizspannung bezogen werden können, wenngleich sie mit diesem Moment viel zu tun haben. Lust und Unlust hängen an einem qualitativen Charakter dieses quantitativen Faktors. Vielleicht ist dieser Charakter der Rhythmus, der zeitliche Ablauf in den Veränderungen, Steigerungen und Senkungen der Reizquantität. „... wir wissen es nicht" — sagt Freud.

Nach Freud hatte das dem Todestrieb zugehörige Nirwanaprinzip im Lebewesen eine Modifikation erfahren, durch die es zum Lustprinzip geworden wäre. Er warnt nun vor einer Identifizierung der beiden Prinzipien. Worin diese Modifikation besteht, wird nicht näher analysiert; diese sei nur von der Libido, vom Lebenstrieb, ausgegangen, „der sich in solcher Weise seinen Anteil an der Regulierung der Lebensvorgänge neben dem Todestrieb erzwungen hat". So kommt Freud zur Aufstellung folgender drei Prinzipien: „... das Nirwanaprinzip drückt die Tendenz des Todestriebes aus, das Lustprinzip vertritt den Anspruch der Libido und dessen Modifikation, das Realitätsprinzip, den Einfluß der Außenwelt." (l. c.)

Wir sehen also, daß nach Freud das Lustprinzip nunmehr nur für die Libidovorgänge Geltung hat, wobei wir uns allerdings keine Vorstellung darüber bilden können, wie sich das Nirwanaprinzip in das Lustprinzip verwandeln kann, welch letzteres nach Freud als Wächter des Lebens betrachtet werden muß. Im weiteren Verlaufe seiner Darlegungen bei der Besprechung des Masochismus stellt Freud das Leiden als eine Wirkung des Destruktionstriebes hin. Wenn wir aber das Leiden als eine direkte Folge eines Triebes auffassen, so kommen wir mit dem Nirwanaprinzip nicht mehr aus. Dies hat Federn in seiner oben erwähnten Arbeit deutlich erkannt. Und tatsächlich ist nach Federn das Triebziel des Todestriebes lustloses Leid, wie er es namentlich beim Studium der Melancholie klinisch feststellen konnte. So sagt Federn: „... wir vermißten ein Merkmal, um den Destruktionstrieb als solchen zu stigmatisieren. Wir fanden aber soeben, daß der Todestrieb sich dadurch von allen Libidotrieben unterscheidet, daß er nicht die Lust, sondern das Leid zum Ziele hat, und daß das Individuum dabei zwar keine Lust, aber eine Befriedigung im Leid-Äußern, im Leid-Finden, im Leid-Schaffen findet ..." Federn selbst stellt für die Zustände der schweren Melancholie ein Leid-Unleid-Prinzip auf, woran er prinzipiell den Todestrieb erkennt. In einem brieflichen Gedankenaustausch mit mir nannte Dr. Federn dieses Prinzip das „Pein-Unpein-Prinzip".

Es scheint also, daß das Lust-Unlust-Prinzip nur die Libidovorgänge, nicht aber die Destrudovorgänge reguliere.

Aber nun müssen wir ein anderes Moment, und zwar ein sehr wichtiges berücksichtigen. Nach Freud können die Lust- und Unlustempfindungen,

wie jede Empfindung überhaupt, nur bewußt sein, d. h. sie werden wahrgenommen. In seinen metapsychologischen Ausführungen über das Unbewußte heißt es (Ges. Schr., Bd. V, S. 492): „... Zum Wesen eines Gefühls gehört es doch, daß es verspürt, also dem Bewußtsein bekannt wird. Die Möglichkeit, einer Unbewußtheit würde also für Gefühle, Empfindungen, Affekte völlig entfallen..." Weiter unten erklärt er dann, was eigentlich unter einem unbewußten Affekt, Gefühl usw. gemeint ist. Affekte und Gefühle entsprechen Abfuhrvorgängen von Energiebesetzungen, deren letzte Äußerungen als Empfindungen wahrgenommen werden (S. 493). Nun kann es vorkommen, daß eine Energiebesetzung auf eine andere Vorstellungsrepräsentanz verschoben und von hier aus mit Affektentwicklung abgeführt wird, derart, daß der Affekt zu dieser Ersatzvorstellung gehörig empfunden wird. In anderen Fällen wird die Affektentwicklung infolge der Verdrängung überhaupt verhindert, in anderen wiederum erfährt diese Entwicklung eine Verwandlung; dies wurde früher namentlich bei der neurotischen Angst angenommen, indem Freud meinte, daß die verdrängte Libido in Angstaffekt abgeführt werden könne. Nach der neuen Freudschen Auffassung, wie sie in „Hemmung, Symptom und Angst" entwickelt wird, scheint dies nicht zuzutreffen, doch darüber später. Wie immer, wenn man von einem unbewußten Gefühl oder Affekt sprach, handelt es sich nach Freud um eine Nachlässigkeit des Ausdruckes. Ich habe mir diese Verhältnisse durch einen physikalischen Vergleich veranschaulicht:

Stellen wir uns einen isolierten Körper vor, der durch Leitungsdrähte mit verschiedenen elektrischen Vorrichtungen verbunden ist, z. B. mit einer Klingel, mit einer Glühlampe usw. Eine elektrische Ladung — Energiebesetzung —, welche durch diese Leitungsdrähte abgeführt würde, würde die elektrische Klingel zum Läuten bringen, die Glühlampe aufglühen lassen usw. Diese Endeffekte werden dann durch unsere Sinnesorgane wahrgenommen. Und so werden von den Vorstellungsrepräsentanzen die Energiebesetzungen in vasomotorische, vasosekretorische, viszerale usw. Vorgänge abgeführt, deren Endwirkungen als bestimmte Empfindungsgruppen bewußt wahrgenommen werden. Diese Wahrnehmungsgehalte, die mit Wahrnehmungsbildern und Vorstellungen eng verbunden erscheinen, sind eben Gefühle und Affekte. Zu den Gefühlsqualitäten gehören nun auch die Lust und die Unlust.

Daß man der Lust zustrebt und die Unlust vermeiden will, ist eine spekulative Annahme Freuds gewesen, der bemüht war, von den Tatsachen der täglichen Beobachtung auf dem Gebiete der Psychologie Beschreibung und Rechenschaft zu geben (Ges. Schr., Bd. VI, S. 191): „... die Eindrücke, welche der Aufstellung dieses Prinzips zugrunde liegen, sind so augenfällig, daß es kaum möglich ist, sie zu übersehen..." Freud hat zu jener Zeit nur das Lust-

Unlust-Prinzip und seine Modfikation infolge der Anpassung an die Realität, das Realitätsprinzip, für den Ablauf der psychischen Vorgänge erkannt. Er bemerkte ferner, daß das Lustprinzip im Dienste der Funktion stünde und nicht umgekehrt, so daß der Wiederholungszwang sich um das Lustprinzip nicht kümmert.

Auf Grund welcher Momente nahm nun Freud an, daß im Ubw. nur das Lustprinzip herrsche? Da es nur das Ich ist, das die Beziehung zur Realität herstellt, mußte dort, wo eine Rücksicht auf die Realität nicht bestand, nur das Lustprinzip uneingeschränkt walten, d. h. aber in Wirklichkeit bloß: nicht das Realitätsprinzip. So sagt Freud (Ges. Schr., Bd. V, S. 502): „Ebensowenig kennen die ubw. Vorgänge eine Rücksicht auf die Realität. Sie sind dem Lustprinzip unterworfen; ihr Schicksal hängt nur davon ab, wie stark sie sind, und ob sie die Anforderungen der Lust-Unlust-Empfindungen erfüllen."

Aber im Ubw. gibt es keine Lust-Unlust-Empfindungen, und die Alleinherrschaft des Lustprinzips im Ubw. wurde ja von Freud nur deshalb angenommen, weil hier ein Realitätsprinzip auszuschließen war. Ich meine nun, daß die Annahme eines Lust-Unlust-Prinzips für das Es oder das Ubw. ein Egomorphismus sei. Wir haben im allgemeinen auch andere Vorgänge des Ubw. egomorph aufgefaßt, so z. B. als wir von ubw. Erinnerungen sprachen, welche, im Gegensatze zu den bewußten Erinnerungen, das Zeitmoment „es war früher so" nicht enthalten, also nicht Erinnerungen im egomorphischen Sinne sind. Erst durch das Eingreifen des Vbw. wird der Wiederholungsvorgang des schon Erlebten *in statu nascendi* gehemmt, wodurch allein das Zeitmoment eingetragen wird. Dieser Hemmungsvorgang gehört zur Einrichtung der Realitätsprüfung. Und so bilden wir uns eine egomorphe Vorstellung des Ubw., wenn wir hier, wo es keinen Wahrnehmungsapparat gibt, vom Lustprinzip sprechen. Allerdings reguliert hier den Ablauf der psychischen Vorgänge etwas dem Lustprinzip ganz Analoges: und zwar der Drang der Besetzungsenergien nach Abfuhr. Wir verstehen unter einer Wunschregung des Ichs eine Triebpräsentanz, welche ihre Besetzung abführen will. Im Ubw., wo keine Rücksicht auf die Realität besteht, finden wir den psychischen Primärvorgang an, zu dessen Erscheinungen ich auch die topische Regression vom Ubw. zum System W (B), wodurch es in den Träumen zur halluzinatorischen Wunschbefriedigung kommt, zählen möchte. Dieser Vorgang wird bekanntlich im normalen, wachen Zustande durch das Vorbewußte gehemmt und die entsprechende Energie in die Motilität abgeleitet: beim Einschlafen wird die Motilität ausgeschaltet und die topische Regression wiederhergestellt. Was uns während des Tages am meisten ermüdet, ist eben die Hemmung der halluzinatorischen Befriedigung und die Muskelaktion und Muskelspan-

nung. Wenn wir also an Stelle des Lustprinzips für das Ubw. den Primärvorgang gelten lassen, so müssen wir noch hinzufügen, daß das Ubw. sich weder um die Realität, noch darum kümmert, ob das Ich Lust oder Unlust verspürt. Gelingt es einer libidinösen Besetzung zur Abfuhr zu gelangen, so empfindet das Ich Lust, gelingt es dagegen einer destruierenden Besetzung, trotz der Abwehranstrengungen des Ichs, zur Abfuhr zu gelangen, so verspürt das Ich Unlust.

Ich möchte nun über die verschiedenen Verwendungen der Destrudo sprechen, muß aber zu diesem Zwecke zuerst etwas bei der Begriffsbestimmung des Masochismus verweilen.

IV

In den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" behandelt Freud auch den Sadismus und Masochismus. Diese Namen wurden von Krafft-Ebing für die Neigung, dem Sexualobjekt Schmerz zuzufügen, respektive sich von ihm Schmerz zufügen zu lassen, eingeführt. Unter Sadismus und Masochismus versteht man die Lust an jeder Art von Demütigung und Unterwerfung, die das Individuum erleiden lassen, respektive selbst erleiden will. Die aggressive Komponente bei der komplizierten Sexualfunktion, namentlich beim Manne, der die Sexualpartnerin überwältigen muß, ist ja häufig genug in ihrer biologischen Bedeutung berücksichtigt worden. Anfangs hielt Freud den Sadismus für eine selbständig gewordene, übertriebene, durch Verschiebung an die Hauptstelle gerückte aggressive Komponente des Sexualtriebes. Der Sadismus hätte nur in dem Falle Anspruch auf den Namen einer Perversion, in welchem die ausschließliche Bindung der Sexualbefriedigung an die Unterwerfung und Mißhandlung des Sexualobjektes besteht. Die Autoren dehnen aber diesen Ausdruck auch auf alle aktiven, gewalttätigen Einstellungen gegen andere Wesen aus. In analoger Weise bezeichnen die Autoren als Masochismus alle passiven und unterwürfigen Einstellungen anderen Menschen gegenüber. Der Masochismus als Perversion dürfte nur die Bindung der Sexualbefriedigung an das Erleiden von physischem oder seelischem Schmerze bezeichnen. In den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" erklärt Freud, daß der Masochismus durch Umbildung aus dem Sadismus entstanden ist. Nach seiner Aufstellung des Todestriebes hat aber Freud sein Urteil über den Ursprung des Masochismus dahin geändert, daß er einen primär-erogenen Masochismus erkannte, aus dem sich zwei spätere Formen entwickeln: der feminine und der moralische Masochismus. In seinem Aufsatze „Das ökonomische Problem des Masochismus" führt Freud dann die Beziehungen des Todestriebes zum Masochismus genauer aus. Die Libido „hat die Aufgabe, diesen destruierenden Trieb unschädlich zu machen, und entledigt sich ihrer, indem sie ihn zum großen Teil und bald mit Hilfe eines besonderen Organsystems, der Mus-

kulatur, nach außen ableitet, gegen die Objekte der Außenwelt richtet. Er heißt dann Destruktionstrieb, Bemächtigungstrieb, Wille zur Macht. Ein Anteil dieses Triebes wird direkt in den Dienst der Sexualfunktion gestellt, wo er Wichtiges zu leisten hat. Dies ist der eigentliche Sadismus. Ein anderer Anteil macht diese Verlegung nach außen nicht mit, er verbleibt im Organismus und wird dort mit Hilfe der erwähnten sexuellen Miterregung libidinös gebunden; in ihm haben wir den ursprünglichen erogenen Masochismus zu erkennen".

Wir sehen also, daß der Begriff des Sadismus und Masochismus der einer Legierung der Destrudo mit Libido ist; Sadismus würde man also den libidinisierten Trieb nach Aggression und Grausamkeit, Masochismus den libidinisierten Trieb, solche zu erleiden, nennen. Wenn nun, wie Freud meint, praktisch niemals reine, d. h. unvermischte Destrudo anzutreffen ist, so könnte man vielleicht ohne weiteres in jedem Falle von Aggression und Grausamkeit, respektive von der Tendenz, solche erleiden zu wollen, von Sadismus respektive Masochismus sprechen. Die Annahme einer extra- oder introvertierten Destrudo hätte dann bloß einen theoretischen Wert. Aber da fragen wir uns, ob es zweckmäßig ist, diese theoretisch angenommenen Triebäußerungen immer noch Sadismus und Masochismus zu nennen. In dem erwähnten Aufsatze schreibt Freud auch folgendes: „Wenn man sich über einige Ungenauigkeit hinaussetzen will, kann man sagen, der im Organismus wirkende Todestrieb — der Ursadismus — sei mit dem Masochismus identisch. Nachdem sein Hauptanteil nach außen auf die Objekte verlegt worden ist, verbleibt als sein Residuum im Inneren der eigentliche erogene Masochismus, der einerseits eine Komponente der Libido geworden ist, anderseits noch immer das eigene Wesen zum Objekt hat. So wäre dieser Masochismus ein Zeuge und Überrest jener Bildungsphase, in der die für das Leben so wichtige Legierung von Todestrieb und Eros geschah . . ."

Auch die Befriedigung des vom Über-Ich ausgehenden Strafbedürfnisses wird von Freud als Masochismus, und zwar als moralischer Masochismus bezeichnet. Hier meint aber Freud, daß in der Erklärung des Verhaltens des moralischen Masochisten die Libido beiseitezulassen sei und man annehmen müsse, daß der Destruktionstrieb wieder nach innen, gegen das eigene Selbst, gerichtet worden sei. Aber der Sprachgebrauch hat auch in diesem Falle, woran uns Freud erinnert, die Beziehung dieser Norm des Lebensverhaltens zur Erotik nicht aufgegeben und heißt auch solche Selbstbeschädigte Masochisten. Diese Beziehung zur Erotik deckt nun die Psychoanalyse auf: Das Über-Ich setzt die Instanz der Eltern fort, an welche das Kind libidinös gebunden war, und welche auch sein narzißtisches Vorbild waren. Immerhin geht mit dem Vorgange der Introjektion der Liebesobjekte

eine Desexualisierung und Triebentmischung einher, so daß das Über-Ich strenger, d. h. aggressiver wird, als es die wirklichen Eltern waren. Das Über-Ich wird von Freud sadistisch genannt, das Ich ihm gegenüber masochistisch, wenn es das Bedürfnis verspürt, von ihm bestraft zu werden. Ist das Ich bestrebt, die Strafen des sadistischen Über-Ichs zu meiden, so ist es moralisch; Gewissen und Moral sind durch die Überwindung und Desexualisierung des Ödipuskomplexes entstanden. Der moralische Masochist hingegen, der sich durch sein „sündhaftes" Tun bestrafen läßt, hat die Moral wieder sexualisiert, den Ödipuskomplex neu belebt. Wir müßten also z. B. die Strafträume, aus welchen man mitunter mit Angst aufwacht, als halluzinatorische Befriedigung von masochistischen Regungen betrachten. Ich bin aber nicht dieser Meinung, wie ich zu zeigen versuchen werde. Freud hat auch die reale Todesangst der Menschen von einer „elterlichen" Auffassung des Schicksals abgeleitet. Die Frage aber, wovor man sich eigentlich fürchtet, bleibt durch diese Auffassung des Masochismus noch ungelöst. An keiner Stelle der psychoanalytischen Literatur ist klar ausgedrückt, ob die Äußerungen der destruierenden Energie an und für sich sadistisch oder masochistisch genannt werden dürfen. Jedenfalls hat man den Eindruck, daß sie allgemein so genannt werde. Es handelt sich dabei nicht bloß um eine Sache der Konvention, sondern der Zweckmäßigkeit. Begrifflich müssen wir folgende Formen der selbstzerstörenden Vorgänge unterscheiden: 1. Ungewünschte Äußerungen der Destrudo, vor denen sich das Ich fürchtet und sich schützen will. Wie ich bald zu zeigen versuchen werde, ist dies z. B. bei der Realangst der Fall, aber auch bei neurotischen Ängsten; der Verdrängungsmechanismus selbst setzt dies Verhalten des Ichs voraus. Je masochistischer das Ich ist, um so weniger verdrängt es. Die neurotische Angst ist ein Zeichen einer mißlungenen Verdrängung: dem Ich ist es nicht gelungen, sich vor der eigenen Destrudo zu schützen. Bekanntlich spricht Rado auch in diesem Falle von Masochismus — doch darüber später. 2. Die unerwünschten Wirkungen der Destrudo werden sexualisiert, um sie erträglicher zu gestalten und um die Angst zu verringern. 3. Das Ich wünscht geradezu, sich destruierenden Wirkungen auszusetzen, weil es sich dadurch eine libidinöse, sublimierte oder unsublimierte Befriedigung verschafft. Um zu einer solchen zu gelangen, muß es eben leiden.

Wenn man in allen drei Fällen von Masochismus spricht, dann müssen diese drei Fälle gleicher Benennung irgendwie anders auseinandergehalten werden. Oder man entschließt sich, nur den letzten Masochismus zu nennen.

V

Studieren wir nun etwas genauer die Funktion und die Wirkungsweise der Destrudo. So wie diese in das Muskelsystem abgeleitet wird, so wird sie auch

in allen Ich-Funktionen extravertiert, was Kardiner in seiner Arbeit über die „Bioanalyse der epileptischen Reaktion"[4] berücksichtigt hat. Vermöge der Ich-Funktionen behauptet sich das Ich in der Außenwelt, es sucht diese zu beherrschen und zu bemeistern. Es steht fest, daß auch bei den Wahrnehmungsvorgängen, bei der Aufmerksamkeit, bei der Orientierung, bei intellektuellen Leistungen usw. Destrudo nach außen gewendet wird — immer mit Libido legiert. Die Funktionen, die der Bemeisterung der Außenwelt dienen, enthalten immer auch Aggression. Wenn wir uns nun mit der Annahme befreunden, daß die Destrudo bei ihrer Abfuhr Unlust, respektive Aggressionsgefühle weckt (welch letztere aber meistens lustbetont sind), je nachdem sie ich- oder objektgerichtet ist, so werden wir sagen, daß eine peinliche Wahrnehmung oder Vorstellung mehr von Destrudo als von Libido besetzt ist. Die Aggression ist auch deshalb lustbetont, weil dadurch das eigene Selbst von Destrudo entlastet wird, und weil die narzißtische Libido dadurch befriedigt wird, daß es ihr gelungen ist, die Destrudo nach außen zu wenden.

In „Jenseits des Lustprinzips", spricht Freud von einem Reizschutze, der das Individuum umgibt, welches durch die Pforten der Sinnesorgane nur Kostproben von den Reizen der Außenwelt erhält. Nun gibt es auch einen inneren Reizschutz zwischen Ich und Es, dem inneren Ausland, der aus dynamischen Mechanismen besteht. Die Ich-Funktionen absorbieren, wie gesagt, Destrudo. Dadurch wird das Ich nicht nur von den dazu verwendeten Destrudomengen verschont, sondern diese dienen dann gleichzeitig zur aktiven Selbstbehauptung und Verteidigung gegen die Gefahren der Außenwelt. Mit Hilfe solcher Vorstellungen können wir uns nun die Entstehung der Realangst erklären. Nach Freud bezieht sich die Realangst nicht auf eine „objektiv zu beurteilende Schädigung der Person, die psychologisch gar nichts zu bedeuten brauchte, sondern" das Gefürchtete ist das, „was von ihr im Seelenleben angerichtet wird. Die Geburt z. B., unser Vorbild für den Angstzustand, kann doch kaum an sich als eine Schädigung betrachtet werden, wenngleich die Gefahr von Schädigungen dabei sein mag. Das Wesentliche an der Geburt wie an jeder Gefahrsituation ist, daß sie im seelischen Erleben einen Zustand von hochgespannter Erregung hervorruft, der als Unlust verspürt wird und dessen man durch Entladung nicht Herr werden kann. Heißen wir einen solchen Zustand, an dem die Bemühungen des Lustprinzips scheitern, einen traumatischen Moment, so sind wir über die Reihe neurotische Angst-Realangst-Gefahrsituation zu dem einfachen Satz gelangt: das Gefürchtete, der Gegenstand der Angst ist jedesmal das Auftreten eines traumatischen Moments, der nicht nach der Norm des Lustprinzips erledigt werden kann ..."[5] Nun fügen wir

4) Psa. Quarterly, Vol. I, 1932, Part. 3—4.
5) Ges. Schr., Bd. XII, S. 248.

hinzu, daß der traumatische Zustand durch die zerstörende Wirkung der Destrudo bedingt ist. Nach unserer Anschauung über das Lustprinzip, das nur für die Libidovorgänge Geltung hat, ist es sehr natürlich, daß der traumatische Zustand dem Lustprinzip geradezu widerspricht oder, wie sich hier Freud ausdrückt, „die Bemühungen des Lustprinzips, d. h. die Anstrengungen der Libido, scheitern läßt". Das Ich verdankt seine Integrität und seine Synthese nur der narzißtischen Libido, respektive ihrer Funktion, die Destrudo zum doppelten Schutz des Ichs nach außen zu wenden.

Vergegenwärtigen wir uns, wie es eigentlich zum traumatischen Zustande kommt: Die Wahrnehmung einer äußeren Gefahrsituation bedingt eine Konzentration von Destrudo auf die entsprechenden Wahrnehmungshinhalte — sind doch nach unserer Annahme die unlustvollen Wahrnehmungs- und Vorstellungsinhalte mehr mit Destrudo als mit Libido besetzt. Diese großen Destrudoquantitäten werden aus allen anderen Systemen geschöpft, und so kommt es, daß die Ich-Funktionen, welche im angegebenen Sinne zweiseitige Schutzvorrichtungen sind, an Destrudo verarmen und in ihrer Wirkung gestört sind. Tatsächlich ist das Ich im Falle einer starken Ansammlung von Destrudo auf einen schreckhaften Wahrnehmungs- oder Vorstellungsinhalt nicht mehr vollkommen Herr seiner Motilität, seiner Sinne, kann weniger Aufmerksamkeitsbesetzung aufbringen usw. und fällt dagegen der Angst zum Opfer. Das Ich ist nun nach dem Lustprinzip bestrebt, sich der angsterzeugenden Situation zu entziehen, d. h. die Erlebnisse, welche eine Konzentrierung von Destrudo auf psychische Inhalte bewirken, zum Schwinden zu bringen. Und durch die Flucht oder Verteidigung entzieht es sich, insofern es realitätsangepaßt ist, sowohl der inneren Gefahr — d. h. der gefährlich werdenden Destrudo — als auch gleichzeitig der äußeren, objektiven Gefahr. Daß der Angstmoment sich auf die innere Wirkung der Destrudo bezieht, beweist der Umstand, daß man weniger Angst verspürt, je aggressiver man ist, und daß man sogar während der Flucht, infolge der Muskeltätigkeit, weniger Angst verspürt, als wenn man in den Bewegungen gelähmt ist. Der Angstaffekt drückt eben aus, daß die Destrudo gegen das eigene Selbst, der Mut, daß sie gegen die Außenwelt gerichtet ist. Es ist ja bekannt, daß bei einem angegriffenen Individuum, das in blinde Wut gerät, seine Angst dem Tollmute weicht.

Wie wir sehen, ist der traumatische Zustand, dem die Realangst gilt, nicht unmittelbar von äußeren Destruktionskräften bedingt, sondern von der Wirkung der eigenen Destrudo, welche autoplastisch die äußeren Destruktionskräfte, noch bevor diese an das Individuum herankommen, ersetzt. Durch diesen antizipierenden, autoplastischen Einsatz von Energie wird das Individuum zur Flucht und zur Verteidigung angetrieben, wobei allerdings der Auf-

wand dieser Autoplastik oft auf Kosten der Aggressions- und Verteidigungskräfte erfolgt. Nur so können wir uns ökonomisch die lähmende Wirkung großer Ängste erklären, ohne den Todestrieb, d. h. eine Tendenz zu unterliegen, heranzuziehen.

Auch das seelische Trauma setzt einen solchen Mechanismus voraus, doch kann ich mich hier nicht in Einzelheiten darüber einlassen. Wir werden aber im Falle solcher autodestruierender Wirkungen der Destrudo sicher nicht von Masochismus sprechen. Auch die Angstträume, die eine Strafe beinhalten, entsprechen eher einem traumatischen als einem masochistischen Wunschmechanismus; allerdings unterscheidet sich der nichtmasochistische Straftraum vom Angsttraum infolge eines erlittenen Traumas in mannigfaltiger Hinsicht: beim Straftraum handelt es sich um Erwartungsvorstellungen einer noch nicht erlittenen Destruktion, beim traumatischen Traum um bereits erlebte destruierende Wirkungen; in beiden Fällen rührt die Destruktion unmittelbar von der eigenen Destrudo her. Beim Straftraum handelt es sich um einen Durchbruch von Destrudo durch Vermittlung des Über-Ichs ins Ich, beim traumatischen Traum um eine, anläßlich des Erlebnisses, stattgefundene Konzentrierung von Destrudo auf bestimmte Vorstellungsinhalte, wobei die Destrudo nicht sofort in die Ich-Funktionen zurückfließen kann, als ob eine Elastizitätsgrenze überschritten worden wäre.

Wenn wir uns nun vor Augen halten, daß die Destrudo für die Verteidigungs- und Fluchtmechanismen des Individuums unerläßlich ist, so werden wir aus ihrem Vorhandensein nicht ohne weiteres einen primären Trieb zur Selbstzerstörung ableiten dürfen. Wir müssen wohl noch andere Belege für seine Aufstellung suchen.

Leider haben die Ausführungen Freuds in „Hemmung, Symptom und Angst" in analytischen Kreisen zu wenig Beachtung gefunden. Hier teilt uns Freud seine neuen Anschauungen über die Verdrängungsmotive mit (S. 111): Eine libidinöse Triebregung wird dann verdrängt, wenn sie mit einer ubw. Vorstellung der Kastration, des Liebesverlustes usw. verbunden ist. Eine ubw. Vorstellung der Kastration ist doch gleichbedeutend mit einer bewußten Wahrnehmung der Gefahr vor der Kastration — gibt es doch im Ubw. keinen Unterschied zwischen wirklich und imaginär. Erst durch das Bewußtwerden der Vorstellung wird dieser Unterschied eingeschaltet. Die neurotische oder Triebangst bezieht sich also ebenfalls auf die Wirkung der Destrudo, vor der sich das Individuum schützen will. Die ubw. Verschiebung der Destrudo auf Ersatzvorstellungen ändert nichts an dieser Auffassung.

VI

Rado hat kürzlich eine neue Angsttheorie aufgestellt[6]: Er behauptet nämlich, daß die Gefahr, auf welche das Individuum mit Angst reagiert, ein Schmerzluststreben, ein Abkömmling des genitalen Masochismus sei. Ich halte diese Auffassung für sehr verwirrend. Wenn man alle selbstzerstörenden Vorgänge als masochistische bezeichnet, was sicher nicht zweckmäßig ist, so müssen wir, wie gesagt, verschiedenartige Masochismen unterscheiden. Rado geht von der Anschauung aus, daß man *in praxi* niemals reine destruierende Energie antrifft und daß diese nur eine theoretische Annahme sein könne. Klinisch sei sie stets mit etwas Libido legiert. Aus diesem Grunde läßt er als faktisches Moment des Angstsignals den Masochismus gelten. Er meint ferner, daß der seelische Schmerz des Mädchens bei der Entdeckung ihrer vermeintlichen Kastration libidinös erregt wird und als Ersatzbefriedigung für die nun gehemmte Klitorismasturbation benützt wird. Und so entstünde nun das neue Sexualziel: die passive Schmerzlust. Von nun an fürchte sie sich vor exzessiven masochistischen Erregungen. Dazu ist aber zu bemerken, daß gerade die Libidinisierung der destruierenden Besetzungen angstbefreiend wirkt. Angst entsteht eben dann, wenn die Libidinisierung der destruierenden Vorstellungen zu schwach ist. Zur Beleuchtung dieser Verhältnisse möchte ich den Verdrängungsvorgang mit einer bewußten masochistischen Regung vergleichen. Wahrscheinlich gibt es verschiedenartige Schmerz- und Unluststrebungen: Das Leiden kann beispielsweise nur ein Mittel sein, um Liebe, Aufmerksamkeit oder gar Bewunderung auf sich zu ziehen; dann kann das Leiden eine zu erfüllende Bedingung sein, gleichsam eine Strafe, um sich eine libidinöse Befriedigung gestatten zu dürfen; dann gibt es auch Fixierungen an Unlusterlebnisse, wobei defensiv Libidobesetzungen zu den betreffenden Vorstellungen hinzutraten usw.

Nach der letzten Beschreibung des Verdrängungsvorganges durch Freud wehrt das Ich eigene Destruktionsbesetzungen ab und mit diesen die mit ihnen in Verbindung stehenden libidinösen Regungen — sind es doch diese, welche beispielsweise die Kastrationsvorstellung erwecken. Was das Ich im Grunde verdrängen will, sind lustlose Unlustvorgänge. Es ist für das seelische Trauma geradezu charakteristisch, daß die verdrängende Funktion des Ichs gelähmt wird. Die Verdrängung, die vom unbewußten Anteil des Ichs automatisch erfolgt, gehorcht dem Lustprinzip. Kommt es aber zu einer Kompromißbildung zwischen der libidinösen Regung und der Vorstellung, beispielsweise der Kastration, derart, daß diese letztere unschädlich gemacht wird, so bleibt die Verdrängung aus; die Kastration, oder besser eine Ersatz-

6) Rado, S.: Die Kastrationsangst des Weibes, Int. Psa. Verl., Wien, 1934.

bildung der Kastration wird mit der libidinösen Regung mit in Kauf genommen und so kommt es zum bewußten Masochismus im engeren Sinne des Wortes. Das Leiden gehört dann zum Ziel der sexuellen Befriedigung. Wie immer, gilt die Angst dem destruierenden Momente — seine Libidinisierung wirkt jedenfalls angstbefreiend.

Wenn man also die Funktion der Destrudo näher untersucht, so macht sie einen ähnlichen Eindruck wie die des Körperschmerzes: Würde das Individuum keine Schmerzempfindungen verspüren, so käme ihm ein notwendiges Signal abhanden, das es, vermöge des Lustprinzips, vor Schädigungen bewahrt. Dies trifft z. B. bei der Syringomyelie zu, wo die spinalen Leitungsbahnen der Schmerzempfindungen zerstört sind.

Zum Schlusse möchte ich als Beispiel dafür, wie man in der Psychoanalyse die erwähnten Ausführungen Freuds in „Hemmung, Symptom und Angst" ignorieren kann, die Arbeit von Käthe Misch „Die biologischen Grundlagen der Freudschen Angsttheorie" erwähnen.[7] Frau Misch geht mit Reich davon aus, daß die Angsterscheinungen von einer allgemeinen Erregung des Sympathikus begleitet sind. Sie glaubt ferner beweisen zu können, daß die Sympathikuserregung eine mehr oder minder direkte Folge einer Libidostauung sei. Nach ihr ist der Verlauf der Erregungswelle im vegetativen System bei sexuellen Erregungen, die mit Befriedigung enden, so, daß im Moment des Orgasmus oder schon kurze Zeit vorher die Sympathikus- in eine Parasympathikuserregung umschlägt. Bei einer Stauung der schon in Abfuhr begriffenen Libido bliebe die finale Parasympathikuserregung aus, daher das Angstmoment. Die Verfasserin bringt ihre pharmako-physiologischen Untersuchungen als Beweis für die ursprüngliche Auffassung Freuds von der neurotischen Angst vor, deren Enstehung nur von einem libidinösen Faktor bedingt sein sollte.

Was ihre Untersuchungen selbst anlangt, muß bemerkt werden, daß die Sympathikuserregung auch bei der Realangst auftritt, wo keine Libidobefriedigung in Gang ist. Allerdings wurde früher die Realangst mit einem narzißtisch-libidinösen Moment in Beziehung gebracht. Es ist aber naheliegend, das Hemmungsmoment der libidinösen Abfuhr selbst zu berücksichtigen. Dieses Moment, das an einen Destrudovorgang gebunden ist, bedingt die neurotische Angst, und nicht die Erscheinung der Libidostauung an und für sich — die Ursache dieser Stauung ist für die Angst verantwortlich. Was die nervösen Begleiterscheinungen bei der neurotischen Angst anlangt, so ist es doch viel plausibler anzunehmen, daß die libidinösen Vorgänge beispielsweise an das parasympathische System gebunden seien, die destruierenden an das sympathische — wie es ein Kollege der italienischen Gruppe, Doktor

7) Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935, Heft 1

Ladislaus Kovacs, in unserer italienischen Vereinigung dargelegt hat. Mit dieser Annahme können die Ergebnisse aus den Untersuchungen von Käthe Misch in konsequenterer Weise gedeutet werden. Die anfängliche Sympathikuserregung rühre von den miterregten Destrudovorgängen her, die finale Parasympathikuserregung, die von der Destrudo verhindert werden kann, entspräche einem Siege der Libido über die Destruktionsvorgänge. Es entspricht vollkommen der Funktionsweise der Destrudo, daß ihre Abfuhr Unlustgefühle und Angst erzeugt.

VII

Abschließend möchte ich sagen, daß die Existenz des Todestriebes zwar wahrscheinlich, nicht aber mit wissenschaftlicher Strenge bewiesen ist. Dagegen ist die der Destrudo sichergestellt: sie ist eine alles andere als harmlose Energie, die auch verheerende Wirkungen nach sich ziehen kann, welche aber anderseits einer unerläßlichen Funktion zur Ichbehauptung entspricht. Der Masochismus deckt sich nicht mit der Destrudo, setzt aber ihre Existenz voraus.

Wenn auch die Existenz des Todestriebes nicht bewiesen ist, so ergreift uns doch tief die Schilderung Freuds über den Ablauf des Lebens; zusammenfassend könnte man sie folgendermaßen wiedergeben:

Der Todestrieb läßt das Individuum altern und sterben. Auf diesem Wege löst sich das Keimplasma, der Vertreter des Eros, von ihm ab, um unter günstigen Verhältnissen einen neuen Lebensweg zu beginnen und infolge des Wiederholungszwanges eine vorgeschriebene Bahn zu durchlaufen. Das Keimplasma verläßt das Individuum, weil es sich gegen den Todestrieb auflehnt, und erzielt dadurch einen Triumph, daß ein neues Individuum geboren wird. Und so setzt sich der titanische Kampf zwischen Lebenstrieb und Todestrieb fort.

Das Unbewußte und die Triebe vom Standpunkte einer Wirbeltheorie[1]

Von

Imre Hermann

Budapest

Es wird in dieser Studie kaum von neuentdeckten Erscheinungen die Rede sein — eher von der konsequenten Durchführung einer Betrachtungsweise und von den Folgen, die sich aus dieser Betrachtungsart logischerweise ergeben. Wohl bauen wir auf Erfahrungstatsachen und sind auch bestrebt, Erfahrung und Theorie auseinanderzuhalten, aber der Auswahl und der Zusammenfassung der Tatsachen schwebt schon die fertige Theorie vor. Zur Orientierung sei vorausgeschickt, daß das Wesen unserer Ergebnisse: der „krumme Weg" des Unbewußten und die „Wirbelhaftigkeit" der Triebe, eigentlich dazu berufen ist, eine anschauliche Hilfe bei der Vorstellung der Abläufe des Unbewußten und des Triebhaften abzugeben. Unter „krummem Weg" soll der unstätige, ungleichförmige und der — auch außerhalb des Raumhaften — nicht kürzeste Weg, ein Weg mit ambivalenter, einem Ziele sich nähernder und sich von ihm entfernender Richtung verstanden werden; die Benennung dient als anschauliches Schema dieser Eigenschaften. Die Bezeichnung „Wirbelhaftigkeit" wird ebenfalls als anschauliches Schema für die Kraftentfaltung eines Ablaufes mit krummem Weg verwendet, eines Ablaufes mit verschiedenen Niveauhöhen, bei welchem die Anziehungskraft eines Zentrums mit der Nähe zum Zentrum wächst.

Wir wissen, daß von einem einzigen Gesichtspunkt hervorgehobene Tatsachen wegen der bestehenden anderweitigen Determinanten zu ständigem Widerspruch reizen: wir wollen darauf im folgenden nicht mehr hinweisen. Wir bitten den Leser, die Aufeinanderfolge der Erscheinungen so auf sich wirken zu lassen, daß er von passiver Aufnahme zu aktiver Mitbetrachtung übergehen kann.

I. Erfahrungstatsachen

A. Das Indirekte und „Krumme" in der Richtungsgebung des Unbewußten

1. Der Ablauf der freien Assoziation. In der Methodik der Analyse wird das Auftauchen des Unbewußten von der freien Assoziation erwartet. Wir hoffen, daß die ihr eigentümliche Einstellung zu einer wenigstens par-

1) Vorgetragen in der Ungarischen Psychoanalytischen Vereinigung in Budapest am 10. Februar 1933.

tiellen Aufschließung des Unbewußten führt; die Erfahrung lehrt, daß die freie Assoziation diese Aufschließung wirklich zustande bringt. Das Wesen der freien Assoziation wird aber mißverstanden, wenn ein vollständig ungebundener Gedankengang als Ideal vorschwebt. Steht uns ein Forschungsmaterial (Symptom, Traum, Fehlhandlung, Widerstand) zur Verfügung, so soll die Aufmerksamkeit auf dieses, wenn nicht, so auf eines der allgemeinen Ziele der Analyse (Aufdeckung der Vergangenheit, Offenbarung des Tiefstinnersten) gerichtet werden, oder sie richtet sich darauf von selbst. Aber — und das ist hier das Wesentliche — im Gegensatz zur gebundenen Assoziation löst sich das Ich von dieser Aufmerksamkeitseinstellung los; das bewußte Aufmerken gleitet vom anfangs fixierten Material gewissermaßen ab. Diese Einstellung, der sich Analysand und Analytiker gleicherweise unterwerfen, ähnelt der, die in Aktion tritt, um einen frühmorgens entschlüpften Traum wiederzufinden. Eine bestimmte Intention, ein bestimmter Aufmerksamkeitsakt sucht den Traum zurückzurufen, doch ist es nicht ratsam, diese Aufmerksamkeit im Bewußten zu fixieren. Der Anfangsentschluß kann den halbentrückten Traum zumeist nur durch ein Abgleiten der Aufmerksamkeit wiederbringen.

Die Kenntnis dieser Tatsache ist für die Unterstützung der freien Assoziation nicht gleichgültig. Bei zwanghaften Patienten, die sich ihre bewußte Einstellung nicht aufzugeben getrauen, versuchte ich diese Aufmerksamkeitsloslösung künstlich in der Weise hervorzurufen, daß ich sie während der Assoziation bestimmte Buchstaben des sogenannten Bourdon-Testes streichen ließ, mit der Instruktion, ihre Aufmerksamkeit auf diese Arbeit zu richten; in anderen ähnlichen Fällen sollten sich die Kranken mit einem Labyrinth-Geduldspiel befassen. Die Versuche, die, wie ich hervorheben will, natürlich nicht zum Bestand der alltäglichen Methode gehören, zeitigten viele schöne Erfolge. Ein Junge sagte während des Labyrinthspiels gerade heraus, daß dieses Spiel der Analyse ähnle: durch ein ganzes System der Umwege nähere es sich dem Ziel und entferne sich wieder.

Diese methodisch so wesentliche Erscheinung kann auf zweierlei Weise beschrieben werden. Entweder sagen wir, daß die Widerstände des Ichs durch das Abgleiten der Aufmerksamkeit gleichsam hintergangen werden: sie stellen auf den ungefährlich erscheinenden Stellen schwächere Kräfte auf, und die Anfangsintention macht sich diesen schwachen Punkt, dieses Entschlummern zunutze. Diese Beschreibung operiert also mit der Dynamik der Widerstände. Doch gibt es auch eine Beschreibung anderer Art, die sich aus einem Relativitätsstandpunkt — und seine Einbeziehung kann dort, wo es sich um eine Dynamik der Kräfte handelt, nicht einmal unnütz sein — zwanglos ergibt. Auch diese Beschreibung setzt mit der Tatsache der Widerstände an, führt

aber so fort, daß die Widerstände infolge unserer Einstellung dadurch abgeschwächt werden, daß unsere Einstellung der Wirkungsweise des Unbewußten und nicht der Arbeitsart des Bewußten entspricht. Diese Einstellung wird vom Analysanden angenommen, damit das Unbewußte in Erscheinung trete, vom Analytiker, damit er die Signale, die aus dem Unbewußten des anderen kommen, in einer mit ihm harmonisierenden Einstellung auffangen könne. Die Anfangsaufmerksamkeit und das darauffolgende Abgleiten harmonisieren aber deshalb mit dem Unbewußten, weil das Unbewußte keine direkte, gerade und ständig dem Ziel zustrebende Richtung nimmt. Im Bewußten wird das Ich durch die Aufmerksamkeit gleichsam gerade gerichtet, einem Ziel direkt zugeführt; im Unbewußten gibt es dagegen eine derartige Aufmerksamkeit nicht, sondern eine der Aufmerksamkeitsleistung analoge „krumme" Richtung.[2]

2. Die so wichtigen Signale des Unbewußten, die Symbole, sind im Grunde Ausdrucksweisen mit indirekter Intention. Jedem Symbol ist eine indirekte „krumme" Richtung zugeordnet.

3. Die Abläufe des Menschen, der unter dem Einfluß des Unbewußten steht, weisen Umwege auf. Das gilt von Lebensabläufen außerhalb oder von Entwicklungen innerhalb der Analyse. Auch das Bestreben, die peinlichen Inhalte vom Analytiker aussprechen zu lassen, anstatt sie selbst auszusprechen, gilt als ein solcher Umweg. Der Umweg dieser Art wird durch viele Kranke unmittelbar dadurch veranschaulicht, daß sie sich nach der Stunde in einem Bogen dem Arzt nähern, um ihm die Hand zu reichen. Einer meiner Patienten führte diesen Umweg schon am Stundenanfang im eigentümlichen Zeremoniell des Sichniederlegens aus. Ein anderer, der in der analytischen Stunde ziemlich leicht in Versenkungszustände gerät, hat die Gewohnheit, sich sozusagen „einzukurbeln", indem er mit dem einen Unterarm Bewegungen ausführt, die sehr oft den Mantel eines Kegels beschreiben. Als ob unter dem Einflusse des Unbewußten die krumme Richtungsgebung sich auch in die räumliche Orientierung einmischen würde.

4. Dem wesentlichen Inhalt des unbewußten Über-Ichs: „sei wie dein Vater" ist der Befehl beigesellt: „sei nicht wie dein Vater". Diese für die bewußte Logik sinnlose Duplizität löst sich mit der Einsicht, daß das „Sosein" ein Gerichtetsein darstellt, welches aber nicht gerade zu bleiben vermag, sondern abgleiten muß; damit erscheint dieser Aufbau vom Standpunkt des Unbewußten nicht so kompliziert, wie er sich vom Bewußtsein aus gesehen darstellt. (Dadurch kann natürlich über die Entstehungsgeschichte des Über-Ichs nichts Wesentliches ausgesagt, nur das Eigentümliche seiner Art begreiflicher gemacht werden.)

2) Vgl. Hermann, Die Psychoanalyse als Methode. Int. Psa. Verl., Wien, 1934.

B. Zirkuläre, auf sich zurückweisende Erscheinungen

Diese bekannten Erscheinungen seien hier genannt, weil die Vorstellung einer krummen Richtungsführung das Zurückkehren der Objektlibido in das Ich nach Versagungen die angstauslösende Wirkung der Libidoverdrängung und die wiederum libidoverdrängende Wirkung der Angst oder die gleiche Wechselwirkung von Angst und Aggression (M. Klein) sogleich natürlich erscheinen läßt. Es ist, als ob in allen diesen Erscheinungen, also in den Abläufen des Triebgebietes, der Ablauf gleich mit einer Intention beginne, in der die Rückkehr zum ursprünglichen Gebiet vom Anfang an enthalten ist.

C. Wirbelartige Erscheinungen

1. Das Aufkommen des analytischen Materials. Überläßt sich der Analysand dem Gange der Analyse, so gerät er oft in eine Strömung, die ihn mit sich reißt, von der er sich tagelang nicht befreien kann. Schlaflose Nächte kommen über ihn, tagsüber fühlt er sich verworren und wird von seinen aufgewühlten Gedanken immer wieder und wieder in die Nähe des ihn verwirrenden Themas gebracht. Auch das Schwindelgefühl nach der analytischen Stunde wird teilweise durch dieses Aufgewühltsein motiviert.[3]

2. Der Widerstand gegen das analytische Material entspringt oft aus der Angst vor diesem Zustand. Der Analysand fürchtet, daß er, in die Strömung geratend, nicht mehr haltmachen könne; diesem Gefühl gibt er entweder unmittelbaren Ausdruck oder durch ein Ersatzgefühl: durch die Furcht vor dem Verrücktwerden.

3. Bildung depressiver und zwanghafter Symptome. Es läßt sich oft beobachten, wie diese Symptome den Eindruck des In-Wirbel-Geratens hervorrufen, mit zwei Eigenheiten des Verlaufs. Die eine ist die Inkubationszeit, während der der Kranke kaum bemerkbar in sein Symptom hineingleitet. Die andere, mit dieser zusammenhängende Eigenheit ist die, daß sich das Symptom immer stärker und stärker einnistet, so daß am Anfang bei fester Entschlossenheit die Befreiung noch durchführbar ist, später aber die Kraft des Ichs dem Toben des Symptoms gegenüber vollständig versagt. Ein Kranker beklagt sich etwa über zeitweise starke Speichelbildung, die ihn zum Schluckzwang nötigt. Wenn er zu Beginn der Speichelbildung einen „strammen Charakter" annimmt und sich als Ideal einen starken Willen vorhält, so kann er noch über das Symptom Herr werden; doch wenn er dies gleich am Anfang vernachlässigt, so hat er später keine Macht über das Symptom. Die Kenntnisnahme dieser Tatsache ist auch von praktischem Werte. Wir können die Aufmerksamkeit des Kranken auf eine stärkere Beobachtung der Inkubations-

3) Näheres über den Zusammenhang Schwindelgefühl — Aufdeckung des Unbewußten siehe unter II, A.

symptome lenken, wodurch das Symptom nicht zur Wirbelhaftigkeit gelangt und das Unbewußte für die Symptomanalyse *in statu nascendi* zugänglicher wird. Mit der Anwendung eines Ausdruckes von Kohnstamm läßt sich sagen, daß die „Sprengung biologischer Zirkelbildung" am Anfange des Wirbels eher gelingt als in seinem weiteren Verlauf.

Auch die Zornentwicklung zeigt dieselbe Wirbelhaftigkeit. Nach der Beschreibung eines Analysanden kann sein Zorn durch ein wohlwollendes Lächeln des vermeintlichen Beleidigers anfangs sofort beschwichtigt werden; wird aber dieses Lächeln unterlassen, so hat später niemand mehr Macht über das Anwachsen des Zornes.

Wenn jemand die Analysenstunde mit Schweigen beginnt, so erfahren wir etwas Analoges: wenn es am Anfang gelingt, durch Verständnis des Schweigens dem Analysanden zum Reden zu verhelfen, so läuft die Stunde ruhig weiter; doch wenn man das am Anfang der Stunde unterläßt oder den richtigen Ton oder die richtige Erklärung nicht findet, so kann dasselbe Verfahren später die Lösung nicht mehr bringen.

4. Triebhafte Erscheinungen und Charaktere. Wie bekannt, hat auch die Onanie ihren Wirbel: der Onanierende enthält sich der Onanie, bis er aus irgend einem Grunde, etwa nach einer Enttäuschung wieder in sie hineingerät. Dann aber hat er lange Zeit nicht die Kraft, sich aus ihr zu befreien. Eine eigentümliche und mit der Wirbelhaftigkeit irgendwie zusammenhängende Erscheinung sehen wir in der von Reich beschriebenen Schwierigkeit, mit der triebhafte Charaktere den genitalen Orgasmus erlangen; sie bedürfen masochistischer Manipulationen, um ihn zu erreichen; es ist, als ob der Wirbel sie nicht loslassen wollte.

In einem von mir beobachteten Fall handelte es sich zwar nicht um einen triebhaften Charakter, aber das Hervorbrechen einiger Symptome war triebhaft. So geschah es oft, daß dieser Mann von einem langsam anwachsenden, unerklärlichen Drang gepackt wurde, einer Art Angst, die er auch in der Magengegend verspürte, und von der gepeitscht — unmotiviert vom Standpunkte der oberflächlichen Libido-Ökonomie — er sich auf den Straßen herumtreiben mußte: er ging Prostituierten nach. Bei einer solchen gut beobachteten Gelegenheit kehrte er nach mehrstündigem Herumtreiben bei einer Prostituierten ein, verspürte aber dort keinen eigentlichen Koitusdrang mehr, zahlte und ging nach Hause. Die nachfolgenden Stunden waren im großen und ganzen mit der Analyse dieser Begebenheit ausgefüllt. Auf Grund eines Traumes kam er auf eine Erinnerung zu sprechen, die davon handelte, wie er als 6—7 Jahre alter Junge von der Kinderstube hinausschlich, sich durch einen Korridor in das Dienstbotenzimmer stahl, dort die Pantoffel der Köchin herauszog und sie beroch. Von da gingen die Erinnerungen

zu seinem Fußgeruch, mit dem er viel zu kämpfen hatte — dann zu einer Erinnerung, wie er neben einer Tante im Bette lag und mit seinem Fuße langsam und behutsam mit ihrem Fuße Berührung suchte. Auch der Geruch wurde erwähnt, den er morgens aus dem Schlafzimmer seiner sonst wohlgepflegten Mutter wahrnahm. So sammelte sich ein gewisses Material an, das sich auf den Fuß, auf das langsame, behutsame Gehen und auf den Geruch (auf den Geruch der Mutter) konzentrierte. Einige Tage später spürte er am Abend wieder den Drang zum Herumtreiben, doch konnte er sich nach einer kleinen Umschau bald davon befreien, dagegen wurde er plötzlich von einem Durchfallreiz überrascht. Im Traum der nächsten Nacht *erwürgt er einen asphyktischen Säugling.* Der Durchfall konnte jetzt als „schneller" Stuhlgang gegenüber dem langsamen Gang gedeutet werden, ferner als verbotene Geruchsproduktion und anale Befriedigung; der Säugling war aber asphyktisch, weil er nicht riechen durfte und die diesbezüglichen Wünsche niederzuwürgen hatte (auch sein Kampf gegen die Ejakulation war in der Pubertät sehr groß). Das Gewicht soll hier nicht auf eine ausführliche Analyse des Symptoms gelegt werden, sondern auf die Veranschaulichung seiner Wirbelhaftigkeit, seiner nicht-genitalen Auflösung und der wesentlichen Rolle, die im Hintergrund der Geruch spielt.

5. Der Koitus. Hier kann von der Freudschen Feststellung ausgegangen werden, der Genitaltrieb schalte solange immer neue Vorlustakte ein, als er nicht auf den Weg der eigenen Lustauslösung gelangt. Er geht also nicht geraden Weges dem Koitus entgegen, und auch der Reizzuwachs des Koitus geht nicht in gerader Richtung vor sich. Reich stellte uns solche Koituskurven vor, an denen er zwei Abschnitte unterscheiden konnte. Im ersten Abschnitt steigt der Reiz nur allmählich und befindet sich fast vollständig im Willensbereich, der zweite Abschnitt ist steil und strebt vom Willen gleichsam unbeeinflußbar — oder nur schädlich beeinflußbar — seinem Ziele entgegen.[4] Diese Darstellungen werden größtenteils vom Bilde des Wirbels gedeckt; was sich in das Bild nicht fügt, die letzte Zielgerichtetheit, soll uns noch beschäftigen.

6. Der Nahrungstrieb. Auch der Nahrungstrieb besitzt denselben Aufbau. Ich selbst beobachtete eine Patientin mit Zwangshungern. Wenn sie nach Hungertagen nur einige Bissen aß, konnte sie weiterhungern, gab sie aber dem Hungertrieb nach und aß weiter, so war sie nicht mehr imstande, der Freßgier Einhalt zu tun. Katz, der dem Hunger und Appetit eine besondere Studie widmet, hält es für offenbar, daß die Befriedigung eines Appetits auf verschieden hohem Niveau erfolgen kann. Die Durstlöschung erfolgt ebenfalls mit Einschaltung mehrerer Stationen. Bei Hungernden

4) W. Reich: Die Funktion des Orgasmus. 1927.

(Menschen und Versuchstieren) ist beobachtet worden, daß das Hungergefühl, die Stärke des Hungertriebes, in den ersten Fasttagen am größten ist und dann fast verschwinden kann. Wenn der Nahrungstrieb in Konflikt zu Furchtgefühlen gebracht wird, so zeigt es sich, daß schließlich die Furcht überwunden wird, dann aber „stieg das Versuchstier nicht weniger als 26mal trotz furchtauslösendem Gegenstand auf die Freßnäpfe".[5]

7. Die Furcht vor dem Wirbel als Symptomdeutung. Die Wirbelangst kann nicht nur zum Verständnis der Widerstände, sondern auch zur Deutung des latenten Sinnes im Symptom selbst herangezogen werden. Wer sich auch in der kleinen Ursache vor der mächtigen Folgeerscheinung fürchtet, der fürchtet sich vor dem Wirbel des Triebes. Der Kranke, den diese Angst beherrscht, fürchtet sich aber auch vor der Menge, d. h. er ist nur dann gewillt, sich unter die Menge (etwa in die Kirche) zu begeben, wenn er sicher ist, sobald er will, wieder herauskommen zu können, d. h. wenn er sicher ist, daß ihn die Menge (der Wirbel des „konzentrierten" Triebes) nicht mitreißt. Bei einem zwanghaft selbstbeobachtenden Kranken ging auch die ständige Beobachtung und Kontrolle seiner Körpergefühle auf die Angst des In-den-Wirbel-Geratens zurück. Eine Patientin erzählt von den Ängsten, die sie in der Kindheit in der Badewanne hatte: sie fürchtete sich, von dem abfließenden Wasser mitgerissen zu werden. Aber auch das tropfenweise Fließen des Wassers, dessen Laute sie in der Analyse an die schmatzenden Lippentöne der Mutter erinnerten, reizte sie. Dies führte — über die Onanieverbote — zum Verständnis des Sinnes der Badewanneangst als Abwehr des Wunsches, in den Wirbel zu geraten, sowie zu ihrer Lage zwischen Vater und Mutter. Der Wunsch, vor dem Triebwirbel zu entrinnen, kann auch die phantasierte Verlegung des Wirbels in einen anderen mit sich bringen; so bei einer Frau, die, plötzlichen Triebimpulsen folgend, Beziehungen zu je einem ihrer männlichen Bekannten suchte, sobald aber die Beziehung zustande kam — aus Angst vor dem Wirbel —, nur noch bedacht war, den Mann in Erregung zu bringen, und sich beruhigte, wie sie ihn vom Wirbel gepackt sah. Dieses Schneeballspiel mit dem Wirbel fußte auf einer Folge von Kindheitserlebnissen, in denen die Neckereien ihres Vaters, ihr Weinen und das Verlachtwerden seitens der anderen eine wichtige Rolle spielten.

8. Endlich kann als Kehrseite der Wirbelhaftigkeit die „Eckigkeit" des Triebverdrängenden angeführt werden, wobei Eckigkeit nicht nur als Wortbild, sondern als Realität verstanden werden mag. Ein in starken Triebverdrängungen auferzogener junger Mann erzählt, wie es eine Ambition seiner Kindheit war, eine schöne Schneckenlinie zu zeichnen, was ihm aber nie ge-

5) D. Katz: Hunger und Appetit. 1932.

lingen wollte. Wie seine Bewegungen eckig waren, so ging auch die Schneckenlinie immer in eine eckige Linie über.

D. Analogien[6]

Die Bewegung in gerader Richtung ist nicht die primitivste Bewegung. Nach einer Beschreibung von Schaeffer aus dem Jahre 1926 ist die amöboide Bewegung beim Gleiten wellenartig, beim freien Schwimmen spiralförmig. Nach Kühn soll sich die Larve einer Ameisenart an ihrem ursprünglichen Ort, im Sande, in krummen, vielfach in sich zurückkehrenden Linien bewegen, und nur, wenn sie ihrem Ursprungsmedium entnommen wird, bekommt ihre Fortbewegung, unter der phototropischen Einwirkung der Sonnenstrahlen, eine gerade Richtung.[7] Dieser Standpunkt, daß nämlich das Gerade-Gerichtetsein nicht einem inneren Antrieb gehorche, sondern auf die lenkende Einwirkung äußerer Reize hin zustande kommt, spielte auch in älteren Auffassungen eine Rolle. Hartmann beruft sich auf Guldberg, der als Grundbewegung der Tiere die zirkuläre Bewegung annahm. Die Stellungnahme von Hartmann und Guldberg stützt sich unter anderem auf folgende Beschreibungen, deren Richtigkeit natürlich nachzuprüfen wäre. Nicht angelernte Brieftauben beschreiben große Kreise. Junge Tiere nehmen instinktmäßig, von der Sinneserfahrung nicht unterstützt, eine eigentümliche kreisförmige Bewegungsrichtung an, die sie notwendigerweise auf ihren Ausgangspunkt zurückführt. Ihres Sinnesorgans beraubte ältere Tiere verhalten sich ebenso. Angeblich wurde dieselbe Erscheinung auch bei Menschen, bei Militärformationen während der Nacht oder im Schneegestöber beobachtet.

Bemerkenswert ist nun, daß eine solche Orientierungsstörung eigenartige Seelenzustände, bei Tieren auch tödliche Erschöpfung herbeiführen kann. „Im Nebel auf dem Meere beschreiben rudernde Menschen Kreise, ebenso im Nebel wandernde Menschen. Das Phänomen dieser elementaren Orientierungsstörung wirkt so störend auf das Individuum, daß solche Menschen oft den Angaben der Kompasse nicht trauen, ja selbst Wahnideen von Beeinflussung durch eine höhere Macht die Herrschaft erhalten."[8]

Der Dämon, welchen sie befürchten, kann mit dem Unbewußten und den Urtrieben gleichgesetzt werden, und hier kann man auch an die Kreistänze der Primitiven denken, die nach einer ethnologischen Auffassung dem „Wege der Dämonen" entsprechen.

6) Die Analogie wurde als ein Glied der analytischen Beweisführung zuerst von Ferenczi gewürdigt. (Versuch einer Genitaltheorie. 1924. Einleitung.)

7) Kühn: Die Orientierung der Tiere im Raum. 1919, S. 31.

8) Hartmann: Die Orientierung. 1902, S. 28. Guldberg führt diese Erscheinungen auf die Rechts-Links-Asymmetrie zurück. — Über ähnliche Vorfälle im Zusammenhange mit dem Unheimlichen siehe Freud: Das Unheimliche. Ges. Schr., Bd. X., S. 389 ff.

Das Ornament bestand ursprünglich aus Spiralen, die nach gewissen Erklärungen den Weg der Seele, also „autosymbolisch" das Unbewußte, darstellen.

Hier könnte auch Nietzsche für uns sprechen: „Und dies Geheimnis redete das Leben selber zu mir: ‚Siehe', sprach es, ‚ich bin das, was sich immer selber überwinden muß. . ., wer meinen Willen errät, errät wohl auch, auf welchen krummen Wegen er gehen muß!'" (Also sprach Zarathustra. Von der Selbstüberwindung.)[9]

II. Theoretische Überlegungen

A. Das Unbewußte

Ausgehend von der Freudschen Formulierung, nach der die Wahrnehmungen für das Ich dieselbe Bedeutung haben wie die Triebe für das Es, versuchte ich schon in mehreren Studien die Beziehungen zwischen dem Ich und den Wahrnehmungssystemen auf dem Wege der Erfahrung zu prüfen. Im Laufe dieser Untersuchungen gelang es mir, ein die Intentioniertheit, das Gerichtetsein des Denkens bewerkstelligendes Ich-System, das Beziehungssystem herauszusondern und dessen Ursprung auf die Vestibularerlebnisse zurückzuführen.[10] Ich gab schon damals der Vermutung Ausdruck, daß hier auch eine Aussage über den Aufbau des Unbewußten mitenthalten sein muß, da doch dessen Elemente, die Triebe, ausgesprochen gerichtet sind; doch konnte ich damals den Inhalt dieser Aussage nicht genauer angeben. Eines zog ich nämlich nicht in Betracht: das Gerade-Gerichtetsein, bzw. die Krümmung der Richtungen. Das Beziehungssystem des Ichs arbeitet mit dem ausgebildeten Gerade-Gerichtetsein, mit direkten Intentionen, doch die Entstehungsstätte ihrer Urreize, der Vestibularapparat selbst, ist ein System von Bogengängen, das auf Drehungen und unstete Bewegungen ansprechbar ist. Mit den Bogenrichtungen, mit der Krümmung, mit dem Indirekten sind wir aber schon ins Unbewußte geraten, entweder so, daß das Es ein auf diesen Krümmungsrichtungen aufgebautes System darstellt, oder aber, daß die ur-

9) Wenn die Behauptung, die gerade Richtung gehöre nicht zu den primitivsten Orientierungen, richtig ist, so läßt es sich erwarten, daß in der Wissenschaft (Geometrie, Physik, Logik) eine Überbetonung der geraden Richtung entstehen muß, so daß man sich von der Anschauung, das Elementare liege in geraden Gebilden, nur schwer befreien könne. In der Tat trifft diese Erwartung zu. Es wäre lohnend, den Anteil der äußeren Wissenschaftsgestaltung und des inneren Entgegenkommens in den Ereignissen der Wissenschaftsgeschichte zu studieren, welche die „krummen" Abläufe doch zu Worte kommen ließen. (Z. B. die Metaphysik des Descartes, der das Weltbild als aus Wirbeln aufgebaut ansieht, eine Studie über die Leidenschaften schrieb und selber in seinen Wanderungen als „triebhafter Charakter" erscheint.) Der „Kreis" in den vielen Welterklärungen (z. B. in Platos Timaios) ist schon als ein Kompromiß der beiden Orientierungsarten zu betrachten.

10) Hermann: Das System Bw. Imago, Bd. XII, 1926, S. 209.

sprüngliche krumme Richtung des Unbewußten die Bogengänge, bzw. ihre Urform aus sich „herausproduziert".

Ferenczi gibt in einer kleiner Studie die Erklärung des oft beobachtbaren Schwindelgefühls bei Beendigung der Analysenstunde.[11] Er gibt die psychologischen Motivationen an, welche eine innere Unorientiertheit, Orientierungsstörung verursachen; dieser Zustand setze sich sodann, die analoge Situation der Störung der Raumorientierung als Muster nehmend, in das Schwindelgefühl um. In beiden Fällen (innere und äußere plötzliche Orientierungsstörung) handelt es sich um eine analoge Störung des „Gleichgewichtes". Dieser Gleichgewichtsstörung, die bei Ferenczi nur in inhaltlich-analogem Sinne aufgefaßt wird, soll nun in unserer Ableitung eine formal-reale Bedeutung zuerkannt werden: der Übergang von der Einstellung auf das Unbewußte in die normale Einstellung des Bewußtseins bringt eine plötzliche Umstellung der Orientierung aus einer „krummlinigen" in eine geradegerichtete und somit auf regressivem Wege ein Schwindelgefühl mit sich.

Nach dem Vorbild dieser Ableitung könnte man versuchen, das verschämte Lachen in derselben Situation (Verlassen der Analysenstunde) und vielleicht das Lachen überhaupt zu verstehen. Das verschämte Lachen ist ein Zeichen der inneren Verlegenheit. Aber, so führt hier ein Gedankengang weiter, Lachen erscheint auch ohne Verlegenheit, in Situationen, die Verwirrung verursachen können, in Situationen, in denen man sich an unbewußten Einstellungen ertappt fühlt, in der Analyse etwa oder als Zuhörer eines Witzes (Freud). Es fragt sich nun, ob das verschämte Lachen bei Verwirrung und das Lachen ohne Verwirrung während des Aufdeckens des Unbewußten nicht aus derselben Quelle stammen, und zwar aus der Quelle, aus welcher auch das Schwindelgefühl in analogen Situationen stammt. Der Unterschied zwischen den beiden Arten des Lachens läge in der Stellungnahme des Ichs, ob es sich der inneren Orientierungsstörung entgegensetzt oder ihr spielerisch Raum läßt. Derselbe Gegensatz wie beim Lachen (unlustvolles, verschämtes — lustvolles, heiteres) ist auch für das Schwindelgefühl gültig: Kinder ergötzen sich spielerisch an der Schwindelsensation.

Das Lachen als psychophysisch-automatischer Vorgang wird von Freud folgendermaßen dargestellt: „Zu dem vor und seit Darwin ausführlich behandelten, aber immer noch nicht endgültig erledigten Thema der physiologischen Aufklärung des Lachens, also der Ableitung oder Deutung der für das Lachen charakteristischen Muskelaktionen, möchte ich einen einzigen Beitrag liefern. Meines Wissens tritt die für das Lachen bezeichnende Grimasse der Mundwinkelverziehung zuerst beim befriedigten und übersättigten Säug-

11) Ferenczi: Schwindelempfindung nach Schluß der Analysenstunde. Int. Ztschr. f. Psa., II, 1914, S. 272.

ling auf, wenn er eingeschläfert die Brust fahren läßt. Sie ist dort eine richtige Ausdrucksbewegung, da sie dem Entschluß, keine Nahrung mehr aufzunehmen, entspricht, gleichsam ein ‚Genug' oder vielmehr ‚Übergenug' darstellt."[12]

Wenn auch die Richtigkeit dieser als Ausgangspunkt dienenden Beobachtung und die Berechtigung der aus ihr folgenden Ableitung nicht bezweifelt werden soll, so wollen wir auch des Umstandes gedenken, daß sich das Lächeln des Säuglings während des Überganges — oder nach dem Übergang — aus einer mit der Nahrungsaufnahme verknüpften realen, „geradegerichteten" Welt in die irreale Traumwelt zeigt; anderseits aber zeigt sich das Lächeln des Säuglings auch — und das widerspricht scheinbar dem eben geschilderten Tatbestand — nach der Befreiung aus dem Wirbel des (Saug-)Triebes. Die Aufgabe der Bewältigung des Überganges zwischen Orientierungen von entgegengesetzter Gerichtetheit steht in dieser Situation außer Zweifel.

Freud knüpfte seine Deutungen an den leisesten Ansatz zum Lachen. Wenden wir uns nun zu den heftigsten Entfaltungen, so ergeben sich folgende Bilder: Apnoische Zustände bis zu vollem Bewußtseinsverlust, Lachschlag, „Sichschütteln vor Lachen", „Sichkugeln vor Lachen"; der Kopf wird ruckweise geschüttelt, Arme und Füße hin- und hergeworfen. Diese Vorgänge lösen an sich eine Bewußtseinstrübung und eine Selbsterregung des räumlichen Orientierungssinnes im Sinne einer plötzlichen Erschütterung aus; sie fixieren also einen Zustand, der der „krummen" Orientierung des Unbewußten entspricht. Im Lachen begegnet uns ein Zirkelvorgang, indem das plötzliche Erscheinen der unbewußten Orientierung das Lachen hervorlockt, das Lachen wieder Reize zur Orientierungsart des Unbewußten abgibt und das Bewußtsein zu trüben trachtet. Wir finden somit im Lachen ein Symptom der nichtgeradlinigen Orientierung des Unbewußten. Wie im Angstaffekt einerseits Erregungsabfuhr, anderseits ein die drohende Gefahr anzeigendes Signal für das Unbewußte erkannt wurde, so gilt für den Lachaffekt, daß er einerseits den Weg zur Besetzungsabfuhr abgibt, anderseits, daß er ein Signal für das Unbewußte mit der Bedeutung bildet, hier drohe keine Gefahr, das Unbewußte könne in seiner unverhüllten Eigenart in Erscheinung treten.

Das Krumme als Richtung bildet nicht nur die Urmaterie der Raumorientierung vestibularen Ursprungs, sondern ist — im Gegensatz zum Sehen und Hören — gewissermaßen auch im Riechen nachzuweisen. Unser Beispiel (vgl. I. C. 4.) illustriert in diesem Zusammenhang auch die Wichtigkeit des Riechens. Das Riechen ist nämlich jene Empfindung, die in ihrem Wesen —

12) Freud: Der Witz und seine Beziehungen zum Unbewußten. Ges. Schr., Bd. IX, S. 164, Anmerkung.

in dem Gerichtetsein vom Kleinen, eben Spürbarem auf das Große, Intensive — schon ein Abbild der Wirbelhaftigkeit enthält. Dann aber wird auch im Mechanismus des Riechens das „Bogenförmige" dadurch realisiert, daß die äußere Lokalisation nur durch Bewegungen, und zwar durch „Hin- und Herlaufen" stattfinden kann.[13] Der Orientierungsweg ist hier insofern „krumm", als er nicht den möglichst kürzesten Weg benützt.

So kann ein krummes Gerichtetsein auch in dem dem Es so nahestehenden Riech-Ich aufgefunden werden. Eine theoretische Überlegung vermag hier zur Weiterführung des Gedankenganges einen kleinen Anstoß zu geben. Halten wir uns die mehrfach ausgesprochene Behauptung Freuds vor, nach der wir das Substrat des Unbewußten — dasjenige, an welchem es ebenso arbeitet wie das Seh-Ich an den Gesichtserinnerungen oder das Vorbewußte an den Wortbildern — nicht kennen,[14] so können wir nun annehmen, daß das Substrat des Unbewußten eine Richtungsqualität ist, und zwar eine primitive, von der Erfahrung noch nicht gerade gehämmerte Form der Richtung, das Krumme. Entsprechend dem Triebe, als Grenzerscheinung zwischen Seelischem und Körperlichem, ist auch der Begriff der Richtung etwas Unbestimmtes zwischen psychischen und materiellen Erscheinungen. Es wäre eine höchst verlockende Aufgabe, die Abläufe des Unbewußten vom Standpunkte der Richtung zu ordnen. Es hebt sich der Wunsch als höchste Richtungsangabe hervor, dann die Richtungen des Erhebens und Idealisierens, des Sinkens und Verderbens und des Anklammerns, des Scheidens, Verfolgens und Loslösens. Es kann vielleicht angenommen werden, daß diese, am ursprünglichen Richtungssubstrat arbeitend, ihr spezifisches Gepräge dadurch erhalten, daß ihre Krümmung von jeweils anderer Eigenart ist und sie, dementsprechend, jeweils verschiedene Ich-Teile in Mitschwingen bringen können.

Wir kommen zu einer wichtigen Feststellung, wenn wir die Krummheit des Unbewußten auf die Zeitvorstellung anwenden. Nach Freud hat das Es nichts mit der Zeit zu tun, weil es erstens keinen Zeitbegriff oder eine ihm entsprechende Zeitfunktion kennt, zweitens aber, weil seine Inhalte von der Zeit nicht berührt werden. Die Heranziehung einer Krümmungsrichtung drängt zur Korrektur beider Ansichten. Es wurde schon von Hollós darauf verwiesen, daß der Zeitsinn nicht mit gleichmäßig geordneten Zeiteinheiten arbeitet, sondern mit relativen Zeitspannen, die dem objektiven Zeitverlauf widersprechen.[15] Hollós mutet auch dem Tiefunbewußten irgend einen Zeitsinn, sagen wir einen Zeitkeim, zu. Und wahrhaftig läßt sich der Wunsch, d. h. die ihm entsprechende Richtung, kaum ohne irgendwelchen Zeitkeim

13) Skramlik: Handbuch der Physiologie der niederen Sinne. 1926, S. 335.
14) Freud: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. 1933, S. 103.
15) Hollós: Über das Zeitgefühl. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. VIII, 1922.

vorstellen, nur daß eben dieser Zeitkeim nicht gerade gerichtet ist, wie die sogenannte objektive Zeit, sondern Krümmungen, Verdichtungen und Verdünnungen enthält.

Aber auch die Ansicht, daß die Zeit nichts am Unbewußten ändere, läßt sich anfechten.[16] Sie besteht nur solange, als ein gleichmäßiger Ablauf der Zeit angenommen wird. Sobald wir aber eine „Krümmung" der Zeit zulassen, erfassen wir das Trauma, dessen Eigenart eben in seinem zeitlichen Ablauf besteht: dieselbe Kraft auf eine längere Zeit verteilt, wirkt nicht mehr traumatisch. Und hier können wir uns auf Ferenczi berufen, der dem Trauma eine eminent große Bedeutung beimißt und gerade seine sprengende, zerstörende und verheerende Wirkung auf das Unbewußte hervorhebt. Also läßt sich auf Grund der „Krummheit" der Zeitrichtung sagen, daß die Zeit dennoch am Unbewußten zu „ändern" vermag. Gibt es ein Trauma, so ist mit ihm auch ein Zeitablauf im Es und infolgedessen eine Veränderung gegeben. Diese Auffassung kann durch Freud selbst bekräftigt werden, der den Ödipuskomplex im Unbewußten vom Kastrationstrauma sprengen läßt.

B. Die Triebe

Das Es nimmt nach Freud die Triebwünsche in sich auf, doch ist es nach ihm nicht bekannt, an welchem Substrat sie zum Ausdruck gelangen. Wir versuchten es mit der Annahme, daß dieses Substrat irgend eine Richtungsqualität ist, und zwar eine durch Krümmung gewiesene Richtung, ein Teilstück von etwas Wirbelhaftem; dies nehmen wir an, weil wir uns die Triebe selbst als Wirbel vorstellen. Damit geben wir auf Grund mehrerer Erscheinungen ein Modell des Triebes und wollen mit diesem Modell auch der Freudschen Feststellung gerecht werden, nach der der Trieb nicht den kürzesten Weg zu wählen pflegt.

Mit der wirbelartigen Natur der Triebe ist gut zu vereinigen, was Freud über den verdrängt gehaltenen Trieb lehrt. Das Urverdrängte soll alles anziehen, womit es sich in Verbindung setzen kann; die Triebrepräsentanz soll sich in der Verdrängung ungestörter und reichhaltiger entwickeln, sie wuchert sozusagen im Dunkeln und findet hier extreme Ausdrucksweisen.

Am Wirbel des Triebes selbst unterscheiden wir die Bogenverläufe und den Kern. Der Wirbel des Triebes will alles Seelische, das ihm in die Nähe kommt, mit sich reißen und, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, besteht die Energetik des Triebes darin, im Wirbelkern alles ins Glühen — in die höchste Vollendung des Lebens — zu bringen. Dieses Glühen, sagen wir, ist das Endziel des Triebes.

16) Es soll natürlich stets bedacht werden, daß nie „die Zeit" an sich die Änderung vollzieht, sondern immer nur die zeitlich ablaufenden Kräftewirkungen. Die „verändernde" Zeit ist nichts als eine Redensart.

Also nicht der Tod? — Eigenartig eingebettet erscheint der Trieb hier im Wirbelkern, in der höchsten Vollendung des Lebens: der Tod lauert ihm auf, doch nicht weil er sich unter den Triebbestrebungen befindet, sondern weil alles andere schon nebensächlich geworden ist, weil alle Kräfte des Ichs vom Trieb mitgerissen werden, und somit auch die, die zur Aufrechterhaltung der Sicherungsmaßnahmen dienen; das Individuum wird taub und blind und wirft selbst das Element der realangepaßten Außenweltorientierung, das Gerade-Gerichtetsein, von sich. Das Ich steht nun im Kampfe mit dem Wirbel des Triebes, da ja seine Aufgabe der Schutz der Lebenssicherheit ist.[17] Diese Lebenssicherheit wird vom Triebwirbel in höchstem Maße gefährdet. Der Hungernde frißt, wenn er endlich dazukommt, in gewissen Perioden des Hungerns fast bis zum Zerplatzen.

Damit kommen wir zu einer Auffassung des Orgasmus, die den Zweck des Genitaltriebes nicht im Orgasmus sieht, sondern in einem Glühen, in etwas, das sich vielleich mit dem von Pfeifer geprägten Begriff des „Dauerorgasmus“ umschreiben läßt. Nur, daß das eben kein Orgasmus ist. Der Orgasmus kommt dadurch zustande, daß das Ich, seines wahren Berufs endlich gedenkend, den Triebwirbel mit Einsetzung seiner ganzen Kraft durch eine Lustprämie geradezurichten trachtet: es läßt die Kräfte nicht mehr dem Wirbelkern zuströmen. Die Ejakulation, der Orgasmus, gehören schon dem geradegerichteten, zielstrebigen Koitus an. Es scheint, daß, so wie als Ort der Angst von Freud das Ich angegeben wurde, von wo die Angst Signale für das Unbewußte abgibt, so auch der Ort des dem Lustprinzip unterworfenen Orgasmus im Ich und nicht im System der Triebe oder ihrer Repräsentanten vorgestellt werden mag. Im Orgasmus meldet sich ein — anlagemäßig sichergestelltes — Kompromiß zwischen Ich und Es. Wir gelangen durch die gegensätzliche Einstellung der Triebe und des Ichs zu dieser Auffassung (Bedrohung und Schutz der Lebenssicherheit). Dieser Gegensatz wird auch durch ihre Arbeitsweise hervorgehoben: im Ich bezeugt das Weber-Fechnersche Gesetz die initiale Kraft der Intensitäten, mit späterer Schwäche — die Wirbelauffassung der Triebe veranschaulicht eine initiale Schwäche mit späterem Kraftzuwachs.

Wenn wir nun die Aufmerksamkeit von dem Kern ab und den Bogenverläufen zuwenden, so lassen sich daran (natürlich vom Standpunkte der geraden Orientierung des bewußten Ichs) zwei Richtungen unterscheiden, eine tangentiale und eine zentripetale. Es fällt nicht schwer, diese beiden theoretischen Kräfterichtungen mit den Lebens- und Todestrieben in Beziehung zu bringen,

17) Ferenczi: Versuch einer Genitaltheorie, S. 101. „Aber auch bei der Begattung ist vorsichtigerweise dafür gesorgt, daß die erotische Regression nicht die Grenze übersteigt, die die übrige Existenz gefährden könnte.“

wenn wir die die Lebenssicherheit gefährdende Richtung als Richtung des Todes betrachten. Die „Krummheit" der Richtungen kommt auch darin zum Ausdruck, daß die die Lebenssicherheit gefährdende Todesrichtung zugleich die Richtung nach der höchsten Vollendung des Lebens ist. Die „Legierungen" der beiden theoretischen Richtungskräfte treten in dem verschiedenen Maß der Krümmung in Erscheinung.

Wir veranschaulichen also im Modell des Wirbels den tatsächlichen formalen Triebablauf. In den beiden Richtungen der Lebens- und Todestriebe sehen wir theoretische, sozusagen „geometrische" Auflösungen des tatsächlichen Ablaufes. In den empirischen Triebabläufen z. B. des Genitaltriebes oder der Aggression nach außen finden wir historische, mit Inhalt erfüllte Zwangsabläufe des Modells. Wir könnten sagen: der Begriff „Trieb" geht durch drei Stufengänge: einen formalen, einen theoretisch-geometrischen und einen historisch-inhaltlichen.

Daß wir jedoch das Triebgegensatzpaar Lebens- und Todestrieb nicht als unabhängige Realität, sondern als Abstraktion auffassen, widerspricht so sehr der Freudschen Arbeitstheorie, daß wir, um uns rechtfertigen zu können, den Rahmen unserer Ableitungen hier sprengen müssen.

Wenn man sich vergegenwärtigt, was ein Trieb, z. B. der Sexualtrieb, und was das Triebsgegensatzpaar Lebens- und Todestrieb zu bedeuten haben, so wird man gewahr, daß hier ein in der Literatur nicht genügend berücksichtigter Unterschied vorliegt. Der Trieb soll der psychische Repräsentant der aus dem Körperinnern stammenden Reize sein, Lebens- und Todestrieb sind hingegen keine Repräsentanten, sondern das innen Wirkende selbst. Dem Sexualtrieb ist ein Objekt entgegengesetzt (wenn auch nur das eigene Ich), dem Lebens- und Todestrieb ist kein Objekt entgegenzusetzen; sie arbeiten eben am eigenen Selbst, im eigenen Selbst. Im Ziel der Triebe, d. h. in der Handlung, welche durch den Trieb gefordert ist, sind wir gewohnt, das In-Erscheinung-Treten einer Folge mehr oder weniger zwanghaft aneinander geknüpfter Tätigkeiten zu erblicken; im Lebens- und Todestrieb sind keine solchen Handlungsfolgen anzugeben. In der Annahme des Destruktionstriebes wird also ein Triebbegriff anderer Struktur von einem anderen, höheren Typus statuiert, wobei dieser höhere Triebtyp der Beobachtung nie direkt zugänglich ist.[18]

Es wurde die Aggression als nachweisbare Erscheinungsform des nach außen gerichteten Destruktionstriebes aufgezeigt. Doch gilt auch für die Aggression, daß sie nur die Art der Handlungen bestimmt, ohne — wie z. B. der Sexual-

18) Im Sinne dieser Begriffskritik erscheint es tatsächlich richtiger, statt eines Destruktionstriebs eher eine der Libido entsprechende Gegen-Energie (Destrudo-Mortudo), wie es E. Weiß vorschlug, anzunehmen. — Vgl. auch S. Bernfeld: Über die Einteilung der Triebe. Imago, Bd. XXI, 1935, S. 125.

trieb — eine bestimmte Handlungsfolge als Ziel zu haben. Sie ist eine Reaktionsform, zu welcher Form andere Triebe oder Reaktionsformen entarten können. Eine weitere Verfolgung dieses Themas würde uns hier zu den Ansichten von Ferenczi und Bálint über die Zärtlichkeit und das Sexualtrauma führen. Ich selber verweise bei solchen, das Biologische streifenden Fragen gerne auf die Psychologie der Affen: das Affenkind zeigt keine spontane Aggression.

Als Ausgangspunkt der Ableitung des Destruktionstriebes dient bei Freud die Tendenz zur Stabilität. Sie soll als dynamisches Prinzip im Sinne einer Lebenssicherung unbedingt festgehalten werden. Doch darf und soll von hier kein Weg eingeschlagen werden, der mit der unbewiesenen Hypothese arbeitet, diese Stabilität sei erst beim Niveau Null vorhanden. Das an sich labile Niveau kann erhoben und gesenkt werden; beide Richtungen sind unlustvoll, beide lebensbedrohend.

In den sogenannten Lebens- und Todestrieben sollen wir somit keine unabhängige Realitäten, sondern formale Eigenheiten der real wirkenden Triebe vor uns haben. Damit sind aber die Freudschen Erkenntnisse über den Destruktionstrieb nicht ungültig geworden. Sie bleiben aufrecht, wenn man erstens eine Verschiebung vornimmt von einem selbständigen Realen auf eine Eigenheit der Triebabläufe, zweitens wenn das Bereich des Destruktionstriebartigen nicht so weit und grundlegend gefaßt wird.

C. Der Wiederholungszwang

Da wir in der Auffassung der Triebe zu einem etwas veränderten Ergebnis gelangen, ist es nicht verwunderlich, wenn auch der Wiederholungszwang in das psychische Ablaufsystem anders eingeordnet werden muß. Freud sieht im Wiederholungszwang die Grundlage alles Triebartigen und zieht daraus — wenn auch nach eigenem Eingeständnis mit nicht unanfechtbarer Logik — historische Schlußfolgerungen auf die traumatische Entstehung der Triebe. Unser Weg ist in dieser Richtung teilweise versperrt, da wir ja das „Krumme" als formal-ursprünglich betrachten und somit die Frage seiner Entstehung nicht aufwerfen dürfen. Wo es aber ein inneres ungerades Gerichtetsein gibt, wird dieses die Rückkehr alter Zustände automatisch mit sich bringen können, da ja der krumme Weg der Weg der Rückkehr sein kann. Man dürfte hier von einer Tendenz des Ur-Wiederkehrens sprechen, und diese kann auch — ohne Zwang — als Stütze der Lebenssicherung lustvoll sein. Als solch eine Ur-Wiederkehr ergibt sich die Rückkehr zum Nest, zur Mutter, das ewige Anklammernwollen an die Mutter.

Demgegenüber erkennen wir in den Tatbeständen, auf die Freud seine Theorie des Wiederholungszwanges gründet, einen wahrhaften Zwang zur

Wiederkehr, mit der Eigenschaft der Unbefriedigung und des wiederholten In-Erscheinung-Tretens jenseits des Lustprinzips. Diesem echten Zwang zum Wiederholen liegt eine Grenzerscheinung zwischen Triebwirbel und Ich-Richtung zugrunde. Daß wir es hier mit einer Grenzerscheinung zu tun haben, ist auch daraus ersichtlich, daß die Bestimmung, ob die dem Wiederholungszwang unterliegende Erscheinung dem Lustprinzip gehorcht oder nicht, schwankend ist. Hinter diesem Zwang liegt ein unausgebildeter Wirbelkern, von dem das Ich einen Teil zwar abgerissen hat, doch die Geraderichtung, die Loslösung durch Kompromiß ist ihm mißglückt, und demzufolge beginnt bei jeder Schwächung des Ichs die Macht des Wirbels von neuem. In dem Beispiele I. C. 4. sahen wir zwar ebenfalls das Drängen zur Mutter als Motiv für die Zwangswiederholungen, aber nicht auf der Stufe der primären Ur-Wiederkehr, sondern, eingewoben in den Abwehrkampf des Ichs, auf einer historisch-inhaltlichen Stufe.

Die Einfühlung des Kleinkindes in die Mutter[1]

Von
Dorothy Tiffany Burlingham
Wien

In meinem Aufsatz „Kinderanalyse und Mutter" habe ich die Stärke des mütterlichen Einflusses auf das Kind darzustellen versucht.[2] Ich konnte damals an dem Bruchstück einer Kinderanalyse zeigen, wie das Bild der Probleme des Kindes ständig durch die Einwirkung der bewußten und unbewußten Gefühlsreaktionen der Mutter verzerrt und getrübt wird. Diese gegenseitige Beeinflussung der Affekte zwischen Mutter und Kind hat seitdem nicht aufgehört, mich als Problem zu beschäftigen. Ich möchte das gleiche Thema auch heute mit einigen weiteren Beobachtungen und Überlegungen fortsetzen. Dabei betone ich ausdrücklich, daß mein Thema nicht mit dem der Entwicklung der Beobachtungsgabe beim Kleinkind identisch ist. Diese letztere Frage ist das viel weitere Problem, das in einer großen Anzahl experimenteller schulpsychologischer Arbeiten Bearbeitung gefunden hat. Während diese Arbeiten die Beobachtung der intellektuellen Entwicklung in den Vordergrund stellen und die Affektentwicklung in zweiter Linie betrachten, beziehe ich mich hier ausschließlich auf Affektbeobachtung und Affektentwicklung und führe das Intellektuelle nur beispielsweise mit an.

Das kleine Kind ist vor allem ein Empfänger von Reizen. Von einem gewissen Alter an beginnt es, diese empfangenen Reize auch zu verarbeiten; wir sagen: es beobachtet. Diese Beobachtungstätigkeit beschränkt sich natürlich nicht nur auf das Sehen, sondern bedient sich gleichmäßig aller Sinnesorgane. Manche dieser Beobachtungen werden den Eltern auffällig, die dann in irgendeiner Weise, ermutigend oder abmahnend, auf diese Tätigkeit des Kindes reagieren. Aber der Großteil der kindlichen Beobachtung bleibt Privatangelegenheit des Kindes.

Wir können annehmen, daß das kleine Kind seine Aufmerksamkeit sehr frühzeitig auf das wechselnde Mienenspiel der Mutter richtet und je nach dem Gesehenen Lust oder Unlust aus seinen Beobachtungen bezieht. Es beobachtet unbemerkt, macht seine eigenen Erfahrungen, zieht seine eigenen Schlüsse aus ihnen und stapelt sie zur weiteren Verwertung auf. Es erwirbt auf diese Art, ohne es zu wissen, selbst die wertvollsten Erkenntnisse. Ein bestimmter Ausdruck, den es auf dem Gesicht der Mutter sieht, bedeutet zum Beispiel bevorstehendes Vergnügen. Ein anderer Ausdruck bedeutet Eile; die Mutter wird

---

1) Vorgetragen in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 29. Mai 1935; aus dem Englischen übersetzt von Anna Freud.

2) Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik, Bd. VI, 1932.

das, was sie für das Kind zu tun hat, so schnell wie möglich beenden und es verlassen. Ein anderer Ausdruck wieder bedeutet, daß die Mutter mit etwas anderem beschäftigt ist; das Kind weiß, daß sein verlockendstes Lächeln unbeachtet bleiben wird. Aus solchen und ähnlichen Erfahrungen baut das Kind eine Innenwelt auf, in der es Alleinherrscher ist und die es fortwährend durch das Hinzufügen neuer Erfahrungen an neuen Ausdrücken und Eigenheiten der Mutter vervollständigt. Diese Innenwelt setzt sich aus dem Niederschlag von Erfahrungstatsachen zusammen. Sie wird um so komplizierter, je mehr die Beobachtungsgabe des Kindes auch für kompliziertere Ausdrucksbewegungen und Affektanzeichen auszureichen beginnt. Diese Beobachtungsfähigkeit des Kindes, die schon im Säuglingsalter vorhanden ist, wächst mit dem Kind, kann zu bestimmten Zeiten außerordentlich stark werden und läuft im allgemeinen neben der Entwicklung jener Fähigkeiten her, welche die Eltern durch Erziehung fördern und durch Lob und Tadel im Zaum zu halten versuchen. Aber diese eine Fähigkeit des Kindes kann die von der Erziehung geförderte sonstige Entwicklung gelegentlich weit überflügeln. Den Eltern bleibt nichts anderes übrig, als sie mit Erstaunen zur Kenntnis zu nehmen. Diese Geheimkenntnisse ihres Kindes erscheinen ihnen als etwas Außerordentliches, Unverständliches, ja Übernatürliches. Wir wissen alle, wie rätselhaft den Eltern die sogenannte „Intuition" des kleinen Kindes erscheint. Eine Mutter, die Anlaß zur Traurigkeit hat, wird überrascht davon, daß das kleine Kind plötzlich neben ihr steht, sie anfaßt und fragt: „traurig?" Das Kind hat die Stimmung der Mutter ohne weiteres erraten. Oder das Kind steckt der Mutter eines seiner Spielzeuge in die Hand, eine Handlung, die die Mutter leicht als Tröstungsversuch errät. In anderen Fällen wieder sind die Eltern oder die Kinderpflegerin von dem Gedankenlesen des Kindes durchaus nicht angenehm berührt. Die Kinderschwester ist in Eile; sie hat Ausgang. Aber das Kind ist besonders schwierig, es hat irgendwie gespürt, daß es verlassen werden soll. Ein anderes Mal ist die Mutter verstimmt und das Kind wird plötzlich ganz ohne Grund weinerlich, ist nicht zum Essen und zum Einschlafen zu bringen; es muß die Verstimmung der Mutter beobachtet haben und davon angesteckt worden sein. Diese Intuition des Kindes erinnert am meisten an den Spürsinn der Tiere. Das Kind beobachtet und versteht, aber es teilt seine Beobachtungen nicht mit, sondern verwertet sie im eigenen Wirkungskreis.

Das Kind schätzt diesen Selbstunterricht offenbar viel höher ein als die Belehrungen, die die erwachsene Welt ihm zukommen läßt. Das auf diese Art Erlernte hat den Vorteil, auf eigenen Beobachtungen aufgebaut zu sein. Die Erkenntnisse, um die es sich handelt, sind nichts Starres, sie werden je nach den neu dazukommenden Erfahrungen fallen gelassen, verändert und erweitert. Die Welt andererseits, in die die Erwachsenen das Kind durch Worte und Er-

klärungen einzuführen versuchen, hat mit Tatsachen wenig zu tun. Hier handelt es sich fast immer um Annahmen, um Vorurteile, oft sogar um Lügen. Das kleine Kind lernt auf diese Weise, gleichzeitig in zwei Welten zu leben: in seiner eigenen selbst aufgebauten Tatsachenwelt, die es mit niemandem teilt, und in der Wortvorstellungen überflüssig sind; und in der anderen Welt, in der Beobachtungen nur eine untergeordnete Rolle spielen und die Erfahrungen durch die Erziehung vermittelt werden. Die Sachvorstellungen dieser Welt werden durch Wortvorstellungen ergänzt.

Versuchen wir, uns den Tatsachenaufbau dieser zweiten Welt vor Augen zu führen. Das kleine Kind lernt auch hier, daß das Feuer brennt und daß Hineinfallen weh tut. Aber wie belehrt die Mutter das Kind: Sie zeigt mit dem Finger auf einen brennenden Ofen und sagt dazu das Wort h e i ß. Aber am nächsten Tag zeigt sie wieder auf den diesmal nicht brennenden Ofen und sagt dazu das gleiche Wort heiß. Der Ofen ist zwar diesmal kalt, aber die Mutter möchte das Kind ein für allemal vor dem Ofen warnen, der ja schon in einer nächsten Stunde wieder angezündet werden kann. Das Kind läßt sich natürlich nicht täuschen. Seine Beobachtungsgabe ist viel zu geschärft, als daß es nicht einen heißen von einem kalten Ofen unterscheiden könnte. Aber der Eindruck dieser Belehrung ist doch ein verwirrender. Was die Mutter sagt, scheint hier und in anderen Fällen nicht zu stimmen. Diesen und anderen falschen Tatsachen begegnet das Kind dann immer wieder in verschiedenen Variationen. So kommt zum Beispiel ein Besucher zur Mutter. Das Kind beobachtet ihn mit Interesse, stellt fest, daß er ein Wimmerl auf der Nase hat und sagt: „Du hast etwas auf deiner Nase“. Es entsteht eine peinliche Situation, für die die Mutter dem Kinde böse ist. Das Kind erfährt daraus, daß es Gelegenheiten gibt, bei denen man über seine Beobachtungen schweigen muß. Ein andermal läutet es an der Tür und das Kind hört, wie die Mutter sich verleugnen läßt. Das Kind fragt sich erstaunt, welchen Grund zum Lügen die Mutter denn haben kann. Allmählich lernt es dann, die Welt als eine Mischung von Wahrheit und Lüge einzuschätzen. Seine Kombinationsfähigkeit ist groß genug, um es zu lehren, daß seine Innenwelt und seine Außenwelt von sehr verschiedener Art sind. Es vergleicht das Weltbild, das die Eltern ihm bieten, mit seinem eigenen und es findet die eigene Welt klarer, verläßlicher und verständlicher. Hier beginnt ein ernsthafter Konflikt des Kindes. Seine Liebe für die Eltern und sein großes Bedürfnis, von ihnen geliebt zu werden, zwingen es, sich auch ihrer Welt anzupassen. Das gelingt ihm auch, allerdings nur unter großen Einbußen an anderer Stelle. Bisher hatte das Kind die Realität sehr hoch geschätzt. Es hatte als selbstverständlich angenommen, daß auch die Eltern seiner Tatsachenwelt zuzurechnen wären. Das Kind hatte sich die Eltern ebenso verläßlich vorgestellt wie die anderen Stücke seiner Wirklichkeit. Sie sollten

unfehlbar sein, sicher und berechenbar in ihren Handlungen, so daß man sich in jeder Situation auf sie verlassen könnte. Die Enttäuschungen dieser Erwartungen des Kindes können nicht ausbleiben. Das Kind beobachtet die Eltern und stellt fest, daß sie unverläßlich sind, wandelbar und heuchlerisch und von Motiven geleitet, die von denen des Kindes sehr verschieden sind, so daß es zu ihrem Verständnis keinen Zugang finden kann.

Aber ehe das Kind diese in der Welt übliche Verkehrung der Tatsachen kennengelernt hat, hat es noch andere, noch verwirrendere Erfahrungen gesammelt. Es hat gelernt, daß man auch den Affektäußerungen der Eltern nicht immer trauen kann. Das Affektleben der Menschen in der Außenwelt ist der Innenwelt des Kindes näher verwandt und darum leichter mitzufühlen und zu verstehen. Die Mutter lächelt zum Beispiel, aber das Kind spürt, daß dieser freundliche Gesichtsausdruck etwas anderes verbirgt; sie ist vielleicht zur gleichen Zeit böse, ängstlich, ärgerlich und lächelt nur ganz oberflächlich. Wir erinnern uns an den Ausgangspunkt der kindlichen Beobachtung, an das Studium des Mienenspiels der Mutter und der daraus resultierenden Lust und Unlust. Das Kind muß jetzt den nächsten Schritt in der Erkenntnis machen: es kommt vor, daß der Affekt der Mutter und ihr Ausdruck nicht übereinstimmen. Es kann vorkommen, daß die Mutter alle Handlungen der Pflege an dem Kind vollzieht wie an allen anderen Tagen und das Kind doch spürt, daß sie alles, was sie tut, gegen einen Widerstand ausführt. Oder die Mutter hat Angst, möchte die Angst aber nicht auf das Kind übertragen und verleugnet sie; trotzdem fühlt das Kind ihre Angst. Die Mutter ist voll Zärtlichkeit für das Kind, aber eigentlich ist es doch ein ungewolltes Kind, das ihr eigenes Leben nur stört; sie tut alles dazu, um es das Kind nicht fühlen zu lassen. Aber das Kind spürt trotzdem etwas Fremdes in ihrer Zärtlichkeit. In allen diesen Fällen handelt es sich um Affekte, die die Mutter dem Kind zuliebe bewußt vortäuschen möchte.

Aber das Kind hat nicht nur die Affekte verstehen gelernt, die sich seiner eigenen Person zuwenden, es hat auch Erfahrungen im Beobachten der Gefühlsbeziehungen anderer Menschen untereinander gesammelt. Manchmal ist es ihm nur zu klar, daß auch diese Gefühlsvorgänge sich um seine Person drehen. Seine Eltern sind zum Beispiel in Sorge um sein Leben, sie sind ganz eins in dem ihm zugewendeten Gefühl. Ein anderes Mal sind sie in ihren Gefühlen entzweit, das Kind versteht, daß es der Streitpunkt ist, um den ihre Affekte in Konflikt miteinander geraten sind. Das Kind beobachtet und wird von seinen eigenen miterregten Gefühlen zwischen den streitenden Parteien hin- und hergerissen. Aber häufig genug ist das Kind nur der unbeteiligte Dritte. Es merkt, daß die Erwachsenen ihre wirklichen Gefühle nicht nur vor ihm verbergen, sondern auch voreinander. Sie sprechen zueinander und

meinen das Gegenteil. Die Mutter tut ihr Möglichstes, um ihre Liebesgefühle, ihre Ängste, ihre Freuden und ihre Eifersucht nicht nur vor dem Kind, sondern auch vor den anderen Erwachsenen geheimzuhalten. Sie spielt auch vor dem Vater Verstecken, spielt zum Beispiel die Kühle und Gleichgültige, wenn sie gerade das Gegenteil fühlt. Sie betrügt also nicht nur das Kind, sondern auch den Vater. Andere Male fühlen Vater und Mutter das gleiche und verbergen es nur vor den anderen; oder der Vater zeigt sein Gefühl vor anderen und verbirgt es vor der Mutter.

Die geschärfte Beobachtung des kleinen Kindes befähigt es, auch in dieser erweiterten Außenwelt noch Tatsachen zu sammeln und Schlußfolgerungen zu ziehen. Es fühlt Betrug und Täuschung hier genau so wie in der Beziehung zu seiner eigenen Person, d. h. es spürt sie, ohne die Hintergründe zu durchschauen. Gerade aber weil das Kind so viel sieht und so viele Eindrücke sammelt, wächst auch sein Wunsch, zu verstehen. Es kann zum Verständnis der erwachsenen Welt wieder nur seine eigene Tatsachenwelt heranziehen. Es durchschaut also die Unehrlichkeiten der Eltern und der anderen Erwachsenen, es erkennt, daß Handeln und Fühlen bei ihnen nicht übereinstimmen. Es akzeptiert diese Unsicherheit als eine neue Tatsache.

Die Lage des Kindes, das sieht und nicht versteht, wird immer schwieriger. Die Kluft zwischen seiner Tatsachenwelt und der Welt der Eltern vergrößert sich ständig. Solange das Kind nicht zu sehr verwirrt wird und die Beziehungen zu den Eltern nicht zu sehr gestört werden, wird es versuchen, seine Neugier durch das stetige Sammeln und Aufstapeln von beobachteten Tatsachen weiter zu befriedigen. Aber es wird bei diesem Verhalten an eine Grenze des Möglichen kommen. Diese Grenze ist erreicht, wenn das Sexuelle sich in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit schiebt und die dabei im Kind aufspringenden leidenschaftlichen Wünsche von Eifersucht, Enttäuschung und Kastrationsangst bedroht werden. Hier kann das Kind auf dem geraden Weg nicht weiter. Es nimmt Zuflucht zu irgendeiner der Methoden, die ihm zur Bewältigung unlösbarer Konflikte zur Verfügung stehen. Seine Fähigkeit zur Beobachtung wird durch Hemmungen eingeschränkt. Es verdrängt oder entstellt Tatsachen, die es in der Vergangenheit erfahren hat. Es bedient sich also von nun an der in Gefahrsituationen üblichen Abwehrmechanismen.

Alles, was ich in der heutigen Arbeit bisher zu zeigen versucht habe, läßt sich eigentlich in einen einzigen Satz zusammenfassen: ich behaupte, daß das Kleinkind größere und weiterreichendere Fähigkeiten der Beobachtung hat, als man sich bisher vorgestellt hatte. Hatte man bisher oft an eine erstaunliche telepathische Begabung des Kindes geglaubt, so lassen sich die gleichen Phänomene jetzt viel einfacher auf die Schärfe seiner Beobachtungsgabe zurück-

führen.[3] Das Kind merkt auf, zieht Schlüsse aus dem Beobachteten und reagiert in der Folge auf das Gesehene und seine Schlußfolgerungen. An diesem Vorgang bleibt nichts Unheimliches mehr, wir sind mit diesem Erklärungsversuch dem Verständnis des Kindes um einen Schritt näher gekommen. Leider ist unsere Untersuchung damit aber noch nicht zu Ende. Ich fürchte fast, daß wir bei dem Versuch, ein Problem zu lösen, mit einem neuen und noch schwierigeren zusammengestoßen sind.

Kehren wir noch einmal zum ersten Lebensjahr des Kindes zurück, um es mit der ersten Lebenszeit irgendeines Tierjungen zu vergleichen. Wie weit gehen die Ähnlichkeiten zwischen ihnen? Beide machen eine Lernzeit durch. Sie üben sich darin, ihre Sinnesorgane zu gebrauchen, sie entwickeln ihre Fähigkeiten, sie verhalten sich rezeptiv, zeigen Intuition, lernen zu kombinieren und zu folgern. So weit finden wir vor allem Ähnlichkeiten. Die Unterschiede beginnen, wenn wir in beiden Fällen den Abstand zwischen Jungem und Muttertier betrachten. Die Tiermutter hat sich im Laufe ihres Lebens im Gebrauch ihrer Sinneswerkzeuge immer weiter vervollkommnet. Ihre Empfänglichkeit und ihr Verständnis für von außen ankommende Reize sind weit größer, als sie es in den ersten Lebensmonaten gewesen sind. Bei ihr können wir eine gerade Entwicklungslinie verfolgen. Die menschliche Mutter dagegen hat im Laufe ihres Lebens viel von der Intuition und Beobachtungsgabe verloren, die sie als Kind besessen hat; wir können nur mehr Restbestände dieser Fähigkeiten bei ihr finden. Dafür hat sie den ganz anders gerichteten komplizierten Erziehungsprozeß über sich ergehen lassen, der sie zur Anpassung an die Sitten und Gesetze der menschlichen Gesellschaft befähigen soll.

Diese Unterschiede im Endziel der Entwicklung lassen verstehen, daß die Anpassungsaufgabe, die vor dem Menschenjungen einerseits, dem Tierjungen anderseits liegt, von sehr verschiedener Art sein muß.

Während also Tierjunge und das Menschenjunge viel Ähnlichkeit miteinander haben, lassen sich zwischen der Tiermutter und der Menschenmutter vor allem Unterschiede finden. Die Anpassungsaufgabe, die vor dem Tierjungen und vor dem Säugling liegt, ist daher von sehr verschiedener Art. Das Tierjunge wird von seinen Instinkten geleitet und teilt alle seine Interessen mit der Mutter. Es lernt sehr schnell verstehen, was in der Mutter vorgeht. Es erfährt durch die Beobachtung ihres Verhaltens, was ihr Lust bringt und was ihr

3) Ähnliche Erwägungen wurden zur Erklärung des Telepathieproblems von mehreren Diskussionsrednern in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung anläßlich einer Wechselrede über ein Referat von Grete Bibring-Lehner (Traum und Okkultismus, nach den „Neuen Vorlesungen" Freuds) am 3. Mai 1933 entwickelt. Vgl. auch P. Schilder, Zur Psychopathologie alltäglicher telepathischer Erscheinungen, Bemerkungen zu dem Aufsatz von J. Hollós, Imago XX (1934), S. 219ff.

Angst macht. Es erfährt dabei auch gleichzeitig, wovor es sich selbst zu fürchten hat und wo es sich sicher fühlen kann. Die Verhältnisse für das Tierjunge liegen eigentlich sehr einfach, seine Weiterbildung geht geradlinig und ungestört vor sich. Es gibt in seinem Leben vor allem keine Widersprüche. Im Leben des Kleinkindes hingegen gibt es nichts als Widersprüche. Die Unstimmigkeiten im wechselnden Verhalten der Mutter, die dem Kind auffällig werden müssen, habe ich bereits aufgezählt. Die Affekte der Mutter stimmen nicht mit ihren Ausdrucksbewegungen überein. Die Erziehung fordert von dem Kind Leistungen, die die Eltern selber nicht vollbringen. Das Kind möchte nachahmen, kann die Nachahmung aber soundsooft nicht verwenden. So verstrickt das Kind sich allmählich in Konflikte. Seine Beobachtungen widersprechen einander. Ein Muttertier, das sich fürchtet, geht zu Angriff oder Flucht über. Das Junge sieht ihr Verhalten und wird, sobald es alt genug ist, mit angreifen oder mit ihr flüchten. Wenn aber eine menschliche Mutter sich fürchtet, so wird sie vor allem ihre Furcht verbergen, manchmal nur vor dem Kind, manchmal sogar vor sich selbst. Die Mutter möchte verhüten, daß das Kind sich fürchtet. Das menschliche Junge bekommt nur selten Gelegenheit, bei seinen Eltern einen unentstellten Affekt zu beobachten. Die bewußten Bemühungen der Eltern richten sich immer darauf, Affekte vor dem Kind zu verbergen. Wir haben allerdings auch schon erfahren, daß der Erfolg dieser Bemühungen ein zweifelhafter ist.

Verfolgen wir von diesem Gesichtspunkt aus noch einmal die ersten Beziehungen des Kindes zu seiner Mutter. Das Kind braucht Pflege und Ernährung und ist darin vollkommen von der Mutter abhängig. In dem engen Kontakt, der sich dadurch ergibt, spielt die Mutter die Rolle der ersten Reizspenderin; sie erweckt im Kind die ersten Lust- und Unlustsensationen und weckt seine ersten Affekte. Es ist unvermeidlich, daß ihr Wesen von Anfang an richtunggebend für die Sensationen des Kindes wird, gleichgültig ob sie ihren eigenen Neigungen oder der Verdrängung gerade dieser Neigungen folgt. Eine Mutter, zum Beispiel, die besonders gerne küßt, wird das Kind mit Küssen überschütten und das Kind seinerseits wird diese Küsse als lustvoll empfinden. Einer anderen Mutter wird es Freude machen, die kleinen Fäuste oder die Füße des Kindes spielerisch mit den Lippen zu fassen; auch dieses Verhalten wird die Lustsuche des Kindes in eine bestimmte Richtung drängen. Einer anderen Mutter wieder scheint es notwendig, dem Kind häufig Klystiere zu geben. Auch daraus kann das Kind Lust beziehen. Das orale oder anale Interesse der Mutter bleibt also nicht ohne Einfluß auf das Kind, wie man in der Psychoanalyse schon seit langem erkannt hat. Wie beeinflußt die Mutter das Kind aber durch ihre Zurückhaltung von allen diesen Handlungen, wenn sie sich das Küssen des Säuglings aus inneren Gründen versagt, sich schämt, mit

ihren Lippen an seinen Fäusten oder Füßen zu spielen, oder schon gelernt hat, daß Klystiere für das Kleinkind nicht immer harmlos bleiben?

Es scheint, daß die Mutter ihre Zurückhaltung dem Kind gegenüber nicht ohne Kompensationen zustande bringen wird. Wenn sie sich das Küssen des Kindes selbst nicht gönnt, wird sie auch andere Erwachsene davon abzuhalten wissen oder Ekel und Widerwillen zeigen, wo es gegen ihren Willen doch geschieht. Sie wird wahrscheinlich auch dem Vater des Kindes gegenüber im Küssen gehemmt werden. Wir dürfen annehmen, daß das Kind diese Vorgänge merkt und das Küssen dadurch eine bestimmte negative Bedeutung für sein Leben erwirbt. Nicht anders wird es mit dem nicht ausgeführten Spiel der Mutter mit den Händen und Füßen des Kindes gehen. Die Mutter wird doch fortfahren, irgendwie sich mit ihnen zu beschäftigen, sie vielleicht in die Nähe des Mundes halten, so tun, als ob sie sie abbeißen wollte. Jedenfalls wird das Kind auf irgendeine Weise spüren, daß seine Hände und Füße wichtige orale Objekte für die Mutter sind. Die Mutter, die ihrer Neigung, dem Kind Klystiere zu geben, nicht nachgibt, wird doch ihre Sorge um seine regelmäßige Verdauung nicht verbergen können. Sie wird übermäßig ängstlich werden, wenn der Stuhlgang sich nicht pünktlich einstellt, sie wird seine Diät besonders beobachten. Wieder wird dem Kind kaum entgehen können, daß seine Exkremente für die Mutter besondere Wichtigkeit haben.

Von diesen Ermäßigungen ihrer Handlungen abgesehen aber, ist es nur zu wahrscheinlich, daß die Mutter gelegentlich auch die Einschränkungen durchbrechen wird, die sie sich bewußt oder unbewußt dem Kind gegenüber selbst auferlegt hat. Solche Durchbrüche werden dann so affektbesetzt sein, daß die seltene Handlung dadurch für das Kind nur um so größere Bedeutung erhält.

Ich füge im folgenden eine Reihe anderer Beispiele aus meiner Beobachtung an.

Eine Mutter leidet an übertriebener Angst vor Ansteckungen. Auf Grund dieser Einstellung versucht sie, auf jede Weise das Kind vor der Berührung mit gefährlichen Bazillen zu behüten. Sie legt den Waschungen des Kindes besondere Bedeutung bei, sie hält es von bestimmten Gegenständen und von bestimmten Menschen fern. Das Kind bezieht aus diesen Vorgängen, besonders aus der Berührung bei den vielen Waschungen, zuerst nur Lust. Später tritt die Unlust, die mit den vielen Verboten und Beschränkungen einhergeht, in den Vordergrund. Zu allen Zeiten aber drängen die Schutzmaßnahmen, die das Leben des Kindes umgeben, seine Aufmerksamkeit in eine bestimmte Richtung. Die Angst der Mutter, ihr neurotischer Charakterzug, wird bestimmend für die kindliche Entwicklung.

Eine besonders eifersüchtige und herrschsüchtige Mutter ist gewohnt, sich überall im Leben in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu schieben. Sie

überhäuft das Kind mit Zärtlichkeiten und genießt seine Gebundenheit. Sobald das Kind aber seine Aufmerksamkeit einem anderen Erwachsenen zuwendet, empfindet sie es als unerträglich, wird reizbar und böse in ihrem Verhalten ihm gegenüber und hat nur den einen Wunsch, das Kind wieder von seinem neuen Liebesobjekt zu trennen. Diese Eifersucht der Mutter kann dem Kind nicht verborgen bleiben. Es fühlt sich durch die Wichtigkeit geschmeichelt, die die Mutter seiner Person beilegt, und genießt die Aufmerksamkeit, die sie ihm zuwendet. Gleichzeitig muß es die Einschränkungen seiner Freiheit in der Wahl von Objekten als unlustvoll empfinden. Auch dieser Charakterzug der Mutter wird eine wichtige Rolle im Leben des Kindes spielen.

Eine Mutter hat Anfälle von Verstimmungen, in denen sie ihr libidinöses Interesse vom Kind zurückzieht und ganz auf die eigenen Konflikte konzentriert. Das Kind fühlt sich in diesen Perioden unglücklich, die Mutter erscheint ihm zu diesen Zeiten wie fremd und unerreichbar. Mit dem Vorübergehen des Verstimmungsanfalles wendet sich auch die Liebe der Mutter dem Kind immer wieder zu. Es ist nur selbstverständlich, daß das Kind in irgendeiner Form die Nachwirkung dieses periodischen Aussetzens der Beziehung zur Mutter zeigen wird.

Man würde erwarten, daß diese Angst-, Eifersuchts- und Verstimmungszustände der Mutter vor allem die Ablehnung des Kindes hervorrufen müssen. Merkwürdigerweise ist das nicht der Fall. Eine Mutter, die an Angstzuständen leidet, berichtet, daß ihr kleiner Junge gerade an solchen Tagen immer mit besonders gefährlichen Geräten spielt oder laut klagend mit den harmlosesten Verletzungen zu ihr gelaufen kommt, als ob es gefährliche Wunden wären. Das Kind spricht zu diesen Zeiten fast unaufhörlich von Krankheiten, Verwundungen und Unfällen. Wir dürfen natürlich annehmen, daß die Mutter in ihrem Angstzustand Kleinigkeiten übertreibt und auf harmlose Bemerkungen übermäßigen Wert legt. Die Tatsache bleibt aber bestehen, daß das Kind sich ihrer übermäßigen Sorge nicht entzieht, sondern ganz im Gegenteil ihr noch Anlaß zur Steigerung ihrer Ängstlichkeit liefert.

Eine andere Mutter, die sich ihrer Eifersucht bewußt ist, berichtet, daß ihr Kind in auffälliger Weise vor ihr Gunstbezeigungen an andere Personen verteilt. Es küßt und umarmt immer wieder in provozierender Weise vor ihr sein Kindermädchen oder ihre Freundin, als ob es seine Liebe für diese Objekte zur Schau stellen wollte. Es will die eifersüchtige Mutter offenbar noch eifersüchtiger machen.

Die Mutter mit den periodischen Verstimmungen berichtet, daß ihr kleines Kind nie so schlimm, reizbar und provokant ist wie zu diesen Zeiten. Diese Veränderung fällt nicht nur ihr, sondern allen Hausbewohnern auf. Die Mutter fühlt, als ob das Kind alles dazu tun wollte, ihre Verstimmung noch zu stei-

gern. Diese Reaktion des Kindes ist so regelmäßig, daß die Mutter gelernt hat, sie als das erste Anzeichen der ihr oft noch gar nicht bewußten Wiederkehr der Verstimmung zu werten.

Wir schließen aus diesen Beispielen, daß die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes durch den Charakter der Mutter beeinflußt werden muß. Die größte Rolle bei dieser Beeinflussung fällt offenbar jenen Zügen der Mutter zu, die am stärksten mit Affekt besetzt, d. h. die am meisten libidinös betont oder am energischesten verdrängt worden sind. Das Unbewußte der Mutter spielt keine geringere Rolle für das Leben des Kindes als der bewußte Anteil ihrer Persönlichkeit.

Das Kind ist in seiner Entwicklung den Anregungen der Mutter gefolgt. In den Handlungen der Kinderpflege hat sie ihm, von ihren eigenen Vorlieben und Abneigungen geleitet, bestimmte lustvolle Empfindungen verschafft. Sie hat es entweder mit dem verführt, was ihr selbst am meisten Lust bereitet, oder sie hat sich von der Verführung zurückgehalten und bei dieser Verdrängungsleistung die Aufmerksamkeit des Kindes gerade auf den einen Punkt gelenkt, den sie vor dem Kind verborgen halten wollte. Das Kind, das auf ihre Verführung oder die Vermeidung der Verführung reagiert, macht nun seinerseits alle Anstrengungen, die Mutter durch Verführung zu gewinnen. Es ist nur natürlich, daß es sich dabei wieder der am meisten lustbetonten Methoden bedient, d. h. gerade der Methoden, die der Affekt der Mutter es gelehrt hat. Das Kind reagiert auf den Impuls, der im Augenblick in der Mutter die Oberhand hat. Durch diese Wechselwirkung entsteht zwischen Mutter und Kind ein intimes Einverständnis und der Anschein einer großen Ähnlichkeit. Die Charakterbildung der Mutter, ihre Neurose, ihre Zwänge, Ängste, Symptome, was immer bei ihr affektbetont oder verdrängt ist, ist mit der zündenden Gewalt eines elektrischen Stromes von der Mutter auf das Kind übergesprungen.

Die Beobachtungsgabe des Kindes hat es in den Stand gesetzt, das Wesen der Mutter bis in seine Tiefen zu erforschen. Die bewußten und unbewußten Reaktionen der Mutter zeigen dem Kind in positiver und negativer Form die zentralen Probleme ihres Lebens an. Die direkte Beobachtung gibt dem Kind Aufschluß über die bewußte Persönlichkeit der Mutter, die Beobachtung ihrer Abwehr- und Vermeidungsaktionen führt es indirekt auf dem Weg über Schlußfolgerungen zur Rekonstruktion des unbewußten Anteils ihrer Persönlichkeit. Wir würden also nicht mehr wie früher sagen: das Unbewußte des Kindes hat sich mit dem Unbewußten der Mutter in Verbindung gesetzt. Wir müßten sagen: das Kind hat eine feine Beobachtung für die verräterischen Handlungen, durch die die Mutter ihr Unbewußtes preisgibt. Es zieht Schlüsse aus seinen Entdeckungen und handelt auf Grund dieser Schlüsse.

Aber die Forschungs- und Beobachtungstätigkeit des Kindes, mit der es in einer kurzen Zeitspanne so überraschende Resultate erreichen kann, hat doch ihre zeitlichen Grenzen. Das Kind ist gezwungen, seine Beobachtungsgabe der Anpassung an die erwachsene Welt zuliebe aufzugeben.

Ich habe schon erwähnt, daß die beobachteten Tatsachen selbst der Verdrängung verfallen, wenn sie zu gefährlich werden. Je ernsthafter die Konflikte der Außenwelt sind, die das Kind zu sehen bekommt, desto energischer muß das Kind vor sich selbst verleugnen, was es gesehen hat. Wir hören, das Kind gelangt auf seinen eigenen Wegen dazu, die unbewußten Wünsche der Mutter zu erraten. Aber je besser das Kind sie errät, desto stärker wird es Widerstand und Ablehnung der Mutter gegen sein Wissen zu fühlen bekommen. Außerdem ist es enttäuschend, zu entdecken, daß diese unbewußten Wünsche der Mutter gar nicht auf es, sondern auf andere Objekte gerichtet sind.

Das Kind muß sich daran gewöhnen, von jetzt an auf Ablehnung zu stoßen, wann immer es Stücke aus dem gesammelten Schatz seiner Beobachtungen mitzuteilen versucht. Der Erfolg davon ist, daß es zuerst die Mitteilungen, in weiterer Folge auch die Beobachtung selbst als störend für die Anpassung an die Außenwelt einstellt. Schließlich verliert es die Fähigkeit durch geringen Gebrauch und Verdrängung; die Erkenntnisse, die mit so viel Freude gesammelt wurden, verschwinden. In der Latenzperiode finden wir nur mehr das Gegenteil der früheren Verhältnisse; das Kind zeigt sich merkwürdig stumpf, wo immer die Umwelt Aufmerksamkeit und Beobachtung verlangt. Die Erwachsenen klagen über diesen Mangel. Sie versuchen es sogar mit Gegenmaßnahmen. So werden zum Beispiel in den modernen Schulen die Übungen zur Schärfung der Beobachtungsgabe zum eigenen Unterrichtsgegenstand.

In den seltenen Fällen, in denen Mutter und Kind gleichzeitig analysiert werden, können wir der überraschenden Einfühlung des Kindes in die Mutter im einzelnen nachspüren. Wir können sehen, wie sein scheinbar intuitives Verständnis für das Unbewußte der Mutter auf früheste Beobachtungen und Überlegungen zurückgeht, die seitdem der Verdrängung verfallen waren und erst durch die analytische Arbeit wieder ins Bewußtsein gehoben werden.

Berta Bornstein hat mir ein solches Beispiel aus der Analyse eines größeren Mädchens zur Verfügung gestellt, das sich, gleichzeitig mit seiner Mutter, bei ihr in Analyse befindet. Ich berichte im folgenden mit ihren eigenen Worten:

„Die zwölfjährige Patientin hat eine intensive Haßbindung an die Mutter entwickelt, in der aggressive Forderungen vorherrschen. Sie gebraucht der Mutter gegenüber mit Vorliebe deren eigene Redewendungen, erläßt der Mutter gegenüber Gebote und Verbote in einer Form, wie es die Mutter dem

kleinen Kind gegenüber getan haben würde. Die Forderungen der Mutter werden von dem Kind keineswegs erfüllt. Die Beziehung zur Mutter schien vorwiegend in einer Identifizierung mit deren Gesten zu bestehen.

Eine Hauptphantasie der kleinen Patientin blieb längere Zeit unverständlich, bis die Analyse der Mutter ein Licht auf sie warf.

Die Kleine phantasierte und benützte folgende Phantasie zu pseudologischen Zwecken: Sie sei ein in England geborenes Kind, sehr vornehm, sehr streng erzogen, ohne Mutter aufgewachsen.

Die Phantasie war in verschiedenen Details klar, wie zum Beispiel vornehme und strenge Erziehung, Mutterlosigkeit. Woher stammte aber das Detail der Herkunft aus England? Warum hielt das Kind an diesem Detail in ihren pseudologischen Erzählungen fest? Das Kind wußte dazu überhaupt nichts anzugeben.

Aus der Geschichte der Mutter muß an dieser Stelle folgendes mitgeteilt werden: Die Mutter hatte zum Ausgang ihres Ödipuskomplexes eine stark masochistisch gefärbte Bindung an eine englische Erzieherin entwickelt. Gegen diese masochistische Bindung hatte die Mutter schon als Kind und eigentlich bis zur Analyse einen heftigen Kampf geführt. Beides, sowohl die Bindung an die englische Erzieherin als auch der Kampf dagegen, waren weitgehend der Verdrängung anheimgefallen.

Die Mutter versicherte in glaubwürdiger Weise, daß sie niemals mit ihren Kindern über diese Engländerin, die ihr die Kindheit vergällt hatte, gesprochen habe, ja die Kinder wußten auch bestimmt nichts davon, daß es so eine Engländerin, die Miß X., in ihrem Elternhause gegeben haben konnte.

Wir legten uns die Frage vor: Wie ist es im Falle unserer kleinen Patientin dazugekommen, sich mit dem Unbewußten der Mutter zu identifizieren? So suchten wir in der Analyse der Mutter nach Anzeichen, durch welche sie ihre sie quälenden, dem Bewußtsein entzogenen Vorstellungen in einer Weise zum Ausdruck brachte, die ihr selbst verborgen blieb, aber vom Kind mit wachen Augen aufgenommen, wenn auch nicht bewußt verarbeitet wurden. Diese Anzeichen ließen sich dann auch als höchst grobe erkennen. Die Mutter, die ihre Kinder fast spartanisch erzog, wünschte und betonte deren Selbständigkeit und Freiheit in vielen Situationen. Dies war ein Weg für sie, sich von der englischen Erzieherin der Kindheit zu lösen. Da sie dabei gleichzeitig ein Schuldgefühl dieser Mutterersatzfigur gegenüber empfand, ist verständlich, daß sie die Ablehnung englischer Erziehungsmethoden besonders betonte und vor sich ihre Abkehr rechtfertigen mußte. Etwa, indem sie ihren Kindern sagte, bevor sie sie in den Park schickte: „Geht nur allein, vergnügt euch wie ihr wollt, ich will keine Missenkinder haben.“ Was die Tochter aus dieser Rede der Mutter herausfühlt, ist deren Unsicherheit. Das Kind weiß zu gut

aus Erfahrung, daß man nur dort Verteidigungsreden hält, wo man sich schuldig fühlt. Die Mutter tut also etwas, was sie eigentlich nicht möchte, wenn sie die Kinder ohne Miß in den Park schickt. Die schwache Stelle der Mutter wird zum Angriffspunkte für das kritische, an der Mutter enttäuschte Kind. Sie könnte die Mutter jetzt gut treffen, indem sie ihr vorwerfen würde: „Schäme dich, daß du uns keine englische Erzieherin hältst, die uns vor den Gefahren der Straße bewahrt." Noch tiefer ist die Anklage und der Vorwurf gegen die Mutter, wenn sie diese Mutter, die sie enttäuscht und vernachlässigt, beseitigt, indem sie den Wunsch der Mutter zu ihrem eigenen macht, sich identifiziert. (Im übrigen heißt es in der pseudologischen Geschichte: Mutterloses, englisches Kind.) Auch die Mutter löste durch die Bindung an die Erzieherin die Bindung an die Mutter. Alle Identifizierungen der kleinen Patientin hatten etwas Karikaturhaftes an sich und verrieten so den Boden der Feindseligkeit, auf dem sie entstanden waren. Sie übertrieb die Haltung jener Personen, mit denen sie sich identifizierte. Die Mutter also wollte eine Miß haben. Sie muß dies demnach auch. Aber sie tut wie immer noch ein übriges dazu. Sie ist nicht nur ein Missenkind wie die Mutter, sondern sie ist selber eine englische Lady, eine Miß. (Tatsächlich nahm sie der Mutter gegenüber von Zeit zu Zeit auch den Ton einer englischen Erzieherin an.)

Ein anderes Beispiel entstammt der Analyse einer kleinen achtjährigen Patientin, die ich behandle. Das kleine Mädchen wird in ihren Analysestunden gelegentlich außerordentlich aggressiv, d. h. sie verwandelt sich plötzlich aus einem friedlichen freundlichen Kind in einen kleinen Unband, will zerstören, was sich im Zimmer findet, bedroht mich mit allem, was sie erreichen kann, will Vasen und Teller auf mich werfen und beginnt, die Messer und Scheren, mit denen sie arbeitet, als Waffen zu verwenden.

Die Mutter ist sehr besorgt um das Kind und wiederholt immer wieder, wie sehr sie fürchtet, daß das Kind eine Sadistin werden könnte. Bei einer der Besprechungen über das Kind beginnt die Mutter eines Tages von ihrer eigenen Vergangenheit zu berichten. Sie hatte eine besonders unglückliche Kindheit hinter sich. Sie habe zu Hause schreckliche Szenen mitgemacht. Aber das sei noch nicht das Ärgste, das sie zu berichten habe. Sie sei ihre ganze Kindheit von Zwangsimpulsen, andere Menschen zu verletzen, geplagt worden. Sie habe immer allein gegen diese Impulse gekämpft, ohne sich jemals irgend jemand gegenüber auszusprechen. Sie konnte kein Messer und keine Schere in die Hand nehmen, ohne den Wunsch zu fühlen, einen bösen Gebrauch davon zu machen. Aber trotzdem habe sie nie jemandem etwas zuleide getan und mit Hilfe von Selbstbeherrschung alles überwunden. Nach der Pubertät hätten die Zwangsimpulse dann aufgehört.

Die Erzählung der Mutter wirft ein überraschendes Licht auf das schwer

durchschaubare Benehmen des Kindes. Man erhält den Eindruck, daß das Kind die aggressiven Impulse der Mutter gespürt hat und sie zur Ausführung bringt.

Die Mutter setzt ihren Bericht ein anderes Mal noch weiter fort. Sie erzählt, das Kind hätte zu Hause eine Geschichte gelesen und sei dabei sehr aufgeregt worden. Sie sei ins Zimmer zu ihr gelaufen gekommen und hätte gesagt: „Jetzt weiß ich, wie man Leute umbringen kann.“ Die gelesene Geschichte schildert die Herstellung eines bestimmten tödlichen Giftes. Die Mutter sei erschrocken und böse geworden. Solche Gedanken solle man überhaupt nicht denken. Und Rezepte zum Umbringen von Menschen seien überhaupt ganz überflüssig. Es gäbe gar nichts leichteres, als jemanden umzubringen, dazu sei jeder einfachste Gegenstand, den man zur Hand habe, gut genug. Nur sollte man sich nie erlauben, solche Wünsche und Gedanken zu denken.

Dieses Beispiel zeigt uns eine Mutter, die ihr Leben hindurch gegen ihre eigenen schwer aggressiven Impulse anzukämpfen hatte. Es gelingt ihr, dieser Regungen Herr zu werden, aber sie lebt in ständiger Angst, daß die Zwangsimpulse wiederkehren und ihr Leben von neuem verstören könnten. Unter dem Druck dieser Angst muß die Mutter das Kind von Anfang an auf die Anzeichen aggressiver Regungen hin beobachtet haben. Sie wird unruhig und verzweifelt, wenn sie beim Kind Ähnliches zu bemerken glaubt. Sie möchte nicht, daß das Kind dem gleichen Schicksal verfällt wie sie selbst. Es ist außer Zweifel, daß das kleine Mädchen die Angst der Mutter vor dem Auftauchen aggressiver Regungen bei ihr kennt. Sie wird ständig aggressiver, so als ob sie die darauf erfolgenden Reaktionen der Mutter bewußt hervorlocken wollte. Die Äußerung des Kindes schließlich, „Jetzt weiß ich, wie man Leute umbringen kann“, zeigt, daß ihr die Befürchtungen der Mutter nicht verborgen geblieben sind. Die Antwort der Mutter anderseits trägt die Prägung ihrer eigenen Konfliktsituation: es ist leicht, Leute umzubringen, jedes Gerät ist gut genug dazu. Diese eine Bemerkung müßte genügen, um dem Kind den in der Mutter vor sich gehenden Kampf von Gefühlen zu verraten. Wir dürfen annehmen, daß das Kind im Laufe seiner Entwicklung auf solche und ähnliche Arten dem einen Affekt, der das Leben der Mutter beherrscht, Schritt für Schritt immer näher an den Leib gerückt ist.

Ich möchte diese Arbeit aber nicht beenden, ohne zu betonen, daß ich nicht glaube, mit dem Beschriebenen alle Beziehungen zwischen Mutter und Kind erschöpft zu haben. Es gibt immer noch Elemente, die sich unserem Verständnis entziehen, Situationen, in denen auch die genaue Nachforschung kein Bindeglied zwischen dem Vorgang in der Mutter und den entsprechenden Vorgängen im Kind sichtbar werden läßt. Wenn ein Affekt- oder Denk-

vorgang der Mutter im gleichen Augenblick auch im Kind auftaucht, so bleibt uns nichts anderes übrig, als das als Gedankenübertragung zu bezeichnen. Wir haben gesehen, wie viele Eindrücke aus dem Innenleben der Mutter der fein abgestimmte Sinnesapparat des Kindes aufzunehmen bereit ist. Vielleicht ist dieser Sinnesapparat noch weit empfindlicher als wir auch heute wissen. Jedenfalls bleibt die Tatsache, daß im Unbewußten von Mutter und Kind die gleichen Probleme oft im gleichen Augenblick eine Rolle spielen. Solche Beispiele sind bekannt; mir stehen nur meine persönlichen Erfahrungen zur Verfügung. Meine Kinder waren gleichzeitig mit mir in Analyse. Es ist mir mehr als einmal aufgefallen, daß dasselbe Thema, das zur Zeit in meiner Analyse im Vordergrund stand, auch in der Analyse eines der Kinder die größte Rolle spielte; allerdings mit einem bedeutsamen Unterschied. Was sich offenbar von mir auf das Kind übertragen hatte, wirkte dort als Fremdkörper, der nicht mit dem allgemeinen analytischen Verlauf in Einklang zu bringen war. Solche Übereinstimmungen ließen sich manchmal auf Tag und Stunde verfolgen, bei den Knaben allerdings merklicher als bei den Mädchen. Ich möchte mich in eine Diskussion dieser Dinge nicht weiter einlassen. Ich weiß nicht, worauf man dieses Phänomen zurückführen könnte. Aber es ist vielleicht die nächste Fortsetzung des Problems, mit dem wir uns heute beschäftigt haben.

Fassen wir zum Schluß das Gesagte noch einmal zusammen. Das Kind hat also eine größere Beobachtungsgabe als man bisher erkannt hat; es beobachtet sowohl die direkte Äußerung von Gefühlen wie auch die Bemühungen, lebenswichtige Regungen zu verleugnen. Verdrängte Impulse, die in der Charakterbildung der Mutter eine besondere Rolle spielen, drängen sich seiner Aufmerksamkeit besonders auf. Das Kind spürt die Verführungskraft dieser Regungen und verwendet sie auch seinerseits wieder zur Verführung der Mutter. Das Kind verliert diese Fähigkeit bei seiner Entwicklung zur Anpassung an die Forderungen der erwachsenen Umwelt. Mit anderen Worten: das vorher unverständliche, fast unheimliche Wechselspiel der Gedanken und Affekte zwischen Mutter und Kind kann auf diese Weise zum größten Teil auf die scharfe Beobachtung des Kindes zurückgeführt werden.

Mit der Annahme dieser Vermutungen entziehen wir den zwei anderen möglichen Erklärungsversuchen für diese Phänomene ein Stück Boden. Das eine ist die vorhin geschilderte direkte Gedankenübertragung, das andere ist die Erklärung durch die Erblichkeit.

Die Theorie der Gedankenübertragung mutet dem Unbewußten des Kindes die intuitive Kraft zu, sich mit dem Unbewußten der Mutter in Verbindung zu setzen.

Die Vererbungslehre weist darauf hin, daß das Kind der Mutter von vorn-

herein gleicht. Bestimmte Charakterzüge vererben sich eben in direkter Linie von der Mutter auf das Kind. Den Eltern selber liegen diese Möglichkeiten sehr nahe. Ihre Angst vor der Erblichkeit taucht in den Besprechungen über die Kinder immer wieder auf, sie suchen im Kind nach den gefürchteten Charakterzügen oder verfolgen auftauchende Regungen des Kindes mit lebhaften Schuldgefühlen.

Diesen beiden unbeeinflußbaren und fremden Mächten, der Telepathie und der Vererbung, gegenüber befinden wir uns mit unserer Theorie von der Einfühlung des Kindes in die Mutter auf Grund von frühesten Beobachtungen auf vertrauterem Boden.

Zum Verständnis massenpsychologischer Erscheinungen[1]

Von

Melitta Schmideberg

London

Ursprünglich strebte die Psychoanalyse die Aufklärung pathologischer Erscheinungen an. Mit dem Fortschreiten unseres Wissens ergab sich jedoch, daß „Normalität" keineswegs ein einfaches Phänomen sei, sondern ebenso erforscht zu werden verdiene, wie die ungewöhnlichsten Erkrankungen. Es gibt kaum ein Kind, das nicht an Angst oder gewissen neurotischen Symptomen leidet; die meisten Erwachsenen jedoch sind von diesen Symptomen frei, weil sie die kindliche Angst auf irgendeine Weise verarbeitet haben. Die Normalität des Erwachsenen ist somit eine geglückte Verarbeitung der neurotischen Schwierigkeiten des Kindes: Um also das Endprodukt der Normalität zu verstehen, müssen wir die krankhaften Phänomene kennen und wissen, wie sie normalerweise verarbeitet werden.

Das gleiche gilt auch für die Sozialpsychologie. Es genügt nicht, die pathologischen Phänomene der Gesellschaft zu studieren, wir müssen auch erforschen, wie sie ihre „Normalität", ihre gesunde Struktur, erzielt hat. Ähnlich wie die höchsten Leistungen des Erwachsenen sich von einfachen kindlichen Tätigkeiten und Interessen ableiten, haben auch die besten Errungenschaften unserer Kultur sehr primitive Wurzeln. Es besteht manche Analogie zwischen der Entwicklung des einzelnen und der Gesellschaft, manche Ähnlichkeit zwischen der Psyche des kleinen Kindes und des primitiven Menschen. Beide werden zeitweilig von überwältigender Angst beherrscht.

„In Korea halten die Geister alle Himmelsgegenden und jeden Zoll Erde besetzt. Sie lauern den Menschen entlang der Wege, in den Bäumen, auf den Felsen, in den Bergen, in den Tälern, in den Strömen auf. Sie spionieren ohne Unterlaß, Tag und Nacht... Sie sind immer um ihn herum, vorne, hinten, sie fliegen über seinen Kopf hin, sie rufen ihn aus dem Erdinnern heraus an. Selbst in seinem eigenen Haus findet er keine Zuflucht: die Geister sind auch noch da, im Gips der Mauern, im Gebälk an den Wänden... Ihre Anwesenheit an allen Orten ist eine häßliche Parodie auf die Allwesenheit Gottes. Die Einbildungskraft der Oregons irrt entsetzt in einer Welt von Gespenstern umher... Es gibt keinen Felsen, keine Straße, keinen Bach, wo es nicht spukt... auch gibt es überall Geister" (Levy-Bruhl). „Die permanente

---

1) Nach einem im Institute of Sociology, London, gehaltenen Vortrag aus dem Englischen übersetzt von Dr. Franz Heimann, Lausanne.

Furcht vor ungesehenen Feinden hat dem Battak jede Unternehmungsfreudigkeit genommen. Gespensterfurcht und Fatalismus haben ihm jede Lebensfreude geraubt. Nur die Magie gibt dem Zauberer einige Mittel an die Hand, den Kampf mit den Feinden aufzunehmen.“ „Den Hexenwahn kann man als den schwersten Fluch bezeichnen, der auf Afrika ruht“, schreibt Wilson. „So groß ist die Furcht vor den eingebildeten Manipulationen der Krankheitsmacher, daß den Insulanern (auf Tamioa und Eromanga) das Leben durch stete Angst und Sorge verbittert ist. In vielen Bakongodörfern muß wegen der beständigen Anklagen auf Hexerei das Leben zur Qual werden“ (Johnston). Der Primitive fühlt sich von den bösen Geistern nicht nur umgeben, sondern auch besessen. Er schreibt ihren Angriffen Krankheit und Tod zu. Krankheit und Tod werden als etwas Persönliches aufgefaßt; die Vorstellung von Dämonen, die mit der gleichen Waffe Wunden schlagen wie der Feind, ist seit Urzeiten weit verbreitet. Oft wird die Befürchtung geäußert, von bösen Geistern oder von Tieren besessen zu sein, die den Körper von innen zerstören oder die lebenswichtigen Organe annagen und fressen.

Die Angst vor bösen Geistern wird durch Zauberei, Religion und primitive Medizin gebannt. Die Furcht, daß ein Dämon den Kranken seines Schattens beraubt hat, wird durch die Versicherung des Medizinmannes, daß er ihn zurückgebracht hat, beruhigt. Die Geister, von denen der Kranke besessen ist, werden durch Zauberhandlungen, durch List oder Gewalt ausgetrieben. Die primitive Medizin ist eine Mischung von rationalen, auf empirischer Beobachtung beruhenden Handlungen und magischen Gebräuchen, die irrationalen Ängsten und Aberglauben entspringen. Die Fähigkeit zu empirischer Beobachtung und rationalem Handeln wird durch die überwältigende Angst behindert. Vor Jahrhunderten meinte man, daß Schußwunden vergiftet seien und mit heißem Öl ausgebrannt werden müßten. Nur eine Zufallsbeobachtung bewies, daß diese schmerzhafte Behandlung überflüssig und schädlich sei. Die Furcht vor vergifteten Wunden hatte die empirische Beobachtung gehindert. Bei den Primitiven kann die irrationale Angst durch Zauberhandlungen gelindert werden. Die wichtige Funktion der Zaubermedizin besteht in der zeitweiligen Beruhigung der Angst. Diese vorübergehende Verminderung der Angst ermöglicht eine empirische Beobachtung der Natur und die Entdeckung rationaler Arzneimittel. Arzneien, die Heilung brachten, bewirkten zugleich eine bessere Beruhigung der Angst als Zaubermittel, und so vermochte im Laufe der Zeit die Empirie die Magie zu ersetzen. Das Beschmieren mit Blut und Fett bei den Primitiven wurde vom Einreiben mit heilenden Salben verdrängt, aus der Vertreibung der Geister mittels Streichens und Schlagens leitet sich die Massage her und aus der Vertreibung durch Beschwörung die Psychotherapie. Schwitzen, Abführen, Bluten,

Brechen, Fasten waren ursprünglich Bußhandlungen. Heute sind sie Bestandteile der medizinischen Therapie. Wahrscheinlich leitet sich die Chirurgie zum Teil von den die Bußhandlungen begleitenden Verstümmelungen ab. Die Zaubermittel, die oft aus menschlichen oder tierischen Körperteilen bestanden, wurden dann durch Pflanzen ersetzt, die aber noch den Namen von menschlichen und tierischen Körperteilen trugen; diese wiederum wurden allmählich durch andere abgelöst, bis sich schließlich unsere moderne Pharmakologie entwickelte. Aber noch lange war der Gebrauch der empirischen Heilmittel von abergläubischen Vorstellungen begleitet. Die Primitiven personifizieren sowohl die Krankheit als auch das Heilmittel. Der Geist des Heilmittels soll den Geist der Krankheit bekämpfen. Der nordamerikanische Medizinmann beschwört die Arznei, als ob sie ein lebendes Wesen wäre, ihre Pflicht zu tun und den Kranken zu heilen. In primitiven Gesellschaften sowie in der Volksmedizin ist das Einsammeln, Bereiten und Einnehmen von Arzneien von magischen Ritualen begleitet. Und selbst unsere moderne Medizin, die sich langsam und allmählich aus abergläubischen Vorstellungen entwickelt hat, ist unbewußt mit magischen Vorstellungen verknüpft und dient zur Abwehr irrationaler Ängste.

Diese irrationalen Ängste erwachen in voller Stärke, wenn die Hilfe der Ärzte versagt, wie im Falle von Epidemien. Bei jeder mörderischen Seuche denkt das Volk zuerst an Vergiftung. Im Mittelalter wurde die Pest auf Vergiftung der Brunnen durch Juden zurückgeführt; in deutschen Städten, in denen es keine Juden gab, wurden die Totengräber, in Rußland die Tartaren dieses Verbrechens beschuldigt. Während der Choleraepidemie 1837 in Italien bestand der Glaube, daß die Ärzte und Beamten im Auftrage der verhaßten bourbonischen Regierung das Wasser vergiftet hätten. Selbst im Jahre 1884, als eine Choleraepidemie in Italien ausbrach, glaubte das Volk, daß die Ärzte die Arbeiter zum Vorteil der Besitzenden töteten. Erst der Besuch des Königs bewirkte, daß sie ärztliche Hilfe zuließen.[2]

Wir sehen, daß die ursprüngliche Angst in voller Stärke wiederauftritt, wenn die rationale Medizin versagt. Diese abergläubische Angst von Europäern des letzten Jahrhunderts oder des Mittelalters ist nicht weniger irrational als die Dämonenangst der Wilden und ähnelt weitgehend den Wahnideen Geisteskranker oder der neurotischen Angst kleiner Kinder. Selbst wenn diese Angst normalerweise durch erfolgreiche ärztliche Behandlung beruhigt wird, verschwindet sie niemals ganz, sondern äußert sich oft unter dem Deckmantel einer rationalen Angst. Furcht vor Bakterien kann z. B. die ursprüngliche Dämonenangst ablösen. Dieser Vorgang läßt sich nicht nur

2) Siehe ausführlicher mit Literaturangaben in meiner Arbeit: „The Rôle of Psychotic Mechanisms in Cultural Development." International Journal of Psycho-Analysis, IX, 1930.

in der Medizin beobachten. Alle rationalen Handlungen und Einrichtungen der Menschheit sind bis zu einem gewissen Grade mit irrationalen Vorstellungen und Regungen verbunden und dienen gleichzeitig zur Überwindung tief verborgener irrationaler Ängste. Oft wird eine unbegründete Angst auf rationale Befürchtungen verschoben, so daß die letztere auch immer einen gewissen Grad von irrationaler Angst mitenthält. Die Tatsache, daß die meisten unserer Einrichtungen und wissenschaftlichen Überzeugungen weitgehend auf Vernunft und Empirie beruhen, ist eine große Leistung der Menschheit und ein Beweis für ihre Fähigkeit, allmählich irrationale Formen der Angstbewältigung durch rationale zu ersetzen. Wenn die irrationalen Ängste der Kindheit vom Erwachsenen durch rationale. der Realität angepaßte Mittel bewältigt werden, so nennen wir dies Normalität; während die irrationale Bewältigungsweise irrationaler Ängste in einer Neurose resultiert. Die Angst des Kindes vor dem Tode bestimmter Menschen oder dem Untergang der ganzen Welt, die seinen eigenen Todeswünschen entspringt, mag bei Geisteskranken zur Wahnidee geworden sein und bei Zwangsneurosen den Kern der Erkrankung bilden. Bei normalen Menschen aber mag diese Angst sich in eine Furcht vor Unfällen, Kriegen oder Katastrophen modifiziert haben, die sie dann entweder durch den Glauben an einen gütigen Vater-Gott, der die Zerstörung der Welt nicht dulden wird, beruhigen, oder durch pazifistische Betätigung, durch Krüppelfürsorge, durch das wissenschaftliche Studium von Erdbeben, oder ganz allgemein durch schöpferische Arbeit, die die kindlichen aggressiven Impulse aufheben und wiedergutmachen, bewältigen. Die kindliche Furcht vor dem Verhungern kann später eine Wurzel des hysterischen Heißhungers, der Kleptomanie oder des Alkoholismus bilden, ferner die Depression oder Verzweiflung des Melancholikers verursachen. Diese irrationale Angst kann aber auch die religiöse Haltung, den Charakter oder die Berufswahl des Erwachsenen bestimmen; wenn sie nämlich durch den Glauben an Gott, der die Raben füttert, oder durch die Unterstützung Hungernder gelindert wird. Die Furcht vor dem Verhungern kann aber auch durch Anhäufen von Geld, durch Eröffnung einer Fabrik für Konserven beruhigt werden oder die Berufswahl als Köchin bestimmen. Die ursprüngliche irrationale Angst vor dem Verhungern mag aber wieder auftreten, wenn die Köchin z. B. ihre Stelle verliert, und so ihre berechtigte Angst vor dem Leben steigern. Die kindliche Gier nach Essen und Trinken kann durch „Geldgier" oder „Wissensdurst" abgelöst werden. Primitive Triebe finden sublimierte Befriedigung in der Arbeit oder in Sport; wissenschaftliche Diskussionen, Schachspiel, der Beruf des Tischlers oder des Arztes bieten ein Ventil für die Aggression. Dieses Ventil ist von größter Wichtigkeit für das seelische Wohlergehen, und wenn es plötzlich verloren-

geht, wie im Falle der Arbeitslosigkeit, so entsteht eine oft nur schwer zu ertragende Triebspannung, die Angst und neurotische Störungen verursachen kann. Manche entgehen dieser quälenden Triebspannung dadurch, daß ihre Impulse auf einem direkten Wege zur Abfuhr gelangen. So werden Arbeitslose mißvergnügt und streitsüchtig, tyrannisieren ihre Familie, haben ein gesteigertes Bedürfnis nach sexueller Befriedigung oder nehmen ein großes Interesse an der Politik, wobei ihre nur schwach verhüllte Aggression immer wieder zum Durchbruch kommt.

Arbeit ist aber nicht nur sublimierte Triebabfuhr, sondern gibt auch das Gefühl der Lebensberechtigung; deshalb kann Arbeit nicht einfach durch Sport oder Schach ersetzt werden. Die durch primitive destruktive Regungen verursachten Gefühle von Angst und Schuld werden durch schaffende Tätigkeit bewältigt. Die so häufigen Befürchtungen, daß Masturbation böse Wirkungen habe, z. B. zur Verblödung führe, oder daß man einem die Onanie und ihre Wirkungen ansehen würde, können weitgehend durch erfolgreiche Arbeit überwunden werden; sie werden jedoch Menschen, die ihre Arbeit verlieren, oft in peinlicher Weise bewußt. Dann beginnen sie zu grübeln, ob dies nicht die Folge einer ihnen unbekannten Schuld sei, schämen sich, keine Arbeit zu haben, und glauben, daß ihnen dies jeder ansehe. Wenn man solche in der Wirklichkeit keineswegs gerechtfertigten Gefühle von Schuld und Scham analysiert, so findet man, daß sie mit tiefliegenden Schuldgefühlen wegen der Onanie verbunden sind.

Arbeit befähigt die Menschen, unabhängig zu werden und ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Sie beweist ihnen, daß sie nicht mehr kleine, jeder Gefahr hilflos ausgesetzte Kinder sind. Geld verschafft Brot, gibt Macht und Unabhängigkeit, Geld ist eine Hilfe gegen die verschiedenen Formen der Angst. Die Möglichkeit, befriedigende Arbeit zu leisten und dafür entsprechende Bezahlung zu erhalten, beruhigt Minderwertigkeitsgefühle und irrationale Zweifel an den eigenen Fähigkeiten, mildert die Angst vor Verhungern und Hilflosigkeit usw. Bei Menschen, die beschäftigungslos werden, erscheinen alle diese Zweifel und Minderwertigkeitsgefühle leicht wieder in voller Stärke. Erfolgreiche Arbeit und befriedigende Bezahlung sind für den Menschen das Symbol einer guten Beziehung zur Umwelt: die schaffende Arbeit, mittels derer er seine destruktiven Phantasien gut macht, ist der Ausdruck seiner sozialen Einstellung; das Geld, das er dafür erhält, gewährleistet nicht nur seinen tatsächlichen Bedarf, sondern bietet auch eine Ersatzbefriedigung für seine infantilen Wünsche. Arbeitslosigkeit vereitelt seine guten Absichten. In uns allen besteht ein Konflikt zwischen sozialen Gefühlen und primitiven Triebregungen. Je schwerer einem Menschen die Zähmung seiner primitiven Impulse gefallen ist, desto mehr wird sein Gleichgewicht

erschüttert, wenn sein guter Wille und seine sozialen Regungen nicht gewürdigt werden. Dann äußern sich Angst, Groll und Enttäuschung in voller Stärke. Lange Arbeitslosigkeit läßt die Leute an Gerechtigkeit und Menschlichkeit zweifeln. Der Arbeitslose fühlt sich wie ein Kind, das sich plötzlich von seinen Eltern verlassen und allen rationalen und irrationalen Ängsten und Gefahren preisgegeben sieht. Wenn es an Liebe nicht glauben kann, bleibt nur Furcht und Haß. Es gibt kaum Menschen, die nicht durch psychische Faktoren bis zu einem gewissen Grade in ihrer Arbeitsfähigkeit behindert sind, meist durch Schuldgefühle wegen der in der Arbeit sich äußernden primitiven Triebregungen. Manche können nur unter bestimmten Bedingungen arbeiten, z. B. wenn ihnen ein anderer die Arbeit besorgt — unbewußt: ihnen die Erlaubnis zum Arbeiten gibt —, ähnlich wie manche Kinder mit Eßschwierigkeiten nur essen, wenn sie gefüttert werden. Im großen ganzen kann man sagen, daß je größer die seelischen Schwierigkeiten eines Menschen sind, um so mehr benötigt er äußere Hilfe und um so ungünstiger sind die Wirkungen von äußeren Faktoren, die seine Arbeit stören, wie z. B. Arbeitslosigkeit.

Viele Menschen haben nach einer langen Zeit der Arbeitslosigkeit große Schwierigkeiten, wieder zu arbeiten. Jeder hat gewisse Zweifel an seiner Arbeitsfähigkeit, die normalerweise durch die geleistete Arbeit beruhigt werden. Bei vielen Personen, die zufolge ihrer Arbeitslosigkeit diesen Beweis nicht erhalten, steigert sich die Angst vor ihrer Unfähigkeit immer mehr, besonders wenn sie merken, daß sie zufolge Mangel an Übung Dinge schlechter machen als früher. Diese Angst wird durch die gleichen unbewußten Faktoren verursacht wie die neurotische Arbeitshemmung. Manche Arbeitslose fürchten, wieder Arbeit zu bekommen, weil sie ihre Arbeit nicht zum zweitenmal verlieren wollen. Dies war für sie ein solch schreckliches Erlebnis, daß sie es vorziehen, lieber arbeitslos zu bleiben. — Auf verschiedene andere Probleme, wie die Furcht der Beschäftigten, ihre Arbeit zu verlieren oder die Wirkung der Arbeitslosigkeit der Angehörigen auf andere, kann ich hier nicht eingehen.

Gewöhnlich meint man, daß wir die Zeitung lesen, um über alle wichtigen Geschehnisse informiert zu sein. Wäre dem aber so, so hätten wir keine Erklärung dafür, daß verhältnismäßig unwichtige Dinge so viel Raum in der Zeitung einnehmen. Was steht denn in der Zeitung? Berichte von menschlichem Unglück, von Krieg, Revolution, Hungersnot, von Mißständen und Not und Elend; von Unglücksfällen, Katastrophen, Todesfällen und Krankheit, von Gerichtsverhandlungen und Scheidungen. Trotzdem lesen wir alle gerne die Zeitung. Es gewährt uns eine gewisse Befriedigung, daß es auch andere gibt, die leiden oder die noch unglücklicher sind als wir selbst; mehr

als dies, unser primitiver Sadismus findet ein sicheres und harmloses Ventil in den Berichten über das Unglück anderer. In etwas sublimierterer Form werden diese Instinkte befriedigt, wenn wir Sportberichte, Schilderungen von politischen Kämpfen oder wissenschaftlichen Diskussionen lesen, begeistert in die Kritik an der Regierung einstimmen oder politische Gegner bekämpfen. Das lebhafte Interesse für die ausführliche Beschreibung von Gerichtsverhandlungen, Scheidungen, sexuellen Abnormitäten und Verbrechen, für die Details im Liebesleben populärer Helden und Filmstars, für Skandalgeschichten und Klatsch, zeigt eindringlich die Bedeutung der Neugierde, die, wie die Analyse zeigt, auf den Wunsch des Kindes zurückgeht, Näheres über die Schwächen und das Sexualleben der Eltern ausfindig zu machen. Die Zeitungsberichte geben Gelegenheit, Ängste, die man sogar sich selbst nicht gerne eingesteht, zu rationalisieren. Reiche Leute brauchen Hunger nicht zu fürchten, aber sie finden eine rationale Begründung für ihre irrationale Verhungerungsangst, indem sie sich die Hungersnot in China zu Herzen nehmen. Die Verarmungsangst kann sich in Befürchtungen über eine ungesunde Finanzpolitik Amerikas äußern, Angst vor Verstümmelung oder Verletzungen auf Berichte über Greueltaten, begangen an den Armeniern oder in der finnischen Revolution, verschoben werden oder sich in Klagen über das durch ein widriges Geschick „verstümmelte" Vaterland äußern. Jemand, der unangenehme Gedanken nicht laut werden lassen will, der fürchtet, daß sein Sohn sich gegen ihn empören könnte oder daß er selbst seinem Vorgesetzten heftig widersprechen möchte, mag sich Befürchtungen hingeben, daß es in Spanien bald wieder zu einer Revolution kommen wird.

Den meisten Menschen wäre es herzlich gleichgültig, ob es in einem entfernten Land zu einer Revolution kommt, und selbst die möglicherweise schlechte Finanzpolitik Amerikas würde ihnen nicht nahegehen, wäre es nicht wegen ihrer auf diese Interessen übertragenen unbewußten Konflikte.

Manche Patienten verbringen den größten Teil der Analysenstunde mit dem Erzählen und Diskutieren von Zeitungsnachrichten. In der Auswahl der Nachrichten und den daran knüpfenden Bemerkungen und Affekten spiegeln sich ihre Familienkonflikte. So mag für einen Menschen die Spannung zwischen Abessinien und Italien den Streit zwischen Mutter und Vater darstellen und die Befürchtung, daß das eigene Land in den Krieg mit hineingezogen werden könnte, der Befürchtung entsprechen, daß man selbst in den Streit der Eltern hineingezogen wird; Italien mag aber auch den älteren Bruder symbolisieren, der den Besitz des jüngeren wegnehmen will; oder den Vater, der das „noch unentwickelte" Abessinien „zivilisieren" (erziehen) muß, während ein anderer wiederum empfindet, daß Abessinien „vergewaltigt" wird.

Für einen Patienten stellte der schwache, aber sympathische Völkerbund,

der moralisch über den Völkern (Eltern) steht, aber keine wirkliche Macht hat, die Großmutter dar, mit der er gegen seine Eltern sympathisiert. Diese Deutung bestätigt er durch die Bemerkung, daß der Völkerbund wohl auch bald sterben würde, so wie seine Großmutter; dies sei ihm in einem gewissen Sinne aber wieder recht, denn durch das Aufhören des Völkerbundes erspare man Geld, — worauf ich hinzufügen konnte, daß er sich vom Ableben der Großmutter ja auch Geld verspreche.

Das Zeitungslesen gibt uns nicht nur Gelegenheit, unsere Ängste zu rationalisieren, sondern auch sie zu lindern. Wir lesen, daß Kranke gesunden, daß nicht jeder Unfall tödlich verläuft, daß Menschen aus Hungersnot gerettet werden, daß die Revolution nicht stattgefunden hat oder nicht so grausam verlaufen ist, wie befürchtet wurde. Wenn ich vorhin sagte, daß es uns befriedigt, von menschlichem Unglück zu lesen, so ist es nur fair zu ergänzen, daß wir auch wünschen, die Dinge sollen sich bessern, eine schlechte Regierung soll durch eine bessere ersetzt werden, Kriege und Unfälle sollen verhindert und Armut, Not und Arbeitslosigkeit beseitigt werden. Wir wollen unsere primitiven sadistischen Regungen gut machen, indem wir Kranken und Armen helfen, und es freut uns zu lesen, daß andere diese mildtätigen Regungen für uns in die Tat umgesetzt haben. Dies erspart uns die Mühe, selbst zu handeln oder Schuldgefühle zu empfinden, weil wir nicht geholfen haben.

Wie war es denn in den Zeiten, bevor es Zeitungen gab? Nun, es gab immer Zeitungen, sie wurden nur nicht gedruckt. Die Erzählungen der fahrenden Sänger, die Moritat am Jahrmarkt, der Klatsch der Nachbarinnen vor dem Haustor oder die Gespräche am Wirtshaustisch befaßten sich genau mit den gleichen Dingen, die das Interesse der heutigen Zeitungsleser auf sich ziehen: Krankheit und Tod, Krieg und Hungersnot, Feuersbrunst und Überschwemmung, Schandtaten und Strafen, Liebe, Erfolg und Unglück.

Die menschliche Seele ist keine Einheit, sondern besteht aus einander entgegengesetzten und sogar sich bekämpfenden Teilen. In uns allen ist ein bösartiges und ein hilfsbereites Wesen, ein ängstliches und ein wildes Kind, ein liebevoller und ein grausamer Vater. Innere Konflikte sind weitgehend durch die zu schroffen Gegensätze in unserer Psyche bedingt und können gemildert werden, wenn wir diese gegensätzlichen Teile unseres Wesens in die Außenwelt verlegen. Es ist eine Erleichterung, wenn nicht das eigene Selbst durch Selbstvorwürfe gequält wird, sondern wenn bestimmte Menschen, die die „bösen" Tendenzen verkörpern, bekämpft werden.

Meiner Meinung nach ist das Verbrechen von großem psychischen Wert für die Gesellschaft. Dies mag absurd klingen, da wir ja wissen, daß die Gesellschaft ihr möglichstes tut, die Kriminalität zu bekämpfen; aber wen

sollten wir bekämpfen, wenn es keine Verbrecher mehr gäbe? Es ist nicht schwierig zu zeigen, daß in der Bekämpfung und Bestrafung des Verbrechertums die sadistischen Regungen der braven Bürger befriedigt werden. Man muß nur der Zeiten gedenken, wo Richter grausamer waren als Verbrecher im Erfinden von Foltern und Strafen und eine Hinrichtung ein öffentliches Fest war. Heutzutage begnügen wir uns damit, über Hinrichtungen zu lesen, anstatt ihnen beizuwohnen. Es ist ein ernsthaftes Problem, was mit der Aggression der anständigen Menschen geschehen würde, die jetzt ihr Ventil in der Bestrafung der Verbrecher findet, wenn plötzlich die Strafe abgeschafft würde. Würden sie dann selbst kriminell werden, um ihren Sadismus zu befriedigen? Würde die Wahrscheinlichkeit einer Revolution oder eines Krieges größer werden? Oder würde sich ein Ansteigen der neurotischen Erkrankungen und eine Häufung der Autounfälle zeigen?

Ich wies schon früher darauf hin, daß wir alle die Tendenz haben, rationale Gründe für unsere Ängste zu finden. Wir wissen als Erwachsene, daß es keinen Teufel oder „schwarze Männer“ gibt, aber es gibt Verbrecher, die morden und stehlen. Unsere Angst vor mörderischen und bösen Geistern kann leicht von Geschöpfen unserer Phantasie auf wirkliche Verbrecher verschoben werden. Diese Angst, die zugleich rational und irrational ist, kann durch Bekämpfung der Kriminalität verringert werden. Jede Gefängnisstrafe oder Hinrichtung lindert unsere Angst vor dem Verbrechertum wenigstens für den Augenblick.

Ein Teil unserer Psyche ist sadistisch und kriminell. Die Verbrechen, die begangen werden, entsprechen unseren eigenen sadistischen unbewußten Phantasien. Ein wichtiger Grund der seelischen Konflikte ist der Kampf gegen dieses sadistische und kriminelle Ich. Dieser unser Kampf wird gemildert, wenn der wirkliche Verbrecher bekämpft, bestraft oder gebessert wird. So sind die Verbrecher Sündenböcke für uns selbst. Der ehrbare Bürger kämpft leichter gegen die Versuchung zu stehlen an, wenn er weiß, daß Stehlen bestraft wird; das Gesetz stärkt sein Gewissen. Das Strafgesetz ist nicht so sehr für die Kriminellen, als für die, die nicht kriminell sind. Wenn es keine Gesetze gäbe, würden vielleicht einige von uns, die heute anständige Leute sind, Übeltäter werden. Die meisten würden es aber nicht werden, weil ihr Gewissen sie daran hindern würde. Aber dieser Kampf gegen ihre asozialen Regungen würde schwerer sein, wenn das Gesetz sie nicht stützte; solch eine gesteigerte Anstrengung könnte leicht ihr seelisches Gleichgewicht erschüttern und zu einer Neurose oder anderen Schwierigkeiten führen. Unsere Haltung den Kriminellen gegenüber wird weitgehend der Haltung entsprechen, die wir dem kriminellen Teil unseres Ichs gegenüber einnehmen. Jemand, der streng mit sich selbst ist, wird auch streng die

Kriminellen verurteilen; Menschen, die ihren eigenen primitiven Regungen gegenüber toleranter sind, werden auch für Verbrecher Verständnis haben. Es ist oft gesagt worden, daß die Gesellschaft weitgehend für die Kriminalität verantwortlich ist. In dieser Arbeit kann ich nicht diskutieren, inwieweit dieser Vorwurf gerechtfertigt ist. Ist es aber wahr, daß das Vorhandensein des Verbrechertums eine wichtige seelische Funktion für uns alle hat, so können wir überzeugt sein, daß die besten Vorsätze und die intensivsten Bestrebungen, die Kriminalität zu beseitigen, von unseren unbewußten Regungen gehindert oder vereitelt werden. Durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch versuchten Menschen aufopferungsvoll soziale Mißstände zu beseitigen und Elend zu mildern; diese Bemühungen hatten verhältnismäßig nur wenig Erfolg. Die gewöhnliche Erklärung, daß die unbefriedigenden Zustände durch die Dummheit und den Eigennutz der Menschen — sei es einzelner, sei es einer bestimmten Klasse — bedingt seien, übersieht die Wirksamkeit unbewußter Faktoren. Die Gesellschaft verhält sich wie gewisse Neurotiker, die trotz bewußter Anstrengungen, erfolgreich zu sein, unbewußt alles dazu tun, um unglücklich zu bleiben. Es wäre eine wichtige Aufgabe, die unbewußten Faktoren, die den sozialen Fortschritt hindern, einem genaueren Studium zu unterziehen.

Es ist natürlich, daß Ereignisse, wie Kriege und Revolutionen, unser Interesse mehr auf sich ziehen als alltägliche Dinge; es ist aber keineswegs gesagt, daß das Studium dieser dramatischen Geschehnisse für die Wissenschaft aufschlußreicher ist. Es war eine bedeutende Leistung der Psychoanalyse, unser Interesse an unwichtigen, früher von der Wissenschaft vernachlässigten und verachteten Dingen, wie Träumen und Fehlhandlungen, geweckt und gezeigt zu haben, daß ein wirkliches Verständnis der seelischen Störungen ein Verständnis so alltäglicher Dinge, wie der Einstellung zur Nahrung und Kleidung, oder kleiner Gewohnheiten beim Schlafengehen und Aufstehen voraussetzt. Ähnlich kann das Phänomen des Krieges oder der Revolution nicht isoliert studiert werden; die Tendenzen, die hier in massiver und dramatischer Weise zum Ausbruch kommen (in erster Linie: Sadismus und Masochismus sowie Bekämpfung des Sadismus), äußern sich in weniger auffallender Weise auch in der Jagd, in der Bewegung gegen die Vivisektion, in der Kriminalität, der Jagd nach dem Verbrecher, im gefährlichen Autofahren, dem Zulassen von Bergwerkskatastrophen, in Zeitungskampagnen, in der Freude an Schießbuden usw. (Es ist darum keine sehr weise Politik der Pazifisten, wenn sie z. B. die Jagd unterdrücken wollen!)

Aber nicht nur triviale alltägliche Vorgänge, sondern auch alltägliche uninteressante Menschen müssen studiert werden. Die wichtigsten Ereignisse werden weitgehend von den Reaktionen der anscheinend unbeteiligten Zu-

schauer bestimmt. Es steht in deren Macht, an einer Bewegung (Krieg, Revolution) teilzunehmen oder sie abzulehnen. All die Menschen, die jeden Morgen mit Interesse, Empörung oder Bedauern von den Taten und der Bestrafung von Verbrechern lesen, sind mitverantwortlich für das Bestehen der Kriminalität.

Wir wollen der Psychoanalyse noch einen anderen Gedankengang entlehnen. Während sie ursprünglich nur das Verständnis eines bestimmten Symptoms angestrebt hatte, zeigte es sich mit der weiteren Entwicklung unseres Wissens, daß es nötig sei, die Wechselbeziehungen zwischen diesem bestimmten Symptom und anderen Symptomen und Charakterzügen aufzudecken und die Gesamtpersönlichkeit und Entwicklung des Patienten zu erforschen. Ferner wurde klar, daß die Bedeutung der die Neurose auslösenden Ereignisse oft übertrieben war; oft war dieses Ereignis nur der letzte Tropfen, der das Gefäß zum Überfließen gebracht hatte, oder aber die Krankheit hatte schon seit langem bestanden und hatte zu dem Zeitpunkt ihres angeblichen Auftretens nur die Form gewechselt. Meist waren die auslösenden Faktoren keineswegs wirklich so wichtig, aber der Wunsch des Patienten, eine rationale Erklärung oder Rechtfertigung für seine Neurose zu finden, führte ihn dazu, gewisse unerfreuliche Dinge zu überbetonen.

Wenn wir diese Kenntnisse auf die Massenpsychologie anwenden, so müssen wir sagen, daß ein gewisses bemerkenswertes Ereignis, wie eine Revolution, nicht in sich selbst verstanden werden kann und die auslösenden Ursachen es auch nicht voll erklären. Um es wirklich zu verstehen, müssen wir wissen, welche Situationen ein solches Geschehnis bedingten und diese Situationen wiederum auf frühere Ereignisse zurückführen. Wir müßten die Psychologie jener Menschen, die an der Revolution teilnahmen, ebenso wie jener, die gegen sie fochten, sowie auch der unbeteiligten Zuschauer, die sie geschehen ließen, kennen. Eine eingehende Kenntnis gewisser hervorragender Personen und ihrer Beziehungen würde sicherlich nützlich sein. Das Wechselspiel der rein wirtschaftlichen Faktoren mit den rein psychologischen, wie Haß, Vertrauen, Liebe usw., müßte studiert werden. Die Frage, warum diese Affekte nur diesen einen akuten Ausweg finden und nicht z. B. durch Leistungen auf kulturellem Gebiet befriedigt werden konnten, verdient erörtert zu werden. Es genügt also nicht, nur die wirtschaftlichen Bedingungen und die politische Situation zu studieren, man muß ebenso die Ideologie, Moral, Religion, wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen, die Lebensweise und Erziehung dieser Periode betrachten. Nicht nur darum, weil die Ideologie, Erziehung usw. das politische und wirtschaftliche Leben beeinflussen und anderseits die ökonomische und politische Situation auf die Kultur, Erziehung und Moral eines Volkes einwirken, sondern auch darum, weil bestimmte Triebregungen

und Affekte entweder auf dem einen oder auf dem anderen Gebiete befriedigt werden können. Es ist notwendig, alle Ausdrucksformen und Regungen einer Nation zu verstehen, um den Einfluß eines gewissen Ereignisses richtig werten zu können. Es wäre auch interessant, das Problem zu beleuchten, warum z. B. die Revolution nicht früher stattgefunden hatte, oder anders ausgedrückt: auf welche Weise die Schwierigkeiten, die schließlich zur Revolution führten, früher bekämpft wurden? Deshalb ist es wichtig zu verstehen, warum z. B. ungünstige wirtschaftliche Situationen nicht früher geändert wurden. Ferner wäre zu beobachten, inwiefern der Typus von Geschehnissen und Reaktionen für eine gewisse Periode und Nation charakteristisch ist, den „Zeitgeist" und spezifischen Charakter eines bestimmten Volkes zu beschreiben und die Ursachen hiefür zu erforschen. Aus praktischen Gründen können solche Studien nur selten vollständig sein, aber im idealen Fall sollten alle diese und noch weitere Faktoren sowie ihr Zusammenwirken in Rechnung gezogen werden.

Die unbewußten Kräfte, die die psychischen Faktoren bestimmen und die ökonomische Situation beeinflussen, müssen erforscht werden. Lediglich die Feststellung, daß „unbewußte Faktoren", „sexuelle Regungen" oder „sadistische Tendenzen" am Werke sind, daß ein Individuum durch Haß, Liebe, Angst oder Schuld getrieben wird, ist nicht genug. Wir glauben, daß jeder Mensch solche Regungen hat, ebenso wie Knochen und Muskeln. Kein Anatom würde sich aber mit der durchaus richtigen Feststellung, daß ein Mensch Knochen und Muskeln hat, zufrieden geben. Er würde sicherlich eine detaillierte Kenntnis über die Zahl, die Gestalt und den Bau der einzelnen Muskeln und Knochen sowie ihre Beziehungen, Funktionen und Funktionsstörungen wünschen. Ferner würde er untersuchen, aus was für anderen Organen der menschliche Körper besteht. Ähnlich unbefriedigend wäre eine Konstatierung, daß eine Revolution durch den „Sadismus" oder durch den „Ödipuskomplex" verursacht ist. Es ist notwendig, die Faktoren zu prüfen, die den Sadismus in diesem speziellen Falle auslösten, z. B. würden wir finden, daß gewisse, durch wirtschaftliche Faktoren bedingte Versagungen Angst und Haß geweckt hatten und daß diese Angst aus gewissen, näher zu bestimmenden Gründen auf keine andere Weise gelindert werden konnte, weil infolge von anderen Geschehnissen das Vertrauen zur Regierung untergraben worden war. Diese Vorgänge bewirkten, daß der Haß in solchem Maße durch Angst gesteigert wurde, daß er sich in einer Revolution entlud. Auf ähnliche Weise sollten auch alle anderen Probleme, die ich früher erwähnte, untersucht und das Zwischenspiel zwischen den äußeren und inneren Faktoren, zwischen den bewußten und unbewußten Regungen geschildert werden.

Ich habe in meinem Vortrag zu zeigen versucht, daß rationale Handlungen

und Haltungen mit irrationalen Faktoren verquickt sind, daß der Selbsterhaltungstrieb mit libidinösen Tendenzen verschmolzen ist. Deshalb ist es ein Irrtum, wenn man „wirtschaftliche" Faktoren einfach mit „psychischen" Faktoren kontrastiert. Ökonomische Bedingungen in unserer Gesellschaft sind zum größten Teil durch Menschen geschaffen und können deshalb nicht von ihrer Psychologie isoliert werden. Wirtschaftliche Maßnahmen und Erscheinungen, wie Arbeitslosigkeit, werden immer eine gewisse psychische Wirkung haben. Nationalökonomen weisen darauf hin,[3] daß die gleichen wirtschaftlichen Maßnahmen (z. B. Inflation) sehr verschiedene psychische und ökonomische Wirkungen haben, je nachdem, ob Vertrauen oder Mißtrauen vorherrscht, d. h. ihre Wirkungen werden weitgehend von der psychischen Situation bestimmt. Solange Vertrauen herrscht, wird das Volk sogar sehr schwere Versagungen ertragen. Die Revolution kann durch den Faktor der Versagung allein nicht erklärt werden, sondern nur durch diesen zusammen mit der gegebenen psychischen Situation.

In diesem Vortrag konnte ich kein Problem eingehend behandeln, sondern nur einige kurz skizzieren. Ich hoffe aber, daß es mir gelungen ist, die Wichtigkeit psychoanalytischer Studien für soziologische Fragestellungen zu zeigen. Die Kenntnisse, die wir der Psychologie des Individuums verdanken, müssen die Grundlage für die Massenpsychologie bilden, können aber nicht einfach unverändert auf sie angewandt werden. Sie müssen den spezifischen Problemen der Massenpsychologie angepaßt und mit anderen Forschungsmethoden kombiniert werden. Eine solche Methode auszuarbeiten, bleibt der Zukunft vorbehalten.

3) Myrdal: Beiträge zur Geldtheorie, Berlin, 1932; Hicks: Suggestions for a Simplification of the Theory of Money, Economica, 1935; Balogh: An Essay into Cheap Money. Vortrag in der London Scool of Economics.

Zur Kritik des Todestriebes

Von
Otto Fenichel
Prag

Es ist nicht möglich, die gewaltige Problematik des Masochismus und des „Todestriebes" in einem kurzen Beitrag zu erschöpfen. Ich will mich damit begnügen, einige mir wichtig scheinende Gesichtspunkte kurz zu erörtern.

Die ursprüngliche Triebeinteilung in Ich-Triebe (Hunger) und Sexualtriebe (Liebe) hatte außer den beiden Vorteilen, daß sie 1. populär war, 2. überkommenem biologischem Denken gemäß das Interesse des Individuums dem der Art gegenüberstellte, eine bestimmte Funktion in der Entwicklungsgeschichte der Psychoanalyse zu erfüllen. Die große Entdeckung Freuds war die Verdrängung gewesen, die Tatsache, daß ein Teil der Persönlichkeit sich gegen einen anderen sträubt. Das Abgewehrte — das erkannte die Psychoanalyse — war die Sexualität. Das Abwehrende aber war Strafangst oder ein ästhetisches oder moralisches Interesse des Ichs, also Regungen, die als „Ich-Trieb" mit dem „Hunger" zusammengeworfen werden konnten. Die Funktion der alten Trieblehre war also zunächst die, die Tatsache der Verdrängung widerzuspiegeln. Wenn Freud sich seinerzeit so heftig gegen Jung wandte, dessen „Libido"begriff die Einheit von Ich-Trieb und Sexualität behauptete, so deshalb, weil damals eine solche Einheit behaupten, die Verdrängung leugnen hieß.[1] — Ein Ich-Trieb wehrt also einen Sexualtrieb ab. Zweierlei Triebe stehen in Konflikt miteinander. — Diese Ansicht stand nicht im Widerspruch zu der Behauptung, daß ursprünglich der neurotische Konflikt als einer zwischen triebbestimmtem Individuum und triebversagender Außenwelt aufgefaßt wurde. Denn es war ja kein Zweifel, daß der Ich-Trieb sich nur unter dem Einfluß der Außenwelt gegen den Sexualtrieb gewendet hatte. Der Ich-Trieb diente der Selbsterhaltung. Wäre die Selbsterhaltung nicht durch die Auffassung, eine Triebbetätigung bedrohe sie, gefährdet, so hätte der Ich-Trieb keinen Anlaß, sich gegen einen Sexualtrieb zu wenden. Diese Auffassung aber stammt aus der versagenden Außenwelt.

Diese erste Trieblehre wurde umgeworfen durch die Erkenntnisse über den Narzißmus. In der Arbeit „Zur Einführung des Narzißmus"[2] ist nachzulesen, welche Einsichten in die Normal- und Psychosenpsychologie die Auffassung nahelegten, daß auch die bisher sogenannten „Ich-Triebe" mehr oder weniger von sexueller Energie gespeist sind, die später wieder sexuellen Zielen zugewendet werden oder von solchen dann neuerlich ins Ich zurückgezogen werden kann. Der Umstand, daß die alte Trieblehre die Verdrängungslehre widerspiegelte, ließ alles versuchen, um sie noch

1) Vgl. Ferenczi: Besprechung von Jung, „Wandlungen und Symbole der Libido", Int. Ztschr. f. Psa., Bd. I, 1913, S. 396 ff.
2) Freud: Ges. Schr., Bd. VI.

zu halten: Freud versuchte die Annahme, daß die Ich-Triebe von zweierlei qualitativ verschiedenen Energiearten besetzt seien, dem „Interesse", der Ich-Trieb-Energie, einerseits, und „libidinösen Zuschüssen", die den Narzißmus ausmachen, anderseits. Eine solche Auffassung hielt nicht lange stand. Mit der Anerkennung solcher verschiebbarer „libidinöser Zuschüsse" ließ sich nicht mehr die Ansicht vereinbaren, daß im Verdrängenden und im Verdrängten, in unserer heutigen Nomenklatur: im Ich und im Es, von Haus aus verschiedene Triebarten am Werke wären.

Die neue Triebeinteilung, die Freud dann zum Ersatz der so zerschlagenen alten vorschlug,[3] stützt sich auf zweierlei Wurzeln, eine spekulative und eine klinische.

Die spekulative Wurzel liegt im „konservativen" Charakter der Triebe, der durch das sogenannte „Nirwanaprinzip" faßbar wird. Jede Trieberregung stellt einen Zustand von Spannung dar, jede Triebbefriedigung bringt eine Entspannung. Die Triebe tendieren also zur Entspannung, zum „Ruhezustand". Wir stellen uns den ganzen psychischen Apparat nach dem Schema eines (nur mit aufhaltenden Komplikationen ausgestatteten) Reflexapparates vor, der äußere Reize, die ihn in Erregung versetzen, als Störungen empfindet, die er nur möglichst bald motorisch abführen will (oder später: durch Gegenbesetzungen binden will). Ist diese Auffassung berechtigt, so kann man sagen, daß das Ziel des psychischen Apparates die Erregungslosigkeit, das „Nirwana" ist. In „Jenseits des Lustprinzips" hat Freud deutlich und vollkommen überzeugend gezeigt, daß diese Tendenz, übergroße Erregungsmengen abzuführen oder zu binden, unter Umständen stärker ist als das Lustprinzip und in traumatischen Neurosen oder in Kinderspiel und Übertragung auch zu unlustvollen Wiederholungen unlustvoller Erlebnisse führt. Dagegen, daß man dann jenes „Nirwana" lieber „Tod" nennt, kann man gewiß nichts einwenden, da die anorganische Substanz sich von der organischen eben durch den Mangel an Irritabilität unterscheidet. — Die Frage der Spekulation aber war: Gilt diese Überlegung für alle Triebe oder nur für einen Teil? Es gibt im Bereich des Lebendigen auch eine Erscheinung, die dem „Nirwanaprinzip" durchaus entgegengesetzt scheint, den „Reizhunger". Der Reizhunger, also das Bestreben, Reize nicht möglichst auszuschalten oder wenigstens schnell zu liquidieren, sondern aufzusuchen, ist am deutlichsten bei den Sexualtrieben. Für einen Teil der Triebe scheinen also jene „Todes"überlegungen nicht oder nur weniger direkt zu gelten als für den restlichen Teil.

Die klinische Wurzel ist die Existenz der Aggression. Die aggressiven Neigungen aller Art machen einen recht großen Prozentsatz aller menschlichen Triebregungen aus. Zum Teil zeigen sie reaktiven Charakter, d. h. sie sind die Antwort auf Versagungen und haben das Ziel, die Versagungen aus der Welt zu schaffen. Zu einem anderen Teil erscheinen sie auf das engste verbunden mit gewissen sexuellen Triebregungen, und zwar gerade mit jenen sexuellen Triebzielen, die bei den frühen Organisationsstufen der Libido vorherrschen, und die wir die „prägenitalen" nennen. Teils scheinen sie endlich auch unabhängig von der Sexualität spontan aufzutreten. — Dazu kommt das Rätsel des Masochismus, des Umstandes, daß in bestimmten

3) Erst in „Jenseits des Lustprinzips", dann in „Das Ich und das Es", beides Ges. Schr., Bd. VI.

Verhältnissen das Leitmotiv, das uns sonst die Orientierung menschlichen Handlungen gegenüber ermöglicht, das Lustprinzip, außer Kraft gesetzt scheint und der Mensch selbstzerstörerische Tendenzen offenbart.[4] Klinisch ist ferner die Erfahrung, daß alle Erscheinungsarten des Masochismus mit der der Sexualität nahestehenden Aggression, dem Sadismus, in einem Umtauschbarkeitsverhältnis stehen. Wo Masochismus vorliegt, weist (wie Freud gezeigt hat[5]) die Analyse nach, daß eine sadistische Regung das Schicksal der „Wendung gegen das Ich" erlitten hat. Es gibt gewiß auch das Umgekehrte: daß ein äußerlich sadistisches Verhalten unbewußte masochistische Zielsetzungen deckt.

Jene spekulative und diese klinische Wurzel fügte dann Freud zur neuen Triebtheorie zusammen, der zufolge es zwei Qualitäten im Psychischen gibt, eine selbstzerstörerische, den „Todestrieb" (der „nach außen gewendet" und damit zum „Destruktionstrieb" werden kann), und den objektsuchenden, zu höheren Einheiten strebenden Eros. Da es in Wirklichkeit weder eine reine Selbstzerstörung noch ein reines Objektsuchen, das keine Entspannung wollte, gibt, faßt diese Theorie die wirklichen seelischen Erscheinungen als verschiedene „Mischungsgrade" der beiden angenommenen Qualitäten auf.

Einigen kritischen Überlegungen gegenüber dieser Theorie sei folgendes vorangeschickt:

Die Frage der Triebeinteilung ist lediglich eine heuristische Angelegenheit. In „Triebe und Triebschicksale" steht zu lesen, daß und warum man so viele Triebarten einführen kann, wie einem beliebt. Es ist nicht zu beweisen, welche Arten von Trieben es gibt, sondern es ist zu fragen: Mit welcher Triebeinteilung kann man am ehesten und widerspruchsfreiesten verschiedene tatsächliche seelische Erscheinungen einheitlich erfassen? Von solcher Fragestellung aus ergeben sich einige Einwände gegen die Lehre vom Todestrieb.

Wissenschaftstheoretisch scheint es mir für die Psychoanalyse als für eine naturwissenschaftliche Psychologie charakteristisch, daß sie sich der Biologie einordnet und das „Seelenleben" nur als einen Spezialfall von „Leben" überhaupt auffaßt. Sie erklärt die psychischen Erscheinungen als das Resultat des Zusammenspieles von biologischen Bedürfnissen und Außenweltseinflüssen. Der „Trieb" ist derjenige Begriff, der uns jene „biologischen Bedürfnisse" widerspiegelt, und deshalb die unentbehrliche Brücke von unserer Wissenschaft zur Biologie. Die Auffassung über den Trieb, wie sie in Freuds Arbeit „Triebe und Triebschicksale" dargestellt wird,[6] muß unsere Leitlinie bleiben: das Triebbedürfnis ist die „Arbeitsanforderung, die vom Somatischen an den psychischen Apparat gestellt wird". Es beginnt in einer somatischen „Triebquelle", die das psychische System erregbar und mit Hilfe von sensorischen Reizen tatsächlich erregt macht; die Triebhandlung führt dann zu einer Veränderung an der Quelle, die der „Abfuhr" der Erregung = Entspannung gleich-

4) Vgl. die Überlegungen Freuds in: „Das ökonomische Problem des Masochismus", Ges. Schr., Bd. V.

5) Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, Ges. Schr., Bd. V, S. 41; Triebe und Triebschicksale, Ges. Schr., Bd. V, S. 453; „Ein Kind wird geschlagen", Ges. Schr., Bd. V, S. 361.

6) Ges. Schr., Bd. V.

kommt. — Einer solchen Triebdefinition will sich ein „Todestrieb" nicht fügen. Freud versuchte zwar auch auf die Frage nach seiner biologischen Quelle eine Antwort zu geben, indem er die erotischen Erscheinungen den biologisch-assimilatorischen Prozessen, die destruktiven den dissimilatorischen zuordnen wollte.[7] Aber die Dissimilation in den Zellen, also eine objektive Destruktion, kann nicht in dem gleichen Sinne Quelle eines Destruktionstriebes sein, wie die chemisch bedingte Sensibilisierung des Zentralorgans vor Reizung der erogenen Zonen die Quelle des Sexualtriebes. Denn nach der obigen Definition will der Trieb die Aufhebung einer somatischen Veränderung, die wir als Triebquelle bezeichnen. Der Todestrieb will aber nicht die Aufhebung der Dissimilation. — Deshalb scheint es mir nicht möglich, den „Todestrieb" als eine Triebart einer anderen Triebart entgegenzustellen. Es müßte vielmehr versucht werden, die tatsächlichen Erscheinungen, die mit dem Worte „Todestrieb" getroffen werden sollen, zu erfassen als abhängig nicht von einer Triebart, sondern von einem Prinzip, das ursprünglich für alle Triebe galt, aber im Laufe der Entwicklung sich unter gewissen Einwirkungen (letzten Endes der Außenwelt) in manchen Zusammenhängen manche Modifikationen hat gefallen lassen müssen. Das „Nirwanaprinzip" als Ausgangspunkt ermöglicht tatsächlich eine einheitliche Auffassung nicht nur aller psychischen Prozesse, sondern aller Lebensvorgänge überhaupt. Man bedenke, daß es gerade bei jener Triebgruppe, die Reizhunger, Objektsehnsucht und Streben nach höheren Einheiten am deutlichsten zeigt, bei den Sexualtrieben, auch am deutlichsten wird, daß sie Entspannung, „Ruhe" nach der Erregung anstreben. — Es kann nicht so sein, daß für eine Triebart das „Nirwanaprinzip", für eine andere Triebart der „Reizhunger" gilt, sondern es muß so sein, daß der Reizhunger als ein heute dem Nirwanaprinzip widersprechendes Prinzip genetisch-dialektisch aus dem Nirwanaprinzip abgeleitet werden muß. (Wenn der schlafgierige Säugling durch somatisch bedingten Hunger geweckt wird, so folgt er zunächst seinem Nirwanaprinzip, wenn er den Hunger stillen und weiterschlafen will. Wenn er später einen Eingriff der Außenwelt als hiefür erforderlich erkennt, so strebt er diesen Eingriff an und verlangt zur Außenwelt hin. Der erste Reizhunger scheint nicht im Widerspruch zum Nirwanaprinzip, sondern in seinen Diensten, das Ziel der Reizerhöhung ist ein intermediäres auf dem Wege zum Ziel der Reizlosigkeit; nicht aber das Charakteristikum einer Triebart im Gegensatz zu einer anderen. Das genetische Verhältnis zwischen Nirwanaprinzip und Reizhunger ist ein sehr interessantes und im einzelnen zu studierendes Kapitel. Die Existenz des Reizhungers darf aber nicht dazu verführen, zu übersehen, daß „Ruhesehnsucht" und „konservative Natur der Triebe" gerade an den Sexualtrieben am besten zu studieren sind.)

Auch die Begriffe „Triebmischung" und „Triebentmischung"[8] sind kritikbedürftig. Freud nimmt an, daß in den frühen Entwicklungsstadien des Trieblebens die beiden Triebarten noch nicht recht miteinander gemischt seien, während bei der sogenannten genitalen Organisationsstufe der Libido die Triebmischung am besten ge-

7) Vgl. z. B. „Das Ich und das E", Ges. Schr., Bd. VI, S. 385.
8) Eingeführt in: „Das Ich und das Es", Ges. Schr., Bd. VI, S. 385 ff.

lungen sei; jede libidinöse Regression bringe eine Triebentmischung, jede libidinöse Progression eine neuerliche Triebmischung mit sich. — Wenn wir dem die Vorstellung zugrunde legen sollen, daß Todestrieb und Eros sich zueinander verhalten wie Säure und Base, so müßte man doch annehmen, daß in einem „ungemischten" Zustand sowohl viel freier Eros als auch viel freie Destruktion vorhanden sei, in einem „gemischten" Zustand keines von beiden, sondern neutrale Ruhe. Tatsächlich sind aber in den sogenannten entmischten Zuständen relativ viel Destruktion und wenig Eros, in den sogenannten gemischten Zuständen relativ viel Eros und wenig Destruktion vorhanden. Die Begriffe Mischung und Entmischung scheinen also den Sachverhalt nicht gut wiederzugeben. — Der Tatbestand ist doch der, daß in bestimmten Perioden aggressive Neigungen mit libidinösen immer zusammen auftreten, so daß sie voneinander gar nicht getrennt werden können, ja, so daß der Verdacht entsteht, in diesen Stadien liege noch ein integrierter Zustand vor, aus dem sich erst später einerseits Libido, anderseits Aggression differenzieren. Das ist bei den sogenannten prägenitalen Organisationen der Fall, insbesondere bei der oralen, insofern sie das Ziel der Einverleibung haben, die die Sonderexistenz des Objektes aufhebt. Wird dieser Sachverhalt der Untrennbarkeit von Aggression und Libido am besten wiedergegeben, indem man sagt, diese untrennbar verbundenen Qualitäten seien „entmischt"?

Wir sind in der Psychoanalyse gewöhnt, verschiedene Erscheinungen der höheren Entwicklungsstufen als Differenzierungsprodukte eines gemeinsamen Urstadiums aufzufassen. Legt der Umstand, daß sowohl libidinöse Objektbeziehungen als auch haßerfüllter Vernichtungswille bei Erwachsenen sich genetisch in der Analyse als von oralen Einverleibungstendenzen abstammend nachweisen lassen, nicht nahe, auch für Liebe und Haß einen Ursprung aus einem gemeinsamen Integral anzunehmen? Gibt es zwingende klinische Erfahrungen, die einer solchen naheliegenden Annahme widersprechen? Was Freud „Mischung" nennt, hieße dann „Fortschritt in der Differenzierung", was er „Entmischung" nennt, „Regression in die Richtung zum Integral und damit Wiederauftreten jener destruktiven Qualität, die den primitiven Zuständen eigen war." — Die Frage, ob die Ambivalenz eine biologische Eigenschaft oder eine Reaktion auf erlebte Versagungen sei, wäre dann je nach der Definition des Begriffs „Ambivalenz" verschieden: Biologisch gegeben ist zweifellos, daß die ersten Triebbeziehungen zu Objekten, die sich mit dem Erfassen der Existenz einer Objektwelt überhaupt einstellen, die objektive Vernichtung der Objektwelt anstreben. Die auf Versagungen sich einstellende Affektreaktion „Wut" beruht auf diesem Faktum. Daß aber solcher Uranfang der Destruktion (der von libidinöser Erregung noch nicht zu unterscheiden ist und subjektiv gewiß nicht Objektvernichtung, sondern „Beendigung der unangenehmen Situation" anstrebt) einer Wendung einer noch früher gegen das eigene Ich gerichteten Zerstörungstendenz nach außen seinen Ursprung verdanken sollte, scheint uns durch nichts bewiesen. — Die Entwicklungsgeschichte der Differenzierung von Libido und Aggression, das in der Libidoentwicklung deutlich werdende Selbständigwerden von intermediären Zielen, die Entstehungsgeschichte jener triebmäßigen Rücksichtnahme auf das Objekt und der Neigung zu Organisierung und Synthese,

die Entstehungsgeschichte der Liebe, ist allerdings noch nicht geschrieben und durch die richtige Bemerkung Abrahams, daß die ausschlaggebende Objektrücksicht sich an einem bestimmten Entwicklungspunkt innerhalb der analen Phase ausbilde,[9] keineswegs erschöpft. (Die Entwicklungsgeschichte der Liebe, die Bergler und Jekels versucht haben,[10] scheint mir nicht nur deshalb, weil sie die problematische Triebeinteilung als erwiesen voraussetzt, sondern auch aus einer ganzen Reihe weiterer Gründe, vor allem weil sie neben den Konflikten innerhalb des Ichs die biologischen Triebbedürfnisse vernachlässigt, unbrauchbar.)

Zwingen uns aber nicht die klinischen Tatsachen der Melancholie und des Über-Ichs überhaupt die Annahme eines Todestriebes auf? — Nach dem Gesagten zwingen diese von Freud und den Anhängern der Todestriebtheorie richtig gesehenen klinischen Tatbestände nur dazu, festzustellen: daß das primitive Triebleben mächtige destruktive Färbung hat; daß diese Färbung beim „Schicksal der Wendung gegen das Ich" erhalten bleibt, bei jeder libidinösen Regression sich verstärkt; sie sagen aber nichts über die Genese dieser Färbung aus, besagen nichts darüber, daß die Destruktion ursprünglich gegen das eigene Ich gerichtet und von anderer Qualität als eine zweite, ebenfalls vorhandene entgegengesetzte Triebart wäre. Die hohe Suizidneigung der Melancholie spiegelt einerseits die Mächtigkeit der gegen das (introjizierte) Objekt gerichteten Destruktion wider, ist anderseits der Versuch des Ichs, eine unerreichbare Entspannung dennoch zu erreichen und ein unversöhnliches Über-Ich dennoch zu versöhnen. Auch der „moralische Masochismus" und ähnliche Phänomene zeigen uns nur immer wieder Triebveränderungen durch Erlebnisschicksale und Regressionen in Perioden, in denen die archaische Destruktion noch übergroß war; nichts aber über deren Genese. — Therese Benedek meint, zur Erklärung gewisser Erscheinungen des oralen Sadismus der Theorie der Triebentmischung nicht entraten zu können: erst die bei der pathogenen Regression vor sich gehende Triebentmischung erkläre die sadistische Natur der Oralität, die dieser zur Zeit der oralen Entwicklungsstufe der Libido noch nicht zugekommen sei.[11] Unserer analytischen Erfahrung nach ist aber tatsächlich die sadistische Zerstörungswut mancher kleinen Kinder, die auf orale Versagungen stießen, ungeheuer.

Ein Hinweis von Freud selbst scheint uns dagegen zu sprechen, daß der in Liebe und Haß vorliegende Gegensatz ein urgegebener Qualitätsgegensatz und nicht ein solcher sei, der einmal geworden ist: Bei Besprechung der Vorgänge der scheinbaren Umwandlung von Liebe in Haß und umgekehrt, wie in manchen Fällen von milder Homosexualität und beim Verfolgungswahn, erklärt er, ohne die Annahme einer „qualitätslosen Energie", die, an sich weder Eros noch Destruktion, sowohl der einen als auch der anderen Triebart sich zugesellen kann, „überhaupt nicht auszukommen".[12] Er hat damit sicher recht. Aber ist denn eine solche Annahme (auch

9) Abraham: Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido auf Grund der Psychoanalyse seelischer Störungen. Int. Psa. Verl., Wien, 1924, S. 20.

10) Bergler und Jekels: Übertragung und Liebe, Imago XX, 1934.

11) Th. Benedek: Über einen besonderen Typ von Süchtigkeit. Vortrag auf d. XIII. Internat. Psa. Kongreß in Luzern 1934.

12) „Das Ich und das Es", Ges. Schr., Bd. VI, S. 389.

mit der Hilfshypothese, die „qualitätslose Energie" entstamme dem „desexualisierten Eros") nicht für die neue Trieblehre dasselbe wie der Narzißmus für die alte? Wenn Energiequanten von den Sexualtrieben zu den Ich-Trieben verschoben werden können und umgekehrt, so müssen, schien es uns, Sexual- und Ich-Triebe aus einem gemeinsamen Ursprung stammen. Gilt das Analoge nicht auch für Eros und Destruktion?

Entschlösse man sich zu einer solchen Annahme, so fielen viele Schwierigkeiten weg, insbesondere auch solche, die aus einer anthropomorphen Auffassung von Eros und Thanatos entstehen. Ein Beispiel: Nachdem Freud ausgeführt hat, daß der Energievorrat des Ichs zum größten Teil dem desexualisierten Eros entstamme, aber auch Todestriebquanten enthalte (beide Triebarten sind sowohl im Es als auch im Ich wirksam, so daß die neue Trieblehre keinesfalls, wie manche Autoren mißverstehen, vermöchte, was die alte nicht vermochte: den bei der Verdrängung wirksamen Gegensatz widerzuspiegeln), schreibt er: „Indem sich das Ich... der Libido der Objektbesetzungen bemächtigt, sich zum alleinigen Liebesobjekt aufwirft, die Libido des Es desexualisiert oder sublimiert, arbeitet es den Absichten des Eros entgegen, stellt sich in den Dienst der gegnerischen Triebregungen."[13] Lehrt uns nicht die analytische Erfahrung, daß solche „Regression zum Narzißmus" einen „Befriedigungsersatz" für einen von äußerer Versagung betroffenen Sexualtrieb darstellt, also der „Absicht des Eros" entspricht? — Oder: Scheint es sinnvoll, zu sagen, das Es (also der Inbegriff der Triebe) „erwehre sich" des Eros durch Befriedigung seiner Forderungen?[14]

Wir müssen Reich darin beipflichten, daß die Todestrieblehre vielfach Gelegenheiten zu unerfreulichem Mißbrauch gibt.[15] Die erste Gelegenheit zu solchem Mißbrauch liegt darin, daß man dort, wo Phänomene des Masochismus, der Selbstbestrafung oder dergleichen auftauchen, sich auf die Todestrieblehre stützend, mit der Analyse aufhört und meint, schon primäre, biologisch gegebene Tatsachen vor sich zu haben, an denen nichts mehr zu analysieren wäre, statt auch hier nach determinierenden Erlebnissen zu suchen.

Eine zweite Gefahr der Todestrieblehre ist, wie ebenfalls Reich mit Recht betont hat, die, daß sie dazu verführen könnte, das Verhältnis zwischen triebinteressiertem Individuum und triebverbietender Außenwelt zu übersehen, durch deren Einfluß ursprüngliche Triebenergie dazu verwendet wird, restliche ursprüngliche Triebenergie zu unterdrücken. Wir sprachen vorhin davon, daß bei der alten Einteilung der Triebe in Ich-Triebe und Sexualtriebe der neurotische Konflikt als ein Konflikt zwischen zweierlei Triebarten aufgefaßt wurde. Wir sagten aber auch, daß und warum damit die Ansicht, der Konflikt spiele ursprünglich zwischen Individuum und Außenwelt, nicht beeinträchtigt war. Nachdem also die Auffassung, im neurotischen Konflikt ringen zweierlei Triebarten miteinander, fallen gelassen worden war, könnte sie nun in einer gefährlicheren Variante wiederkehren, in der Lehre, Neurosen beruhten auf einem Konflikt zweierlei gegebener Triebqualitäten, einer selbstzerstörerischen, dem Todestrieb, und einem „erotischen" Ich, das vor diesem

13) Ges. Schr., Bd. VI, S. 390/91.

14) Ges. Schr., Bd. VI, S. 391.

15) Vgl. Reich: Der masochistische Charakter, Int. Ztschr. f. Psa., XVIII, 1932.

seinem Todestrieb Angst hat. Eine solche Auslegung würde bedeuten, den sozialen Faktor in der Neurosenätiologie vollkommen auszuschalten und die Neurosen rückhaltslos zu biologisieren. Tatsächlich vertritt heute Rado eine solche Ansicht.[16] Er meint, Angst sei ein „masochistisches Phänomen", d. h. Angst entstehe immer nur dann, wenn ein verborgener Selbstzerstörungstrieb am Werke sei, den man mit Recht fürchte. Rado meint allerdings, damit nicht etwa den Einfluß der Außenwelt zu leugnen, — sondern er glaubt, bloß zu behaupten, daß Versagungen nur auf dem Umwege wirksam werden, daß sie zunächst denjenigen Trieb, der die Versagung erleidet, in einen masochistischen verwandeln. Der neurotische Konflikt spielte dann nicht mehr zwischen Trieb und außenweltsbedingter Triebabwehr, sondern zwischen Selbstzerstörungstrieb und Selbsterhaltungstrieb. Es ist kein Zweifel, daß diese Auffassung — übrigens ohne das Wort „Todestrieb" zu gebrauchen — eine unrichtige Konsequenz aus der Todestrieblehre zieht.

Wenn man bedenkt, daß es keine psychische Regung gibt, in der nicht irgendwie Getrenntes verbunden oder Verbundenes getrennt wird, sieht man, wie müßig es ist, wenn die Autoren nun an einzelnen psychischen Phänomenen die „Wirksamkeit von Eros und Todestrieb" nachweisen wollen. Das extremste Beispiel haben wir unlängst an den Traumuntersuchungen von Jekels und Bergler erlebt, denen u. a. die Wirksamkeit der Traumzensur als Beweis für die Existenz des Todestriebes gilt.[17]

Nach solchen polemischen Bemerkungen gegen die Annahme des Todestriebes sei nunmehr auch folgende Bemerkung gestattet: Sehr tief und eindrucksvoll erscheint eine biologische Verallgemeinerung des Nirwanaprinzips, eine Auffassung nämlich wie die des Biologen Ehrenberg, die sich mit der Todestrieblehre von Freud an manchen Stellen berührt.[18] Daß das Leben ein „Ablauf zum Tode hin" ist, scheint mir zutiefst dem Wesen der Lebenserscheinungen gerecht zu werden. Der junge Organismus ist eine Fülle von prospektiven Potenzen. Jedes Stück Lebens, das er durchläuft, scheidet aus ihm „Struktur" aus, die ihn „starr" werden läßt, die prospektive Potenz einschränkt und ihn dem Anorganischen näherführt. Am Anfang des Lebens die höchste prospektive Potenz und die geringste Struktur; am Ende des Lebens keine Potenz mehr und bloße Struktur = Tod. Denkt man einmal eine solche Auffassung des Lebens durch, so ist es leicht, auch im Ablauf des Psychischen wieder nur einen Spezialfall des Ablaufs des Lebens überhaupt zu sehen.

Es liegt mir also ebenso fern, die Tatsachen wie die philosophische Tiefe, die der Freudschen Hypothese zugrunde liegen, zu leugnen. Es scheint mir aber, daß sowohl diese Tatsachen als auch jene Annahme „Ablauf zum Tode hin" anders erfaßt werden müßten als durch die Annahme zweier von Anfang an gegeneinander gerichteter Triebarten, deren eine mit der Entspannung den eigenen Tod, deren andere mit Spannungserhöhung Verbindung zu höheren Einheiten zum Ziele hätte. — Meine Kritik beschränkte sich auf die Theorie; ich unterließ es, an Hand der Lite-

16) Rado: Die Kastrationsangst des Weibes. Int. Psa. Verl., Wien, 1934.

17) Bergler und Jekels: Triebdualismus im Traum, Imago XX, 1934.

18) Ehrenberg: Biologie und Psychoanalyse. In Prinzhorn und Mittenzwey: Krisis der Psychoanalyse.

ratur meine Ansicht zu erhärten, daß diese Hypothese in der psychoanalytischen Wissenschaft sich heuristisch nicht bewährt und weit mehr Verwirrung gebracht hat als Fortschritt.

Zur Phänomenologie des Wiederholungszwanges und des Todestriebes

Von

Heinz Lichtenstein

Königsberg (Preußen)

Seit der Einführung des Todestriebes durch Freud in „Jenseits des Lustprinzips" hat sich eine einheitliche Auffassung über die Natur dieser Triebgattung innerhalb der psychoanalytischen Schule nicht durchzusetzen vermocht. Noch immer gibt es Forscher, die diese Konzeption Freuds glauben ablehnen zu müssen, während Freud die grundsätzliche Bedeutung seiner „dualistischen Trieblehre" gerade in seinen letzten Schriften mehr und mehr betont hat. Ein in der Bemühung um Klärung der strittigen Fragen unternommener Versuch wird stets von der Einführung des Begriffs eines Todestriebes in „Jenseits des Lustprinzips" ausgehen müssen. Sind es doch einerseits die dort angestellten Erwägungen, zum anderen die „sadistischen Beiträge zum Eros", auf denen nach Freuds eigenem Zeugnis[1] die Lehre vom Todestrieb ruht.

Die Ableitung des Todestriebes aus der Tatsache des Wiederholungszwanges sei der entscheidenden Bedeutung wegen, die diesem Gedankengange Freuds in den folgenden Ausführungen zukommt, kurz nach „Jenseits des Lustprinzips" referiert: Nachdem Freud die Existenz eines Wiederholungszwanges an verschiedenen Beispielen aufgewiesen und ihn als eine der ursprünglichsten seelischen Reaktionsweisen herausgehoben hat, stellt er die prinzipielle Frage, auf welche Art denn das Triebhafte mit dem Zwang zur Wiederholung zusammenhänge? Freuds Antwort lautet: Wiederholung ist Wiederherstellung eines früheren Zustandes, und eben diese Tendenz, einen früheren Zustand wiederherzustellen, erklärt uns die Art des Zusammenhanges zwischen Triebhaftem und Wiederholung. Es sei nämlich ein allgemeiner Grundcharakter alles Triebhaften, nach Wiederherstellung von Früherem zu tendieren, also etwas früher Gewesenes zu wiederholen. Nachdem Freud diese „konservative Natur der Triebe" an verschiedenen biologischen Erscheinungen demonstriert hat, zieht er die Konsequenz: das Ziel aller Triebe könne, da ja die lebende Substanz aus der früher allein vorhanden gewesenen anorganischen Materie entstanden sei, nur in der Wiederholung des auf Grund unbekannter äußerer Faktoren einmal verlassenen anorganischen Urzustandes bestehen; mit anderen Worten: in der Wiederherstellung des

1) Ges. Schr., Bd. VI, S. 391.

Todes, der früher war als das Leben. Aus dieser Erwägung heraus führt Freud den Begriff des Todestriebes ein, also unmittelbar abgeleitet aus der empirischen Tatsache des Wiederholungszwanges.[2]

Wiederholung, Regression [Progression].

Den Schlüssel zum Verständnis der Freudschen Ableitung des Todestriebes aus dem Wiederholungszwang bildet zweifellos Freuds Auffassung des Begriffs „Wiederholung". Für Freud ist Wiederholung charakterisiert als „Wiederherstellung eines früheren Zustandes", ja man kann sagen, das Freud diese beiden Ausdrücke als Synonyma gebraucht. Man muß aber fragen, ob eine äquivoke Anwendung der Begriffe „Wiederholung" und „Wiederherstellung" phänomenologisch gerechtfertigt ist. Man stelle sich irgend einen Wiederholungsvorgang als Beispiel anschaulich vor, etwa die Arbeit jenes zu ewiger Wiederholung verurteilten Sisyphus. Man wird sofort erkennen, daß zwar die erste Phase des Phänomens der Wiederholung ein Rückgang auf einen bereits einmal durchlaufenen Zustand ist, und im Hinblick auf diese erste Phase kann mit Recht gesagt werden, daß die Wiederholung mit der Wiederherstellung eines früheren Zustandes eingeleitet wird. Aber dieser wiederhergestellte Zustand wird nicht beibehalten, sondern sofort wieder verlassen. Der Prozeß strebt sofort von neuem nicht etwa der Erreichung einer noch früheren Phase des Bewegungsablaufes, sondern der bei Beginn der Wiederholung bereits erreicht gewesenen Position zu, und eben dieser unauflösbar verbundene Wechsel zwischen einer rückläufigen und einer vor-läufigen Phase stellt das Spezifische am Phänomen der Wiederholung dar. Sisyphus muß den herabgerollten Stein jedesmal den Berg wieder hinaufwälzen, und gerade dadurch konstituiert sich seine Arbeit zu einer ewigen Wiederholung. Aber wir brauchen nicht unbedingt in den Hades hinabzusteigen, um Wiederholungsphänomene zu studieren. Bleiben wir an der Oberwelt, so bieten uns die in stetem Wechsel einander ablösenden Jahreszeiten, ebenso wie die Aufeinanderfolge von Tag und Nacht, genügend sinnfällige Wiederholungserlebnisse. Auch an ihnen sehen wir deutlich die Zweiphasigkeit, die das Wesen der Wiederholung ausmacht. Wiederherstellung als Einleitung, Wiederkehr als Fortsetzung, so könnte man die beiden stets in ihrer Wirkung sich aufhebenden Phasen der Wiederholung einander gegenüberstellen. Wollte man Wiederholung durch ein einfaches Schema veranschaulichen, so müßte man den Kreis als geeignetes Bewegungsbild wählen, und in der Tat sind ja die Jahreszeiten ebenso wie Tag und Nacht nichts anderes als unmittelbare Folgen der Kreisbewegung der Erde.

Ganz anders verhält sich das Phänomen der Regression. Sie stellt ihrer Bewegungsrichtung nach einen kontinuierlichen einphasigen Ablauf dar, der im Gegensatz zur

2) Wenn auch nach Freuds Auffassung die Wiederholung von Früherem ein Grundcharakter aller Triebe, also auch der Lebens- (Sexual-) Triebe ist, so betont doch Freud, daß der Nachweis einer Tendenz zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes in bezug auf die Sexualtriebe noch nicht als durch empirisches Beweismaterial erhärtet gelten kann, vielmehr sich vorläufig auf gewisse, in „Jenseits des Lustprinzips" dargestellte hypothetische Annahmen stützen muß. Als Ausgangspunkt für unsere Diskussion ist deshalb lediglich die oben referierte empirische Ableitung wesentlich.

Wiederholung zu einem eindeutigen Ende hinstrebt. Der Regression fehlt sinngemäß eine notwendig progressive Phase, wie sie die Wiederholung charakterisiert. Sie ist vielmehr konstant rückläufig. Ihr Bewegungsbild ist nicht der Kreis, sondern eine Gerade, die einem Nullpunkte zustrebt.[3]

Die Gegenüberstellung der Phänomene „Wiederholung" einerseits, „Regression" anderseits ergibt somit, daß beide nicht nur einander nicht decken, sondern sich gegenseitig ausschließen: wo Wiederholung statthat, kann Regression nicht zustande kommen, et vice versa. Zur Verdeutlichung mag uns wieder die griechische Mythologie zu Hilfe kommen: die Arbeit der Penelope an jenem berühmten Gewande war Wiederholung; denn das Stück einleitende „Regression", welches sie zur Nachtzeit das Gewand durchlaufen ließ, wurde durch entsprechendes Hinzuweben am Tage wieder ausgeglichen. Hätte Penelope der „Regression" freien Lauf gelassen, so wäre das Gewand bald in seine Bestandteile aufgelöst gewesen, ihr ganzes Bemühen hätte seinen Sinn verloren und kein Freier wäre dem Betrug zum Opfer gefallen. Dieser Vergleich lenkt gleichzeitig unsere Aufmerksamkeit darauf, daß der Effekt der Wiederholung in der Fixierung einer bestimmten Phase eines regressiven[4] Ablaufs bestehen kann. Damit ist ein wesentliches Moment des Phänomens der Wiederholung in unser Blickfeld gerückt: nämlich der innere Zusammenhang zwischen

Wiederholung und Zeitlichkeit.

Ohne auf die Problematik des Zeitbegriffs einzugehen, müssen wir doch unsere Aufmerksamkeit auf das Verhältnis von Wiederholung zum Zeitphänomen richten. Es ist eine der ältesten Erkenntnisse wissenschaftlichen Denkens, daß die Zeitlichkeit des Geschehens der Grund der Unmöglichkeit einer Wiederholung im strengen Sinne des Wortes ist. Dies will ja der berühmte Heraklitsche Satz besagen, daß niemand zweimal in denselben Fluß hinabtauchen könne. Ebenso wahr ist es aber auch zu sagen, daß die Kategorie der Zeit die Bedingung der Möglichkeit einer Wiederholung ist. Denn nur, wenn Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft sind, ist der Begriff eines „Wieder" möglich. Beide Sätze schließen einander nicht aus, sondern beleuchten das Phänomen der Wiederholung erst eigentlich. Insofern Zeit ist, ist die Idee einer Wiederholung, die ja ihrem Wortsinne nach ein Wieder-holen von Vergangenem meint, gegeben. Damit Wiederholung realisierbar wäre, müßte die Zeit ein nach Vergangenheit und Zukunft sich gleichförmig erstreckendes Kontinuum sein, das wie ein Maßstab von außen her dem Geschehen angelegt würde. Eine solche Vorstellung

3) Für die Regression gibt es kein reines graphisches Bewegungsschema, wie für die Wiederholung. Denn es gehört zur Regression noch ein quantitatives Moment im weitesten Sinne: wie immer man sich Regression sinnbildlich vergegenwärtige, ob als fallendes Potential, als ein an Lautstärke ständig abnehmender Ton, oder als Enddifferenzierung biologischer Substanz — immer ist es irgend ein „Mehr", das zu einem in bestimmter Hinsicht als „Weniger" imponierenden Zustande absinkt.

4) Das gleiche gilt von einer progressiven Bewegung: in beiden Fällen handelt es sich um einphasische „lineare" Abläufe, die sich im Hinblick auf das gegensätzliche „zyklische" Bewegungsschema der Wiederholung voneinander nicht unterscheiden. Daher mag von einer Beschreibung des Verlaufscharakters der Progression im einzelnen hier abgesehen werden.

von der Zeit ist aber eine Abstraktion, die nur für die Messung unbelebter physikalischer Vorgänge sinnvoll ist und daher als „physikalischer Zeitbegriff" berechtigte Verwendung findet. Die „reale" Zeit (Bergson, Heidegger) hingegen ist dem Lebendigen immanent, sie hat nur eine Verlaufsrichtung: von der Zukunft über die Gegenwart in die Vergangenheit. Sie ist „irreversibel". Jedes Leben hat „seine" Zeit, und wenn diese „verläuft", dann bedeutet das eine gleichzeitige wesensmäßige ständige Veränderung des Lebendigen selbst — et nos mutamur cum illis. Aus diesem Grunde ist in der realen Zeit Wieder-holung nicht möglich, und im Hinblick auf alles lebendige Geschehen besteht der Heraklitsche Satz zu Recht.[5] Nach diesen Erwägungen wird deutlich, daß Wiederholung, wo ihre Verwirklichung innerhalb eines Lebensablaufs erstrebt wird, in einem besonderen Verhältnis zur Zeit steht: sie ist Widerspruch zur Zeit. Das soll heißen: Wiederholung ist ein Versuch oder eine Tendenz, sich über die Irreversibilität des Zeitablaufs hinwegzusetzen, die entschwundene Zeit gleichsam wiederzuholen, die Zeit zum Stillstand zu zwingen. Dies ist der Sinn der oben an der Beziehung zwischen Wiederholung, Regression und Progression hervorgehobenen Tatsache der fixierenden Wirkung der Wiederholung. Die Wiederholung bewirkt eine Art von Dauer — oft allerdings nur den Anschein von Dauer — innerhalb der unaufhaltsamen Veränderung, der alles, was in der Zeit und durch sie bestimmt ist, ausgesetzt ist. Ja, die Dauer durch das Mittel der Wiederholung ist streng genommen die einzige Form von Dauer, die allem Lebendigen möglich ist. Wenn wir irgend einer sonst gewiß bald vergessenen Gewohnheit Dauer verleihen wollen, so können wir dies nur vermittels der Wiederholung. Derartige Wiederholungen, oft symbolischer Art, sind unsere traditionellen Gebräuche, unsere Feste und mancherlei Feiern: sie wollen irgend ein Geschehen der Vergangenheit entreißen, ihm in der Zeitlichkeit zur Dauer verhelfen, es, wie wir auch sagen, im Laufe der Jahrhunderte in uns „lebendig" erhalten.[6] So wird schließlich Wiederholbarkeit geradezu zum Wertmesser der unser Leben erfüllenden Eindrücke. Nur was als Erlebnis einer zwar nicht realen, aber psychischen Wiederholung fähig ist, hat für uns „dauernden" Wert, während das Nichtwiederholbare den Charakter der „Flüchtigkeit" annimmt. Je intensiver in uns das Verlangen nach Wiederholbarkeit eines Erlebens ist, um so schmerzlicher wird die faktische Einmaligkeit und Unwiederbringlichkeit alles Geschehens erlebt. Doch diesem seinem realen Wissen zum Trotz ergreift der Mensch die Wiederholung, um Dauer, ja sogar um die Ewigkeit der Zeit abzuringen. In der Tat: Wiederholung, Dauer, Ewigkeit — das sind die Stufen, die der Widerspruch gegen den Ablauf der Zeit durchläuft. Wiederholung bewirkt „Dauer in der Zeit", die ewige Wiederholung wird zur Form, unter der menschliches Denken sich die Ewigkeit zu versinnbildlichen vermag.

---

5) Auf Kierkegaards „Wiederholung" kann hier nicht eingegangen werden, da dies in dem gegebenen Rahmen zu weit führen würde.

6) Je äußerlicher solche Wiederholungen sind, um so eher können sie psychologisch mißglücken: die in der Absicht auf das Erlebnis der Dauer unternommene Wiederholung bringt dann die reale Unwiederholbarkeit der Vergangenheit zum Bewußtsein.

Wenn Friedrich Rückert in seinem schönen Gedicht „Chidher, der ewig junge“ uns die Ewigkeit im Vergleich zur irdischen Vergänglichkeit darstellen will, so gelingt ihm das, indem er einen ewig sich gleichmäßig wiederholenden Ablauf der Veränderlichkeit alles Zeitlichen gegenüberstellt:

„Und aber nach fünfhundert Jahren will ich desselbigen Weges fahren.“ In diesem Versprechen einer Wiederholung ohne Ende liegt die dichterische Darstellung der Ewigkeit. Aber nicht nur der Dichter malt uns die Ewigkeit durch das Bild einer endlosen Wiederholung. Alle Jenseits-Mythologie, ob sie die Seelenwanderung, oder die Auferstehung, oder irgend eine Art und Weise des Fortlebens nach dem Tode verkünde — sie ist nichts anderes als die Behauptung einer Wiederholbarkeit des individuellen Lebens in infinitum, ein Widerspruch gegen seine durch die Zeit bedingte flüchtige Einmaligkeit. Auch die Philosophen vermochten vom Altertum bis in die Neuzeit keinen adäquateren Ausdruck für die Idee der Ewigkeit zu finden als die endlos sich wiederholende Bewegung. Bei Aristoteles ist es die Kreisbewegung der Gestirne des ersten Himmels, in welcher er die alles Seiende bewegende, ewige Bewegung anzuschauen vermeint. Und der radikalste, unerbittlichste Denker des letzten halben Jahrhunderts, Friedrich Nietzsche, glaubt in seiner Lehre von der ewigen Wiederkehr eine sich realisierende Ewigkeit entdeckt zu haben.

Überblicken wir noch einmal den bisher durchlaufenden Gedankengang, so können wir sagen: die phänomenologische Betrachtung der Begriffe Wiederholung und Regression hat uns ergeben, daß diese beiden Phänomene nicht nur miteinander nicht identisch sind, sondern in einem wesensmäßigen Gegensatz zueinander stehen. Wiederholung bewirkt Aufhebung jeder regressiven oder progressiven Bewegung. Sie ist ferner die einzige psychische Möglichkeit, innerhalb der Zeitlichkeit das Erlebnis einer Art von Dauer zu stiften und ist schließlich — als Idee endloser Wiederholung — Darstellung des Begriffs der Ewigkeit, wofern dieser als zeitbestimmt und nicht als „außerzeitlich“ gedacht wird.

Konsequenzen für die Auffassung des Wiederholungszwanges.

Welche Folgerungen ergeben sich bei der Anwendung unserer phänomenologischen Bestimmungen auf das empirische Phänomen des Wiederholungszwanges? Gehen wir davon aus, daß Freud das Bestehen eines Wiederholungszwanges als eines elementaren Verhaltens der seelischen, ja der Kräfte des Lebendigen schlechthin erkannt hat, so müssen wir schließen: die ursprünglichste, elementarste Triebhaftigkeit innerhalb des Lebendigen tendiert nach Wiederholung, ist also Widerspruch gegen Regression, gegen Veränderung durch die Zeit, gegen die Zeitlichkeit schlechthin. Die Tendenz des Wiederholungszwanges geht auf Fixierung innerhalb des Ablaufs der Zeit, also auf Dauer, ja, wir müssen es wagen zu sagen: auf Ewigkeit. Der Sinn der „konservativen Natur alles Lebendigen“ erschließt sich somit für uns, dem genauen Wortsinne entsprechend, als „bewahrende“ Tendenz des Lebendigen, und zwar bewahrend vor Veränderung durch den „Fortschritt der Zeit“.[7]

7) Hingegen versteht Freud den Ausdruck „konservativ“ offenbar mehr im Sinne von „rückschrittlich“, regressiv.

Durch diese Deutung des Wiederholungszwanges sind wir zunächst in einen Gegensatz zu Freuds Auffassung gekommen. Doch scheint es uns, als ob Freud zum mindesten im Hinblick auf die Beziehung zwischen Trieb und Zeitlichkeit ähnliches im Blick hatte wie wir, wenn er in „Jenseits des Lustprinzips“ sagt, „daß die unbewußten Seelenvorgänge an sich ‚zeitlos‘ sind. Das heißt zunächst, daß sie nicht zeitlich geordnet werden, daß die Zeit nichts von ihnen verändert, daß man die Zeitvorstellung nicht an sie heranbringen kann.“[8]

Würde diese Charakterisierung der unbewußten Seelenvorgänge in ihrer Beziehung zur Zeit nicht durchaus mit der hier vertretenen Auffassung in Einklang zu bringen sein, daß die elementarste Tendenz alles Triebhaften gleichsam Auflehnung, Negation der Zeitlichkeit sei? Die unbewußten Seelenkräfte verhalten sich so, als ob keine Zeit wäre, die Zeit kann an ihnen nichts verändern, obgleich doch das Individuum sich ständig mit der Zeit wandelt, und eine Anpassung auch der unbewußten seelischen Kräfte an diese durch den Ablauf der Zeit gesetzten Veränderungen zu erwarten wäre. Aber eine solche Anpassung, das hat ja Freud in bezug auf das Unbewußte beweisend dartun können, findet niemals statt.

Dies zeigt sich ja auch an jenen Äußerungen des Wiederholungszwanges während der Analyse, auf die Freud in „Jenseits des Lustprinzips“ ausführlich zu sprechen kommt (Ges. Schr., Bd. VI, S. 204ff., 224f.). Der Analysierte verhält sich „völlig wie infantil“, das heißt doch, er trägt den Veränderungen, die die Zeit an ihm als Person gesetzt hat und durch die er als Persönlichkeit realiter bestimmt wird, keineswegs Rechnung. Vielmehr benimmt er sich, als ob sich seit seinen ersten Lebenstagen nichts verändert hätte. Die Wiederholung bekundet in diesem Falle deutlich ihren fixierenden Charakter, sie nimmt die Rolle des Trotzes gegen die Anerkennung der durch die Zeit bedingten Veränderungen an, sie wird Auflehnung gegen das Ältergewordensein. Indem sie lediglich auf Fixierung einer bestimmten Lebensphase gerichtet ist, wird sie zum Hindernis jeder weiteren Entwicklung.

Man kann jedoch jenes Verhalten in der Übertragung, das durch Wiederholen gekennzeichnet ist, auch noch in einer anderen Hinsicht als Bestätigung der hier vertretenen Deutung des Wiederholungszwanges auffassen. Die Übertragung als Wiederholungsphänomen — als Wiederholung einer libidinösen Beziehung zum Vater beispielsweise — zeigt deutlich, daß die Wiederholung auch hier ihre konservierende, die Zeit „aufhebende“ Wirkung entfaltet. Im genannten Beispiel wird nämlich die Vaterimago — auf dem Wege der Wiederholung durch Übertragung — vor Zerstörung durch die Zeit bewahrt. Der Vater bleibt dadurch, daß er einmal Triebziel war und dadurch dem Gesetz der Wiederholung unterworfen wurde, dauernd „lebendig“, wenn er in der Realität schon längst verblichen sein mag. Diese die Zeit überwindende Tendenz der Triebe wird dann notwendig in der Folge dem „Vater“ Ewigkeit verleihen können, eine Konsequenz, die sowohl zu unserer Deutung der elementaren Tendenz der triebhaften Wiederholung auf Dauer und Ewigkeit stimmt, als auch mit der Freudschen Ableitung der Gottesvorstellung aus dem Bilde des Vaters in Einklang steht.

In den eben angeführten Beispielen wurde das Wirken des Wiederholungszwanges innerhalb einer bereits komplexen Triebentfaltung gezeigt. Was in diesen und ähn-

8) Ges. Schr., Bd. VI, S. 215 f.

lichen Fällen wiederholt wird, das sind bestimmte, innerhalb der Triebentwicklung fixierte Situationen, bestimmte Reaktionsweisen der Person. Man kann aber den Ausdruck Wiederholungszwang in bezug auf die Triebe in einem primitiveren, im Hinblick auf die Entwicklung der Persönlichkeit sozusagen „prähistorischen" Sinne gebrauchen. Wir denken dabei an den jedem Triebe innewohnenden Zwang, in stetem Wechsel Spannung und Befriedigung zu wiederholen. Daß jeder Trieb vom Gipfel der Befriedigung zum Tiefpunkt der Erschöpfung absinkt, um dann wieder neuer Spannung und neuer Befriedigung zuzustreben — und dieses in ständigem Wechsel: das scheint mir das an den Trieben zu beobachtende elementarste Phänomen zu sein, dem der Name Wiederholungszwang zuzubilligen wäre. Man wird sagen dürfen: gerade dieses Wiederholungsphänomen charakterisiert unter den seelischen Strebungen den Trieb schlechthin. Keiner anderen im Ganzen des Seelischen vorkommenden Tendenz kommt dieser wesenhafte Zwang zur Wiederholung zu, außer den Trieben. Wenn aber dem so ist, so interessiert uns in unserem Zusammenhange vor allem die Frage, ob die Elementarwiederholung der Triebbefriedigung auch die hier vorgeschlagene Deutung zuläßt, eine Tendenz zur Verwirklichung von Dauer in der Zeitlichkeit zu sein? Betrachten wir daraufhin einen Selbsterhaltungstrieb, etwa den Nahrungstrieb, so wird man zugeben müssen, daß die Natur durch das Mittel der Wiederholung eine möglichst lange Lebensdauer der Individuen zu erstreben scheint. Die lebende Substanz würde gewiß viel schneller absterben, wenn sie nicht so organisiert wäre, daß sie ihren eigenen Aufbau in gewisser Hinsicht durch Nahrungsaufnahme ständig „wiederholen" könnte. Stellen wir nun im Hinblick auf die Sexualtriebe die gleiche Frage, zunächst lediglich unter dem Aspekt der Fortpflanzung,[9] so lautet sie, ob die Fortpflanzung sich der Wiederholung zur Realisierung von Dauer in der Zeitlichkeit bedient? Diese Frage, scheint mir, kann man mit Evidenz bejahen. Denn das Resultat der Fortpflanzung ist ja die „irdische Unsterblichkeit" der Substanz, die durch nichts anderes erzielt wird, als durch eine ungeheure Wiederholung lebender Individuen. Vermittels dieser Wiederholung der Individuation, und ausschließlich durch sie, ist es der lebendigen Substanz bisher gelungen, der vernichtenden Zeit zu trotzen. Im Hinblick auf das elementare Wiederholungsstreben der organischen Substanz scheint es mir demnach berechtigt zu sein, die Wiederholung innerhalb des Biologischen als eine auf Dauer, ja auf Ewigkeit innerhalb der Zeitlichkeit gerichtete Tendenz zu deuten.

Wesen der Regression im Naturgeschehen.
(Das „dualistische Urphänomen".)

In den vorangehenden Abschnitten haben wir ausführlich begründet, weshalb wir der Freudschen Deutung des Wiederholungszwanges als Ausdruck der Regressions-

9) Sehen wir hingegen den Sexualtrieb unter dem Gesichtspunkt des Luststrebens an, so müssen wir fragen: Ist der Trieb, die Sexualbefriedigung immer von neuem zu wiederholen, der Ausdruck einer Tendenz, die ihrem Wesen nach auf eine schlechthinnige Dauer der Lust abzielt, und die, da eine solche Dauer in der Zeitlichkeit nicht realisierbar ist, das Mittel der Wiederholung als „Ersatz" für jene nicht erreichbare vollkommene Dauerbe-

tendenz des Organischen widersprechen zu müssen glauben. Heißt das nun, daß wir die Existenz einer regressiven Tendenz innerhalb der lebenden Substanz schlechthin bestreiten wollen? Keineswegs. Lediglich die Deutung des Wiederholungszwanges als Ausdruck dieser Tendenz scheint uns nicht haltbar zu sein. Wenn Freud dagegen die Regression als die Äußerung der Trägheit im organischen Leben umschreibt, so glauben wir, daß er damit ein Phänomen in das Blickfeld gerückt hat, dessen Existenz nicht nur unbestreitbar ist, sondern recht eigentlich im Mittelpunkt jeder biologischen Betrachtung des Geschehens stehen muß. Was ist nun diese Regression, woran läßt sie sich aufzeigen, wenn nicht am Wiederholungszwange? Wir behaupten nur etwas von zahlreichen Analytikern[10] bereits Gesagtes, wenn wir in dem von der Physik erwiesenen Entropiestreben aller anorganischen Prozesse das die gesamte unbelebte und belebte Natur beherrschende Regressionsphänomen zu erkennen glauben. Dieses Entropiestreben verdient durchaus den Namen einer regressiven Bewegung. Es ist eindeutig auf eine Minderung (in diesem Falle der Spannung) gerichtet, kontinuierlich-einphasisch in seinem Verlauf und würde in der Unendlichkeit einem, allerdings nur fiktiven, Minimum an Spannung zustreben, das man, wenn man die Lebensbedingungen der organischen Substanz als Maßstab wählt, nach dem Vorgange von Boltzmann als Wärme-„Tod" bezeichnen kann. Daß die Regressionstendenz zeitweilig — nämlich solange das Leben andauert — durch gegenwirkende Vorgänge aufgehalten wird, ist aus der bloßen, physikalisch nicht erklärlichen, Tatsache des Lebens zu schließen. Ebenso geht aber aus der Unvermeidbarkeit des Todes bei allen sich selbst überlassenen Individuen hervor, daß die uns unbekannten entropieüberwindenden Kräfte schließlich doch erlahmen und das Leben der allgemeinen Regressionstendenz des physikalischen Geschehens, dessen Gesetzen ja die Bausteine der organischen Substanz unterworfen sind, weichen muß. Wir sehen deshalb in allen jenen Erscheinungen, die den Tod des Organismus ankündigen, also in der Abnutzung, im Alten und vielleicht auch in manchen Krankheiten, den unmittelbaren physischen Ausdruck des Wirkens der Regression,[11] so wie wir in den Trieben die biologischen Repräsentanten jener uns unbekannten, der Regression entgegenwirkenden Kräfte zu erkennen glauben. Wenn wir also in Übereinstimmung mit Freud das Phänomen der Regression bejahen müssen und ebenfalls im Einklang mit zahlreichen anderen Autoren sie in der Entropiegesetzlichkeit der physikalischen Vorgänge zu erkennen glauben, können wir dann nicht auch dem Begriff des Todestriebes zustimmen? Die Opposition gegen die Einführung des To-

friedigung wählen muß? Wir werden auf diese Frage noch einmal zurückkommen, da sie an dieser Stelle unserer Betrachtungen noch nicht hinreichend zu beantworten ist.

10) Vgl. Alexander, Metapsychologische Betrachtungen. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. VII, 1921, S. 283; Bernfeld und Feitelberg, Der Entropiesatz und der Todestrieb, Imago XVI, 1930; Westerman-Holstijn, Tendenzen des Toten, Todestriebe und Triebe zum Töten, Imago XVI, 1930.

11) Ganz ähnlich äußert sich Westerman-Holstijn, a. a. O.: „Insofern Lebioses das Lebendige mehr oder weniger beeinflußt, beeinflussen auch die Tendenzen des Leblosen das Verhalten des Lebendigen mehr oder weniger... Wir erkannten sie in Sterben, Altern, Schlaf, Trägheit, Ermüdung, in gewissen Erscheinungen bei Intoxikationspsychosen und Intoxikationen..."

destriebes innerhalb der analytischen Schule hat sich ja bekanntlich weniger gegen die Anerkennung des Phänomens als gegen seine Unterordnung unter den Triebbegriff gerichtet. Wie wir glauben: mit Recht. Denn wenn zum Wesen des Triebes der Wiederholungscharakter gehört und sich in der Wiederholung eine elementare Tendenz auf Dauer offenbart, so ist in der Tat Regression und Trieb phänomenal und begrifflich nicht miteinander zu vereinbaren. Ist doch die entropiegesetzliche Regression das Unwiederholbare *κατ᾽ ἐξοχήν*, das Irreversible schlechthin; das heißt in bezug auf die Triebstruktur: elementare Untriebhaftigkeit, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist.[12] Wenn wir in den Trieben den seelischen Ausdruck derjenigen Kräfte sehen, die eine Überwindung der Entropiegesetzlichkeit zu erstreben suchen, so muß freilich die Frage offenbleiben, welcher Natur diese Kräfte sind. Wir stehen hier vor dem Geheimnis der lebendigen Substanz, über das man wohl mancherlei Spekulationen anstellen, aber nichts Begreifbares aussagen kann. Ohne ihn begreifen zu können, sehen wir nur den Kampf zwischen physikalischer entropiestrebiger Gesetzmäßigkeit, deren ausschließliches Wirken alles Leben zerstören müßte, und jenen unbekannten Kräften des Lebens, die als Triebe im Seelenleben aufweisbar, nach Dauer, ja vielleicht nach Ewigkeit streben. Dieser Kampf ist das „dualistische Urphänomen" der Biologie. Wir glauben, daß dieses Urphänomen Freuds Triebeinteilung letzten Endes zugrunde liegt, wenngleich es Freud begrifflich anders gefaßt hat, als es hier geschehen ist. Alle biologischen und psychologischen Betrachtungen müssen von der Tatsache dieses Dualismus bereits ausgehen; denn wir kennen weder einen Zustand vor dem Beginn des Kampfes der großen Mächte des Lebens und des Todes, noch wissen wir etwas über seinen zukünftigen Ausgang. Können wir überhaupt sein Ziel begreifen? Man wäre geneigt, vorschnell zu antworten: gewiß, die „Erhaltung des Lebens". Aber hier melden sich eine Fülle von Einwänden zu Wort. Wenn die Triebe in ihrem Kampf gegen die Entropiegesetzlichkeit um die Erhaltung des Lebens ringen, wie steht es dann mit den destruktiven Trieben? Diese — das kann doch nicht bezweifelt werden — haben doch die Tendenz, Lebendiges zu zerstören. Ihr Vorhandensein war ja für Freud, abgesehen vom Wiederholungszwang, das Hauptargument für die Einführung des Todestriebes. Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns entschließen, einen Schritt weiterzugehen, obschon wir uns dabei in unbekanntes Gebiet wagen.

Das ideale Nichts und das ideale Sein.

Da Freud als das Ziel der Lebenstriebe im wesentlichen die Erhaltung des Lebens, so wie es uns bekannt ist, sieht, muß er die Konsequenz ziehen, daß Triebbestrebungen, denen offensichtlich an der Erhaltung des Lebens gar nichts gelegen ist,

12) Darin scheint uns auch die Begründung dafür zu liegen, daß Freud selbst immer wieder betont, der Todestrieb sei unter den Trieben nicht direkt aufweisbar, er wirke sozusagen in der Stille. Der Todestrieb kann deshalb nicht innerhalb des Trieblebens aufgezeigt werden, weil er das Gesetz der anorganischen Substanz ist, wofür eine seelische Repräsentanz durch Triebe nicht möglich ist. Wenn es überhaupt für die Regression eine psychische Repräsentanz gibt, so könnte sie vielleicht im Phänomen der Zeitlichkeit gesucht werden.

einer ganz anderen Triebkategorie gegensätzlicher Richtung — also den Todestrieben — zugehören müssen. Hier ist aber ein Bedenken am Platze. In der Freudschen Konzeption vom Eros und vom Todestrieb haben die beiden Zielpunkte, denen jede dieser Tendenzen zustrebt, eine sozusagen ganz verschiedene begriffliche „Wertigkeit". Als Endziel der regressiven Tendenz imponiert uns jene Vorstellung größter Spannungslosigkeit, die Boltzmann als Wärmetod bezeichnet hat, als Endziel des Eros hingegen schwebt uns „das Leben" vor. Dieses ist ein in der Realität sich vorfindender Zustand, jener Wärmetod hingegen ist kein realer, sondern lediglich ein idealer Endzustand einer Entwicklung, von der wir in der Wirklichkeit immer nur den Anfang sehen. Der Wärmetod ist ein mathematischer Idealfall, dem sich alle Vorgänge der Realität zu nähern scheinen, ohne ihn jedoch je zu erreichen. Das „Leben" ist jedoch eine Realität, von der wir nicht ohne weiteres behaupten können, daß sie bereits den „Grenzfall" für die Tendenzen der Lebenstriebe darstelle. Dadurch aber, daß wir auf der einen Seite einen idealen Grenzwert, auf der anderen Seite jedoch einen, man möchte sagen „zufälligen" Realwert ansetzen, besteht die Gefahr, ein schiefes Bild vom Wesen des Kampfes der Kräfte zu bekommen. Wir glauben daher, man müsse, um sich ein der Wahrheit angenähertes Bild der miteinander ringenden Urkräfte zu machen, dem idealen Grenzwert, den die Entropie ausdrückt, einen entsprechenden idealen Grenzwert derjenigen Tendenzen, die die lebensspendenden, entropieüberwindenden Kräfte tragen, entgegensetzen. Bezeichnet man einer scharfen Formulierung zuliebe den Grenzwert, der in der Entropiestrebigkeit zum Ausdruck kommt, als das „ideale Nichts", so würde ich als den entsprechenden Gegenbegriff den Terminus das „ideale Sein" in Vorschlag bringen. Das „Leben", also der uns bekannte reale Zustand, würde dann als in der „Mitte" zwischen dem Sein und dem Nichts stehend vorgestellt werden müssen. Genau wie der „Wärmetod", der sich ja im Grunde exakt nur durch eine mathematische Formel definieren läßt und sich jeder konkreten Vorstellung entzieht, müßte auch das „ideale Sein" nur durch einen unanschaulichen Begriff bestimmbar sein. Wir müssen uns daher damit begnügen, gleichsam seine „Formel" zu entwerfen, in der er als Grenzwert enthalten sein muß. Der Begriff des „Wärmetodes" konnte gewonnen werden, indem man sich die Ablaufsbewegung der physikalischen Prozesse ins Unendliche fortgesetzt dachte. Dementsprechend wird man sich, um den Begriff des idealen Seins zu umreißen, die entropieüberwindende Bewegung in die Unendlichkeit verlängert denken müssen. Die Repräsentanten der entropieüberwindenden Tendenz sehen wir nach der hier vertretenen Deutung in den Trieben. Unsere Frage wird also lauten: Welchen Seinszustand erstreben eigentlich die Triebe? Angenommen, es gäbe für die Realisierung der durch die Triebe erstrebten Endziele keinerlei Hindernisse — wohin würden sie die Bewegung des Lebens treiben? Wir haben bisher meist von den Trieben schlechthin gesprochen, ohne Gewicht auf deren Verschiedenheit zu legen. Das war solange berechtigt, als wir uns nur mit der Herausarbeitung gewisser allgemeiner Charaktere der Triebe beschäftigten. Bei der nunmehr gestellten Frage nach den letzten Triebzielen drängt sich uns die Unterscheidung zwischen den Selbsterhaltungs- und den Sexualtrieben notwendig auf. Denken

wir uns in bezug auf die Selbsterhaltungstriebe eine letzte Erfüllung des in diesen Trieben erstrebten Zustandes als möglich, so können wir sagen, ihr Ziel sei nicht mehr und nicht weniger als eine konstante Erhaltung derjenigen biologischen Gleichgewichtslage, in der die Macht der Regression innerhalb der organischen Substanz sich am denkbar wenigsten bemerkbar macht. Das würde etwa heißen: die Selbsterhaltungstriebe suchen den Organismus im vollen Besitz der ihm zur Verfügung stehenden Kräfte zu erhalten, sie tendieren also auf ein Ideal hin, wie wir es etwa in den olympischen Göttern entwickelt finden, die ewig jung, ewig gesund und in diesem Zustand unsterblich sind. Aber diese Götter sind doch eben nur idealisierte Menschen, und so würde das ideale Ziel der Selbsterhaltungstriebe sich immer nur in der Sphäre der uns bekannten Grenzen des Lebendigen halten. Was dagegen müssen wir auf die Frage nach dem idealen Ziel der Sexualtriebe antworten? Das unmittelbare Streben der Sexualtriebe geht auf Wollust, dadurch sind sie von allen anderen Triebarten unterschieden.[13] Die Antwort auf die Frage nach ihrem „idealen" Ziele müßte also lauten: Die Sexualtriebe erstreben einen Zustand dauernder Wollust. Was aber ist denn eigentlich die Wollust, von der meist so gesprochen wird, als ob sie ein Letztes wäre, das keine weitere psychologische Deutung mehr zuließe?[14] Wenn man den Versuch wagen will, den Inhalt dieses Gefühles begrifflich zu fassen, so kann man ganz allgemein von einer intensiven Steigerung des Seinsgefühls reden. Wir würden also Lust oder Glück mit Steigerung, Unlust mit Minderung des Seinsgefühls umschreiben. Wodurch aber unterscheidet sich ein gesteigertes Seinsgefühl, also Glück oder Lust, von unserem „durchschnittlichen" Daseinserleben? Greifen wir zurück auf unsere Deutung des Wiederholungscharakters der Triebe, als einer Tendenz, den Ablauf der Zeit zu retardieren, Dauer, Ewigkeit zu erzwingen. Wenn dies in Wahrheit die elementarste Tendenz der Triebe darstellt, dann werden wir erwarten dürfen, daß auf der Höhe der Triebbefriedigung diese Tendenz zu einer gewissen Realisierung gelangt ist; mit anderen Worten, daß die Überwindung der Zeitlichkeit bis zu einem gewissen Grade gelungen ist. Wenn diese Auffassung des Lusterlebnisses zu Recht besteht, so müßte es sich zeigen lassen, daß Glück und Lust mit einer Zurückdrängung des uns sonst stets gegenwärtigen Zeiterlebens verbunden sind. Ich glaube, daß die psychologische Erfahrung diese Annahme bestätigt. Jeder Liebende weiß, daß auf der Höhe des Glückes die Zeit „stille zu stehen" scheint, daß Vergangenheit und Zukunft ohnmächtig erscheinen gegenüber einer gleichsam

13) Es ist psychologisch nicht zutreffend, die Sexualtriebe als Fortpflanzungstriebe zu charakterisieren. Die Fortpflanzung ist der biologische Effekt, den die Befriedigung des Sexualtriebes bewirkt. Sie kann aber, psychologisch betrachtet, nicht als das unmittelbare Ziel des triebhaften Strebens angesehen werden.

14) Die Vornahme sexuell erregender Handlungen ist nicht gleichbedeutend mit dem erlebnismäßigen „Inhalt" des Orgasmus. Bekanntlich sind die zur Erzielung der Lust vorgenommenen Tätigkeiten außerordentlich verschiedener Art, ja bei den verschiedenen Individuen einander direkt entgegengesetzt. Alle sexuellen Betätigungen sind immer nur das Mittel, die jeweilige Methode, vermittels derer das Individuum zu „seiner" Wollust gelangt. Hingegen kann man annehmen, daß das auf diese Weise erzeugte Wollustgefühl, so verschieden auch die Wege zu seiner Erzielung sind, bei allen Menschen ein seinem Gehalt nach sehr ähnliches Erlebnis sein dürfte.

erfüllten, in sich ruhenden „Dauergegenwart". Jede große Liebe tendiert auf ewige Dauer, und wenn alle Liebenden schwören: auf ewig! so ist das keine Phrase, sondern der adäquate Ausdruck des Erlebnisgehaltes tiefen Glückes. Dies ist ja auch der Grund, warum die Vergänglichkeit auch dieses Hochgefühls für alle Menschen die bitterste Enttäuschung bedeutet.

Je älter man wird, desto weniger ist man zu einem reinen, ungetrübten Glückserlebnis fähig, denn das Wissen um die Vergänglichkeit ist dann bereits zu eingewurzelt. Jene Art Glück, in die sich das Wissen um die Zeitlichkeit hineinmischt, nennen wir Wehmut. In der Wehmut wird die Unhaltbarkeit der Dauer einer höchsten Steigerung des Seinsgefühls als Erlebnis wahrgenommen.

Die wesensmäßige Beziehung zwischen Glücksgefühl und dem Erlebnis der Überwindung der Zeitlichkeit wird sehr durchsichtig an einer Stelle in Nietzsches Zarathustra. In jenem „Mittag" überschriebenen Kapitel wird ein Zustand höchsten Glückes folgendermaßen dargestellt:

„Was geschah mir: Horch! Flog die Zeit wohl davon? Falle ich nicht? Fiel ich nicht — horch! in den Brunnen der Ewigkeit?
Was geschieht mir? Still! Es sticht mich — wehe — ins Herz? Ins Herz!
Oh, zerbrich, zerbrich, Herz, nach solchem Glücke, nach solchem Stiche!
Wie? Ward die Welt nicht eben vollkommen?"[15]

Ein solches gesteigertes Seinsgefühl, wie es von Nietzsche geschildert wird, kann man als ein ekstatisches Erlebnis bezeichnen. Abgesehen von dem wesensmäßigen Zusammenhange zwischen Glück und „Zeitstillstand" kann man noch eine andere Erkenntnis für die Psychologie des ekstatischen Glücksgefühls aus Nietzsches Schilderung gewinnen: derartige Zustände können nur für eine ganz kurze Zeitdauer, sozusagen aufblitzend, erlebt und ertragen werden. Oh, Herz, zerbrich! heißt es bei Nietzsche, und diese Nähe des Todes im höchsten Glück ist ohne weiteres verständlich. Denn die „Aufhebung" der Zeitlichkeit ist gleichbedeutend mit der Lösung des Lebens von seiner Verbundenheit mit der organischen Substanz, zu der die Zeitlichkeit wesensmäßig gehört; das heißt soviel wie gleichbedeutend mit dem Tode. Hieraus erhellt, so will es uns scheinen, der notwendige innere Zusammenhang zwischen Liebe und Tod. Um die Liebe in ihrer Tendenz auf ewige Dauer zu realisieren, wäre ein Zerbrechen der organischen Bindungen des Lebens nötig. Das „Omne animal est triste post coitum" ist vielleicht ein Reflex dieser Nähe des Todes in der höchsten Lust. Denn wir stehen nicht an, aus unseren Überlegungen

15) Noch präziser ebenda im „Trunkenen Lied": „Lust will aller Dinge Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit." Vgl. auch die Verse, mit denen Faust (im zweiten Teil) die Begründung gibt, warum für ihn jetzt der „höchste Augenblick" gekommen sei:

Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehen.

Alle von uns behaupteten Strukturen des Glückserlebnisses lassen sich in diesen Zeilen nachweisen: das Erlebnis des verweilenden Augenblicks, und dadurch ein unmittelbares Gefühl, der vernichtenden Zeit entrückt und der Ewigkeit teilhaftig zu sein.

über das Wesen des Lusterlebnisses die Konsequenz zu ziehen, daß auch die Lust im Orgasmus ihre Quelle in einer momentanen Aufhebung des Zeiterlebens, einer absoluten Erfüllung der Seele durch Gegenwart, einem Verströmen aller seelischen Energien in das erfüllte Jetzt des gelebten Augenblicks habe. Man könnte den Orgasmus demnach als die biologische Form der Ekstase bezeichnen und der von alters her bekannte innige Zusammenhang zwischen orgiastischer Raserei und echter ekstatischer Verzückung wird so ohne weiteres verständlich. Wir können nunmehr den Sexualtrieb als Streben nach ekstatischer Steigerung des Seinsgefühls umschreiben und können sagen: im Unterschiede zu den Selbsterhaltungstrieben, deren ideales Ziel stets innerhalb der Sphäre der biologischen Daseinsbedingungen bleibt, repräsentiert der Sexualtrieb eine Tendenz, deren Realisierung eine Überschreitung der Grenzen des Biologisch-Individuellen bedeutet. Innerhalb der Sphäre des Biologischen äußert sich diese überschreitende Tendenz in der Fortpflanzung, mit der das Individuum die Grenzen seiner biologischen Vereinzelung gleichsam sprengt. Ebenso bedeutsam ist aber die Grenzüberschreitung, die in der Tendenz des Wollusterlebnisses an sich zum Ausdruck kommt, das zu einem Seinszustande hinstrebt, der jenseits aller biologischen Daseinsmöglichkeiten liegt. Überschreiten heißt *transcendere,* überschreitend transzendent. Man kann also formulieren, daß die dem Sexualtrieb zugrunde liegende Strebung eine innerhalb des Biologischen präformierte, auf Selbstüberschreitung, auf „Transzendenz" gerichtete Tendenz offenbart. Freilich ist die Verwirklichung dieser Tendenz innerhalb der Zeitlichkeit nur auf die Weise möglich, wie eben eine auf Dauer gerichtete Strebung in der Zeitlichkeit stets nur verwirklicht werden kann: durch Wiederholung. Dies ist die Antwort auf die Frage, die in den vorangegangenen Abschnitten gestellt, aber zunächst offengelassen wurde, die Frage: ob auch der Zwang zur Wiederholung der Geschlechtsbefriedigung die in der Zeitlichkeit erreichbare Form einer ursprünglich erstrebten Dauer sei. Nach den vorstehenden Ausführungen ist diese Frage eindeutig zu bejahen. Wir sind jetzt so weit, auch die weitere Frage beantworten zu können, ob sich, ähnlich wie aus den physikalischen Abläufen der Grenzbegriff des „Wärmetodes" als eines „idealen Nichts", aus der Bewegungsrichtung der Triebe die Idee eines „idealen Seins" ableiten lasse. Wir können sagen: In den Sexualtrieben erstrebt das Dasein eine Steigerung seiner selbst in der Richtung auf ein Sein, das absolute Dauer und infolgedessen Zeitlosigkeit in sich begreift. Diese beiden Kriterien: „zeitlose Dauer" scheinen uns die „Formel" des idealen Seins darzustellen, dem sich das reale Sein vermittels der Triebe ständig annähert, ohne es doch in der Endlichkeit je erreichen zu können. Ganz wie die Entropie ist auch der Begriff des durch zeitlose Dauer definierten idealen Seins absolut unanschaulich, da er ja nur eine Richtung bezeichnet, in der wir die Tendenzen der realen Triebe sich bewegen sehen.[16]

16) Wenn wir nicht irren, hat die alte Ontologie das *ens perfectissimum,* sofern es ihr um einen reinen Seinsbegriff zu tun war, nicht anders gefaßt, als es unsere psychologische Ableitung tun konnte.

Schlußfolgerungen.

Die Überlegungen des vorangegangenen Abschnittes erschienen uns notwendig, um einem möglichen Einwand gegen unsere Deutung der Triebe als Träger einer entropieüberwindenden Tendenz zu begegnen. Dieser Einwand bestand in dem Hinweis auf die sadistischen Beiträge zum Triebleben. Nachdem wir nunmehr gesehen haben, daß das Ziel der Triebe, das ideale Sein, keineswegs gleichbedeutend mit „Erhaltung des Lebens" ist, vielmehr in einem Gegensatz hierzu steht, bedarf es der Annahme eines Todestriebes zur Erklärung der destruktiven Triebtendenzen nicht mehr. Das triebhafte Streben nach Steigerung des Daseins in der Richtung auf das ideale Sein verhält sich dem realen Zustand des Lebens gegenüber gleichgültig. Diese Gleichgültigkeit kann bei einer bestimmten psychischen Entwicklung zur absoluten Rücksichtslosigkeit werden. Wir wissen, daß die orale Befriedigung in engem Zusammenhange mit dem Sadismus steht. So ergibt sich die Möglichkeit, die Steigerung des eigenen Daseins lediglich auf dem Wege der Einverleibung anderer Individualitäten zu erreichen, was naturgemäß von den mit der Einverleibung Bedrohten als Aggressionstendenz erlebt werden muß. Vergegenwärtigen wir uns die Situation am Beispiele einer kriegslustigen Nation, so wird die Sachlage noch deutlicher. Die Angriffslust einer solchen Gemeinschaft, ihr Bestreben, sich die umliegenden Völkerschaften einzuverleiben, imponiert den Angegriffenen als Vernichtungswille. In den Angreifern selbst hingegen wirkt sich nicht ein Todestrieb, sondern ein entschiedener Drang zur Steigerung des eigenen Daseins aus, der so ausschließlich geworden ist, daß ihm die „Erhaltung des Lebens" gleichgültig erscheint. Diese Andeutung mag hier genügen, um kurz die Möglichkeit zu umreißen, wie die destruktiven Tendenzen mit der Rolle der Triebe als Träger einer auf Daseinssteigerung gerichteten Strebung zu vereinen wären. Wir wollen zum Schluß noch in aller Kürze einige andere Konsequenzen aus unserer Deutung des dualistischen Urphänomens ziehen, deren ausführliche Ableitung ebenso wie die des Sadismus einer gesonderten Darstellung vorbehalten bleiben muß. Aus der Unmöglichkeit, die Steigerung des Daseins zur Dauer vermittels des sexuellen Orgasmus anders als durch ständige Wiederholung (und selbst dann nur für einen flüchtigen Moment unter gleichzeitiger Erschöpfung der vitalen Kräfte) zu realisieren, folgt unmittelbar ein neues Verständnis für wichtige psychische Phänomene, die man unter den Begriff der „Sublimierung" fassen kann. Angesichts der relativen Unvollkommenheit, mit welcher durch den Sexualgenuß allein das Ziel einer ekstatischen Daseinssteigerung erreicht wird, ist es erklärlich, daß die Menschen von jeher bestrebt gewesen sind, den Zustand höchsten Glückes auf eine vollkommenere, dauerhaftere Weise zu erreichen, als durch das zwar intensive, aber flüchtige Gefühl der Wollust. Auf die Erzeugung eines ekstatischen Dauerzustandes richteten sich zunächst die verschiedenen mystischen Praktiken. Der üblichere Weg, des Glücksgefühles der Überwindung der Zeitlichkeit durch das Erlebnis der Dauer teilhaftig zu werden, bestand jedoch, zum mindesten in Europa, in der Hingabe des Individuums an Ideen, in denen das zeitlos dauernde ideale Sein als realisiert vorgestellt wurde. Derartige vorgestellte Realisierungen nennt man Ideale. Man kann sie zusammenfassen unter dem Dreiklang: das

Gute, das Schöne, das Wahre. Es ist kein Zweifel, daß die tiefe Befriedigung, die den Menschen die Hingabe an diese Ideale gewährt hat und noch gewährt, ihren psychologischen Grund in der Vorstellung hat, daß dank dieser Hingabe das flüchtige menschliche Leben Anteil — Plato würde sagen: Methexis — an der zeitlosen Dauer dieser Ideen gewinne. So würde diese Form der Sublimierung der Verwirklichung des innersten Triebzieles, der Überwindung der Zeitlichkeit durch Steigerung des Daseins zur zeitlosen Dauer näherkommen, als es die reine biologisch „vorgesehene" Ekstase vermittels des Orgasmus je erreichen könnte.

Unsere Betrachtungen zur Phänomenologie des Wiederholungszwanges und des Todestriebes sind damit in den uns gesteckten Grenzen beendet. Wenn auch scheinbar die hier vertretene Auffassung der ursprünglichen Freudschen Lehre vom Lebens- und Todestrieb widerspricht, so glauben wir doch in letzter Hinsicht eine Bestätigung der fundamentalen Berechtigung der Konzeption eines kosmologischen Dualismus, der unserer Ansicht nach den wesentlichen Gehalt der Freudschen Trieblehre ausmacht, dargetan zu haben. Ebenso haben wir uns bemüht, aufzuzeigen, bis zu welchem Grade die von analytischer Seite an Freuds Formulierungen geübte Kritik zu Recht besteht. Sie darf aber unserer Auffassung nach nicht dazu führen, den psychologischen und biologischen Wahrheitsgehalt von Freuds Lehre vom Eros und vom Todestrieb zu übersehen. Wir möchten hoffen, daß unsere Ausführungen zur Klärung der schwierigen Problematik beigetragen haben. Wenn dabei, wie wir fürchten, die hier eingeschlagene Art der Behandlung des Gegenstandes bei manchem der analytischen Forschung zugetanen Leser Befremden erregt haben dürfte, so glauben wir berechtigt zu sein, unsere Bemühungen mit Freuds eigenen Worten aus „Jenseits des Lustprinzips" zu verteidigen: „Mag, was dabei herauskommt, den Anschein des „Tiefsinnigen" erwecken oder an Mystisches anklingen, so wissen wir uns doch von dem Vorwurf frei, etwas Derartiges angestrebt zu haben. Wir suchen nüchterne Resultate der Forschung oder der auf sie gegründeten Überlegung, und unser Wunsch möchte diesen keinen anderen Charakter als den der Sicherheit verleihen."

Ein Beitrag zur Psychologie des Erfinders[1]

Von

Sandor Lorand

New York

Die kurze Darstellung des folgenden Falles soll die psychogenen Faktoren, die mit einer biologischen Anlage zu künstlerisch oder erfinderisch-schöpferischer Fähigkeit parallel gehen, aufzeigen.

1) Vortrag, gehalten auf der gemeinsamen Tagung der psychoanalytischen Gesellschaften von Chicago, New York und Washington-Baltimore am 27. Dezember 1932 in New York; übersetzt von Dr. Edith Buxbaum.

Um zu erfassen, welche Kräfte es sind, die zum Ausdruck in erfinderischer oder künstlerischer Produktion führen, müssen wir untersuchen, wie das ursprüngliche Lustprinzip einen realitätsgerechten Ausdruck gefunden hat und wie seine Einordnung in die Realität möglich geworden ist.

Über die enge Verbindung der beiden Prinzipien in der Kunst sagt Freud:

Die Kunst bringt auf einem eigentümlichen Weg eine Versöhnung der beiden Prinzipien zustande. Der Künstler ist ursprünglich ein Mensch, welcher sich von der Realität abwendet, weil er sich mit dem von ihr zunächst geforderten Verzicht auf Triebbefriedigung nicht befreunden kann und seine erotischen und ehrgeizigen Wünsche im Phantasieleben gewähren läßt. Er findet aber den Rückweg aus dieser Phantasiewelt zur Realität, indem er, dank besonderer Begabung, seine Phantasien zu einer neuen Art von Wirklichkeit gestaltet, die von den Menschen als wertvolle Abbilder der Realität zur Geltung zugelassen werden. Es wird so auf eine gewisse Weise der Held, König, Schöpfer, Liebling, der er werden wollte, ohne den gewaltigen Umweg über die wirkliche Veränderung der Außenwelt einzuschlagen.

Die Psychoanalyse hat uns gelehrt, daß die neurotischen Symptome dazu dienen, verdrängten sexuellen Wünschen, die aber im Unbewußten aktiv geblieben sind, Ausdruck zu geben. Der vorliegende Fall zeigt, wie Gewandtheit, Fertigkeiten und Erfindungsgabe gleichzeitig mit neurotischen Symptomen bestehen und zeitweilig dazu dienen, sie zu entlasten.

So bestätigt dieser Fall, was uns auch aus andern Analysen bereits bekannt ist. Die kindlichen, sexuellen Strebungen des Neurotikers verfolgen, mit all ihrer ursprünglichen, jeden Kompromiß ablehnenden Kraft, ihr ursprüngliches Ziel, die Vereinigung mit dem ersten Liebesobjekt. Die gehemmten Strebungen aber äußern sich symbolisch. Die Fähigkeit zu erfinden kann als einer ihrer symbolischen Ausdrücke betrachtet werden.

Unser Patient war in vieler Hinsicht begabt. Er schrieb kurze Geschichten und Gedichte, die in einer Tageszeitung erschienen, und auch wissenschaftliche Artikel. Er spielte ziemlich gut Violine und Klavier, und vor allem hatte er eine Anzahl von Geräten erfunden. Er suchte ursprünglich die Behandlung wegen sexueller Schwierigkeiten und diffuser Angst auf.

Während der Analyse wurde es klar, daß eine enge Parallele zwischen seiner Neurose und seinen Kindheitserlebnissen und seinen vielen Fähigkeiten, die in der Kindheit wurzelten, bestand.

Seine kindliche Vergangenheit mit ihren traumatischen Erlebnissen schuf sowohl seine gegenwärtigen neurotischen Schwierigkeiten, als auch deren Überbau, seine schöpferischen Tendenzen.

Zu Beginn der Analyse war der Patient 31 Jahre alt. Sein Vater war vor sechs Jahren, seine Mutter vor acht Jahren gestorben. Er hatte einen um zwei Jahre älteren Bruder. Sein Kompagnon hatte ihn nach den Vereinigten Staaten gebracht, wo er eine Erfindung, sein neuestes Patent, vervollständigen sollte. Sein erstes Patent war ihm mit 15 Jahren erteilt worden.

Seine neurotischen Symptome waren schon vor mehreren Jahren aufgetreten, aber während seines Aufenthaltes in New-York äußerst störend geworden.

Er war in seinem Sexualleben unbefriedigt und unfähig, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren. Er fürchtete die Erwartungen seines Kompagnons, der sein Kommen nach den Staaten finanziert hatte, nicht zu erfüllen. Er hatte noch andere Ängste, so die Angst vor Krankheit, eine ständige Angst vor Kritik, und hauptsächlich die, den sexuellen Anforderungen in seinen Liebesbeziehungen nicht gewachsen zu sein.

Es fiel ihm immer sehr schwer, eine Partnerin zu gewinnen; erst in den letzten Jahren hatte er verschiedene Beziehungen angeknüpft und mehr oder weniger erfolgreich verkehrt. Wenn er fürchtete, seine Freundin zu verlieren, machte er die größten Anstrengungen, um sie zurückzuhalten. So verdarb er sich einmal ein ausgezeichnetes berufliches Angebot in Dänemark, eilte zurück nach Stockholm, von dort nach Dänemark, um seine Freundin davor zurückzuhalten, ihn zu verlassen; in Wirklichkeit jedoch bestand diese Gefahr gar nicht.

Der Patient erinnerte sich, daß er im Alter von vier Jahren, oder noch früher, sehr viel allein gelassen wurde, so daß er verschiedene Methoden, sich zu unterhalten, erfinden mußte. Er stand, da seine Mutter beruflich tätig war, unter der Obhut einer Tante. Immer wenn er sich mit seinen Spielsachen einsam fühlte und fragte: „Was soll ich jetzt machen?", antwortete ihm die Tante, die in der Wirtschaft beschäftigt war: „Spiel weiter!" So schuf er Veränderungen an seinen Spielsachen; wenn er mit Dominosteinen spielte, so baute er daraus Brücken und phantasierte Geschichten darüber. (Er faßte seine Erfindungen auch später noch als Spiele auf.) Er klagte ständig über Einsamkeit und Langeweile. Als er acht Jahre war, nahmen ihn seine Eltern am Nachmittag in öffentliche Lokale mit. Während er dort saß, erfand er verschiedene Arten, sich zu unterhalten. Er rechnete sich etwa aus, wie viele Stunden seit der Geburt Christi vergangen waren.

In der Schule glänzte er in Geschichte und Mathematik, lernte aber auch sehr gut Sprachen. Die meisten Lehrer hatten ihn gern und man stellte ihn als Beispiel für die andern hin; gegen einen Lehrer aber, den er nicht leiden konnte, richtete sich die folgende phantasierte Erfindung: Er wollte einen Knopf an seinem eigenen Sessel anbringen, der eine Nadel im Sitz des Lehrers plötzlich aufspringen lassen sollte. Das war eine elektrische Erfindung.

Mit zwölf Jahren eignete er sich unrechtmäßig einen Teil des elektrischen Stromes des Hauses an, indem er von der Hauptleitung eine elektrische Glocke für seine Türe ableitete, die gleichzeitig ein Licht aufflammen ließ. Aber noch früher pflegte er im Bett die Decke über den Kopf zu ziehen, nahm eine Taschenlampe und las nun wie in einer Höhle. Damals phantasierte er auch davon, heimlich eine Lampe und eine Glocke über dem Bett seiner Mutter zu installieren, um — wie er sagte — ihre Bewunderung zu erwerben. Ich möchte hier erwähnen, daß auch eine seiner späteren Erfindungen noch das Nachwirken jener Triebziele erkennen läßt, denen die Lampe über dem Bett der Mutter diente. Er wurde für diese Erfindung materiell entschädigt, aber die Anerkennung blieb aus, wie er es denn immer vermied, für irgendeine seiner Erfindungen anerkannt zu werden. Mit 14 Jahren phantasierte er sich eine Maschine, die von außen ganz mit Stahl maskiert, innen aber mit den

verschiedensten Nahrungsmitteln ausgestattet sein sollte. In dieser Maschine wollte er sich unter den Leuten bewegen.

Er dachte immer daran, etwas Außergewöhnliches, das noch nicht vollendet war, oder woran noch kein Mensch gedacht hatte, zu erfinden, um damit Eindruck zu machen.

Er hatte ein gutes Gedächtnis; mit 14 Jahren hatte er bereits mehrere Schachwettbewerbe gegen bekannte Meister gewonnen.

Sein erstes Patent, das er mit 15 Jahren angemeldet hatte, betraf eine elektrische Vorrichtung zur Messung der Lichtintensität. Nun folgten Jahr für Jahr Erfindungen, die meisten davon auf dem Gebiet der Elektrizität.

Bevor er in Analyse kam, hatte er 35 Erfindungen erdacht, davon einige unbedeutende. Die letzte, eine wichtige Verbesserung an schon bekannten Apparaten, wird jetzt auf den Markt gebracht.

Vorstellung und Phantasie waren, wie der Patient sagt, immer von größter Bedeutung für ihn. Die frühentwickelte Tendenz, Geschichten auszudenken und verschiedene Spielmethoden zu erfinden, wurde mit den Jahren stärker. Die Vorstellungen und Phantasien spielten im sexuellen Leben des Patienten eine bedeutende Rolle. Das größte Vergnügen hatte er bei den Phantasien über die Vorbereitung zum Verkehr und auch bei der Vorstellung verschiedener Perversionen. In der Pubertätszeit, in der er erfüllt war von Phantasien über Erfindungen, dachte er sich auch verschiedene Methoden zu onanieren aus. An dieser Stelle finden wir die erste offensichtliche Verbindung zwischen Sexualität (Arten der Masturbation) und seinem Schaffen oder Erfinden.

Seine Erinnerungen über bewußte Masturbation gingen bis etwa ins dritte Jahr zurück; damals pflegte er das eiserne Stiegengeländer hinunterzurutschen, so daß er einen Druck auf Glied und Hoden verspürte, was ihm gleichzeitig einen leisen Schmerz und Lust bereitete. Ungefähr um die gleiche Zeit litt er an Würmern, gegen die ihm die Mutter warme Einläufe machte, denen er immer mit einem aus großer Angst und Lust gemischten Gefühl entgegensah. Er meint, daß er wirklich bei diesen Einläufen ein Lustgefühl gehabt haben müsse, denn er erinnert sich noch daran, wie er, wenn er die Berührung fühlte, ausrief: „Jetzt kommt es warm!"

Von seiner frühen Kindheit bis in die Pubertät hinein schlief er im Schlafzimmer der Eltern, oft — wenn der Vater für einige Wochen verreist war — neben der Mutter. Er entwickelte in der Kindheit verschiedene Ängste, die sich während der Analyse in ähnlicher Form wiederholten. Er fürchtete sich vor der Lampe, die am Plafond hing, er fürchtete sich auf hochgelegenen Plätzen (Brücken).

Als Kind hatte er seine Eltern oft gefragt: „Wo war ich vor zehn Jahren?" Man antwortete ihm: „In der Seine, im Wasser." Er entwickelte eine Wasserphobie, ungeachtet der Tatsache, daß er ein glänzender Schwimmer war.

Wenn er gelegentlich mit seinem älteren Vetter in einem Zimmer schlief, sprachen sie über sexuelle Dinge. Mit zehn Jahren sprachen sie über die Möglichkeit, den Penis längere Zeit in der Vagina zu lassen, um das Vergnügen zu verlängern. Seine Mutter hätte bei einer Gelegenheit eine solche Diskussion beinahe belauschen können.

Während dieser Zeit und der folgenden zwei bis drei Jahre bestand seine Onanie darin, daß er den Penis an verschiedene Dinge, wie Laternenpfähle, Kletterstangen im Turnsaal oder an den Sitz im Klosett anpreßte. Diese masturbatorischen Betätigungen wurden aber niemals mit erigiertem Glied ausgeführt.

Mit zwölf Jahren — er schlief noch immer bei der Mutter — überraschte sie ihn beim Spiel mit seinem Glied. Nicht lange nach diesem Vorkommnis versuchte ein Freund anal mit ihm zu verkehren. Er erinnerte sich daran, daß er einmal sehr aufgeregt an den Koitus der Eltern dachte; er war auf dem Sofa eingeschlafen, als er plötzlich Geräusche und das schwere Atmen des Vaters hörte. Um diese Zeit verspürte er das Verlangen, mit einer Frau zu verkehren. In früher Kindheit hatte er sich vorgestellt, wie es wäre, wenn er sich in eine Frau verwandelte.

Mit 13 Jahren erlebte er den ersten Samenerguß. Er hatte auf dem Sofa im Schlafzimmer der Eltern geschlafen und war sehr geängstigt dadurch, weil er dachte, der Samen sei blutig und würde Spuren auf dem Bettzeug hinterlassen. Er geriet in eine wahre Panik. (Er hatte früher sowohl im Bett der Mutter, als auch bei der Tante Blutflecken gesehen; es war ihm nicht ganz klar, was das zu bedeuten hatte, er ahnte nur, daß es etwas Sexuelles war.) Von dieser Zeit an wurde die Masturbation zu einer ständigen Orgie. Da er nicht völlig befriedigt war, begann er verschiedene Methoden zu erfinden, um das Lustgefühl zu steigern. Gewöhnlich war er nach der Onanie deprimiert und tröstete sich mit dem Gedanken: „Wenn ich mich auch nachher schlecht fühle, soll das Vergnügen wenigstens dauern!" Sein ganzes Interesse bei der Onanie war darauf gerichtet, diese Lust möglichst andauern zu lassen. Er arbeitete eine Skala der Masturbation aus — verschiedene Gebrauchsarten —, um die Befriedigung zu erreichen, die der gleichkam, die man ihm als normal bezeichnet hatte. Gleichzeitig versuchte er jene Umstände, die ihn bei der Masturbation störten, zu sammeln, um sie ausschalten zu können.

Er führte ein Tagebuch, in dem er Zeit, Art und Grad der Befriedigung bei der Masturbation notierte, wobei er, um gegen Entdeckung geschützt zu sein, den Akt mit dem griechischen Ausdruck „Ananke" bezeichnete.

Wenn er allein zu Hause war, hatte er ständig zwei Hauptgedanken: zu onanieren und etwas Verborgenes, nämlich etwas Gutes zum Essen, zu finden. Eine beliebte Art zu onanieren war, Milch zu trinken, dann etwas davon über den Penis zu schmieren und in einer solchen Stellung zu masturbieren, daß der Samen auf sein Gesicht fiel. Um das fertigzubringen, wurde er geradezu ein Akrobat. Eine andere Art bestand darin, Schokolade zu essen und sie auf den Penis zu schmieren. Er phantasierte, daß er an seinem Penis saugte. Um sich zu erregen, steckte er Violinsaiten in seinen Penis. Zu einer späteren Zeit verwendete er dazu Kerzen, die er in den After steckte (er hatte gehört, daß Mädchen sie zur Onanie benützten). Ebenso verwendete er Glasröhren, die er zu seinen chemischen Experimenten benützte.

Seinen ersten Versuch, heterosexuell zu verkehren, machte er mit 16 Jahren, als sein Bruder ihn zu einer Prostituierten mitnahm. Dieser Versuch mißglückte jedoch. Nach etwa zehn Jahren machte er einen neuen, nun erfolgreichen Versuch. Dieses Erlebnis vollzog sich unter etwas merkwürdigen Umständen. Es geschah auf einer

Bank in einem Park, an einem kalten Winterabend, wobei er ständig fürchtete, jemand würde ihn angreifen oder töten. Er hatte in den Tageszeitungen gelesen, daß man Liebespaare im Park angriff, ja, manchmal sogar ermordete. Später trat die Angst immer in dieser oder einer andern Form auf, wenn er koitierte. Die Angst, das Mädchen würde ihn verlassen, machte ihn erfinderisch in der Art, sie zu befriedigen. So erklärte er seine Perversionen. Die Analyse zeigte aber, daß Cunnilingus und Fellatio bei seiner eigenen Befriedigung eine größere Rolle spielten als der eigentliche Verkehr.

In der Analyse wurde es klar, daß, in einer tieferen Schicht, seine alte, orale Sehnsucht dadurch befriedigt wurde. Er richtete es immer so ein, daß er an der Klitoris saugte. Wenn er seine Partnerin auf diese Weise sehr erregt gemacht hatte, so verkehrte er dann mehreremal hintereinander. Wenn er die Partnerin dazu bringen konnte, Fellatio vorzunehmen, so war der sexuelle Akt ausreichend für ihn. Als Objekt für den Verkehr kam nur ein Mädchen, mit dem er sich den Cunnilingus in der Phantasie vorstellen konnte, in Betracht.

Aber auch mit diesen Perversionen konnte er sich seiner sexuellen Beziehungen nicht erfreuen. Er fühlte sich schuldig, weil seine Partnerinnen zumeist unerfahren waren und ihm Vorwürfe machten. Diese Vorwürfe drängten ihn dazu, sich zu ändern und waren gleichzeitig die Ursache von Angstzuständen, die seine Arbeitsfähigkeit empfindlich störten. Er hatte bestimmte Beschreibungen von Patenten fertigzustellen und sie dem Patentamt in den Vereinigten Staaten und in anderen Staaten zu übergeben. Er schob dies immer wieder hinaus. Er fürchtete, daß sein Kompagnon, der für seine Auslagen aufkam, und die Firma, die ihn angestellt hatte, um seine Entwürfe zu vervollständigen, ihn entlassen und ohne Mittel und Sicherstellung stehen lassen würden.

Seine Beziehung zum Kompagnon war, wie anzunehmen, sehr merkwürdig. Er phantasierte von homosexuellen Beziehungen mit ihm, da er ihn solcher Beziehungen verdächtigte. Aber außerdem war seine Bindung an ihn die Erfüllung eines Traumes von früher. Als Jüngling hatte er schon begonnen, ein Kapital zurückzulegen, das ihm ermöglichen sollte, sich noch jung von der Arbeit zurückzuziehen. Hier bot sich ihm die praktische Erfüllung. Er wurde erhalten, in fremde Länder mitgenommen, und alles, was er zu tun hatte, bestand darin, daß er seinen Kompagnon an seinem „Spiel" teilnehmen ließ; das erreichte er, indem er seinen Erhalter zum Teilhaber an seinem Patent machte. Gleichzeitig aber war er von Haß und Aggression gegen ihn erfüllt.

Auch seine Beziehung zum Bruder war eigentümlich. In seiner frühen Kindheit war der ältere Bruder der begünstigte. Später ermöglichte es ihm seine glänzende Begabung, den Bruder zu übertreffen, noch später brachten die größeren Erfolge des Bruders auf sexuellem Gebiet ihn dazu, nach Kompensationen auf intellektuellem Gebiet zu streben. In den letzten Jahren war der Bruder eigentlich von ihm abhängig geworden. Der Patient spielte ihm gegenüber, dadurch, daß er ihn erhielt und beriet, manchmal die Rolle der Mutter, manchmal die des Vaters.

Seinem Vater gegenüber war er sehr ambivalent eingestellt. Als der Patient noch

ganz klein war, war sein Vater Verkäufer gewesen, hatte sich aber bald eine eigene metalltechnische Werkstatt eingerichtet, die bald bekannt wurde und in gutem Rufe stand. Er hatte auch einige eigene Erfindungen gemacht, die er in seiner Werkstatt verwertete. Auch der Patient hatte eine Zeitlang für den Vater, den er sehr bewunderte, gearbeitet.

Anderseits war der Vater zu Hause sehr streng und schulmeisterlich, so daß der Patient bald begann, sich vor ihm zu fürchten. Er revoltierte, er haßte ihn sogar und konnte nie vergessen, daß er das chemische Laboratorium, das er sich mit 15 Jahren aus seinen Ersparnissen gekauft hatte, zerschlagen hatte. Der Vater nannte seine Experimente „die Zeit totschlagen"; dies trug zu seinem Entschluß, den Vater zu übertreffen, bei.

All diese Gefühle für seine Verwandten und Geschäftsfreunde wurden von der starken Bindung an die Mutter in den Schatten gestellt. Vor allem wollte er ganz Kind bleiben, wollte alle Freuden der Kindheit ungestört und uneingeschränkt genießen, so wie es einst in seiner frühesten Beziehung zur Mutter real gewesen war. Dieser Wunsch kam in seinem ganzen Benehmen zum Ausdruck. Er war vollkommen durchsetzt von dem Wunsch, zur Mutter zurückzukehren. Seine ständige Sehnsucht, sich eine Situation zu schaffen, in der er von jemandem abhängig war, war die Sehnsucht nach der ursprünglichen Abhängigkeit von der Mutter.

Diese ständige Tendenz zur Regression wie auch die Verbindung zwischen seinen Erfindungen und seinen sexuellen Spielereien und Praktiken sind aus seinen Träumen, von denen hier einige angeführt seien, ersichtlich.

1. Er träumte: Er ging mit zwei Frauen, einer großen und einer kleinen, in ein großes Theater. Die letztere trug sein elektrisches Musikinstrument, das in einem großen Etui war, und ein kleines, schwarzes, das die elektrischen Batterien enthielt. Er fühlte im Traum, daß sie die beiden Etuis nur schwer tragen konnte, nahm sie ihr aber nicht ab.

Als sie ins Theater kamen, gingen die Frauen ins Orchester, während er mit seinem Instrument in die Garderobe ging. Er stand auf dem Programm und sollte spielen.

2. Ich sitze im Büro mit einigen Kollegen. In einer Ecke des Zimmers ist ein russisches Orchester. Ich wünsche, daß sie ein bestimmtes Lied spielen und gebe es ihnen an, indem ich den ersten Buchstaben des Textes auf der Drehscheibe des Telephons, das vor mir steht, bezeichne. Sie beginnen zu spielen, aber so schlecht, daß alles lacht.

3. Ich bin in einer Theatergarderobe. Wir bereiten eine Probe für eine Aufführung vor, in der ich mein elektrisches Instrument spielen soll. Um mich herum sind viele Mädchen — hübsch und halb nackt. Eine von ihnen ist ganz nackt und einige Tropfen Blut fließen aus ihrer Vagina. Ich wundere mich, daß ich ohne Befangenheit dabei sein kann. In Wirklichkeit wäre ich sehr befangen.

4. Ich liege auf einem merkwürdigen Bett, einer Kombination von Klavier und Bett. Es kommt mir vor, als liege ich unter den Tasten. Neben mir ist ein kleines Mädchen, ich spiele mit ihr und umarme sie. Der Arzt schaut herein und als er das kleine Mädchen bei mir sieht, zieht er sich still wieder zurück. Das kleine Mädchen aber drückt, als wir das Spiel fortsetzen, gegen eine Taste. Ich fürchte, daß meine Mutter, die im Nebenzimmer ist, den Lärm hören und das kleine Mädchen sehen

könnte, und ziehe sie deshalb nahe an mich unter die Tasten; ich selbst drücke nun mit Absicht gegen die Tasten, so daß die Mutter meint, ich bin allein.

5. *Ich erfinde einen Apparat, der, wenn er in ein Automobil eingebaut ist, immer angibt, in welcher Richtung man die Steuerung drehen muß, damit es sanft fährt. Die ganze Erfindung besteht aus einer kleinen Maschine, die eine Linie nach vorne projiziert, und dieser Linie muß man ständig mit dem Steuerrad folgen.*

Die fünf zitierten Träume sind einer großen Anzahl, die von Erfindungen und Sexualität handeln, entnommen; ich habe sie erwähnt, weil sie auch die Kastrationsangst zeigen. Diese Träume und die Assoziationen, die der Patient brachte, zeigten seine stark inzestuös gefärbten Sexualwünsche und den Wunsch, seine unbewußten Schuldgefühle zu beruhigen. Sie deckten auch die tiefste Wurzel der Verbindung seiner Neurose mit seiner Produktivität auf, die beide seiner emotionellen Unbeständigkeit entstammen.

Seine starke Tendenz, die Dinge genau zu sehen, und auch seine Gehörsempfindlichkeit, die sich darin zeigte, daß er auf jedes Geräusch lauschte, zeigten sich in sehr interessanter Weise in den Assoziationen zu dem Traum vom russischen Orchester. Sie führten zu Erinnerungen aus seiner frühen Kindheit, als er im Schlafzimmer der Mutter schlief und versuchte, die Geräusche, die die Eltern beim Koitus machten, zu hören. Augen und Ohren waren die beiden stark libidinös besetzten Organe, die stetig und fortwährend arbeiteten; sie halfen dem Patienten bei der Realisierung seiner Phantasien und bei der Entwicklung und Erhaltung seiner schöpferischen Fähigkeiten.

In Form von Erfindungen ermöglichten sie eine Sublimierung seiner inzestuösen libidinösen Triebe. In früher Kindheit halfen ihm Gesicht und Gehör den Schmerz und die Agonie des Alleinseins zu vermeiden, indem sie ihm gestatteten, Spiele und Phantasien auf der Basis dessen, was er gesehen und gehört hatte, zu entwickeln. Auch seine gegenwärtigen Erfindungen, Entwürfe und Realisierungen halfen dem Patienten bei der Angstüberwindung; er flüchtete vor der Angst in die Arbeit oder in den Vorsatz, zu arbeiten.

Gesicht und Gehör und ihre stark libidinöse Besetzung waren die Basis seines gut ausgebildeten und starken Interesses an bisher unbearbeiteten Gebieten, wie auch seines spekulativen Geistes.

All seine neurotischen Symptome und künstlerischen Erfindungen waren in den Fixierungen seiner frühen Kindheit verwurzelt. Sein Wunsch, geliebt, bewundert, berühmt zu werden, etwas zu erfinden, das bis jetzt keiner vermochte, Vater und Bruder zu übertreffen — all dies hatte seinen Ursprung in seiner frühen Kindheit, als er wirklich eine Art Wunderkind war und die Mutter ihn sehr bewunderte. All diese Bemühungen waren auf das ursprüngliche sexuelle Ziel, die Mutter, gerichtet. Daher war es nötig, sein Schuldgefühl zu entlasten; seine Erfindungen dienten ihm als Mittel zur Flucht, sie ermöglichten ihm symbolisch seinen Wunsch, von der Mutter geliebt zu werden, ohne Schuldgefühl zu befriedigen. Als aber mit den Jahren der symbolische Ausdruck nicht mehr genügte und er gezwungen war, die männlich-sexuelle Rolle zu spielen, erhoben sich seine Schwierigkeiten mit neuer Macht.

Seine Erfindungen und seine Arbeit befriedigten seine Sehnsucht nicht mehr, die

Sexualität aber konnte für ihn, seiner alten Inzestwünsche mit all ihren Konflikten wegen, nicht befriedigend sein. Auf der einen Seite stand sein Wunsch nach Befriedigung, auf der anderen seine Angst vor Strafe.

Phantasie, Erwartung und Vorwegnahme wurden wieder die Hauptmotive seines Sexuallebens. Seine Phantasien waren stark erotisch, und wenn er sie realisieren sollte, fiel das Vergnügen gering aus. Es trug die Elemente der Strafe in sich.

Der kraftvolle Sexualtrieb seiner frühen Kindheit blieb bestehen und verwandelte sich in den Trieb, zu erforschen und zu erfinden. Sicherlich muß die „besondere Veranlagung", über die Freud in bezug auf Leonardo spricht, als Voraussetzung an erster Stelle gesetzt werden. Kindheitserlebnisse und die Eindrücke der Umgebung unterstützten und stärkten sie.

Die ganze intellektuelle Entwicklung und erfinderische Produktivität des Patienten zeigen den Prozeß der Sublimierung auf einem weiten Gebiet. Natürlich darf man nicht glauben, daß sich Libido durch Sublimierung direkt in erfinderische Arbeit umsetzt, wohl aber wird Libido, im Prozeß der Sublimierung, gestützt und, wie Hermann bereits dargelegt hat, durch die biologische Prädisposition dynamisch gestärkt.

Die erotische Komponente ist vorhanden, aber nicht so sichtbar wie in der künstlerischen Produktion, wo der Eros immer im Vordergrund steht. Im Fall des Erfinders ist die erotische Neigung an die Peripherie gerückt und die Desexualisierung weiter gediehen. Dies würde auch den psychogenen Ursprung der Neigung zum Erfinden teilweise erklären. In ihrer eigentlichen Bedeutung für den Patienten dienten seine Betätigungen verschiedenen Zwecken. Sie bedeuteten Befreiung und Flucht aus schmerzlichen Situationen, die durch inzestuöse Wünsche und unbewußte Schuldgefühle gegeben waren.

Ein anderer bedeutender Zweck war die narzißtische Befriedigung des Ichs und die Bewunderung durch die Außenwelt. Die direkte sexuelle Bedeutung war in Schöpfung und Produktivität vorhanden, die die männliche und die weibliche Komponente enthielten — ein Kind zu zeugen und es zu gebären.

Der Patient las irgendwo von einem römischen Kaiser, der demjenigen eine große Belohnung bot, der ihn lehren konnte, als Mann und als Frau sexuell zu empfinden. Diese Idee trug der Patient mit sich und führte sie unbewußt aus. In der Analyse wollte er sie gerechtfertigt sehen, damit er sich ihr ohne Schuldgefühl und Angst hingeben könne.

Bibliographie

Freud, Sigm.: Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens. Ges. Schr., Bd. V.

Freud, Sigm.: Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci. Ges. Schr., Bd. IX.

Hermann, Imre: Organlibido und Begabung. Int. Ztschr. f. Psa., X, 1923.

Hermann, Imre: Beiträge zur Psychogenese der zeichnerischen Begabung. Imago, VIII, 1922.

Jones, Ernest: The Problem of Paul Murphy. Int. Journal of Psychoanalysis, XII, 1931.

Sterba, Richard: Zur Problematik der Sublimierungslehre. Int. Ztschr. f. Psa., XVI, 1930.

Psychoanalyse und Telepathie[1]

Von

Emilio Servadio

Roma

Unserem Thema hat zwar Freud ein Kapitel seiner „Neuen Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse" gewidmet, die wissenschaftliche Legitimität des Gegenstandes ist aber auch Psychoanalytikern, die sich ihm genähert haben, noch zweifelhaft. Ich möchte betonen, daß meines Erachtens an der Existenz telepathischer Erscheinungen zu zweifeln, heute entweder von Unkenntnis der Tatsachen oder von Parteinahme zeugt. Man benimmt sich der Telepathie gegenüber wie in jenem berühmten Andersenschen Märchen, in dem ein Kaiser in einem „für die Dummen unsichtbaren" Kleide ausgeht. Niemand will der erste sein, der beschreibt, was er sieht, jeder fürchtet sich, als dumm zu gelten. Ich denke, daß viele von der Existenz telepathischer Erscheinungen überzeugt sind und auch persönlich Beweise dafür haben mögen; aber die Befürchtung, man könnte ihnen Fixierungen an kindliche Denkungsarten vorwerfen, d. h. vorwerfen, daß sie die Welt als magisch belebt ansehen, nimmt fast jedem die Neigung, seine Überzeugung kundzutun. Wer sich von diesem Gebiete bisher ferngehalten hat, kann sich an Hand einer reichen Literatur Aufklärungen verschaffen. Ich möchte vor allem auf die neuere Arbeit von W. F. Prince, „The Sinclair Experiments Demonstrating Telepathy",[2] hinweisen, die einen sorgfältigen Bericht über die wichtigsten Versuchsreihen, sowie eine Bibliographie enthält.

Ich werde im folgenden Fälle von Telepathie während der Analyse, die sogenannten „telepathischen Träume", und Fälle von telepathischer Übertragung im Wachzustande (mit besonderer Berücksichtigung der sogenannten „telepathischen Halluzinationen") behandeln.

I

Über telepathische Erscheinungen während der Analyse haben mehrere Psychoanalytiker Mitteilungen veröffentlicht.

Helene Deutsch[3] nimmt grundsätzlich die Möglichkeit der Telepathie an; in den Fragen der Telepathie während der Analyse unterscheidet sie die telepathischen Erscheinungen von Vorkommnissen, die aus der analytischen Situation selbst entspringen können. Wie Freud[4] uns gemahnt hat, soll der Psychoanalytiker „dem gebenden Unbewußten des Kranken sein eigenes Unbewußtes als empfangendes Organ zuwenden, sich auf den Analysierten einstellen wie der *Receiver* des Telephons zum *Teller* eingestellt ist". Solche Situationen führen oft, wie Helene Deutsch meint, zu psychischen Kontakten „außerhalb des Bewußtseinsapparates". Es handle sich aber da nicht um Telepathie, sondern um eine Art „intuitiver Einfühlung",

1) Aus einem Vortrag, gehalten auf dem XIII. Internationalen psychoanalytischen Kongreß in Luzern am 30. August 1934.

2) „Bulletin XVI", Boston Society for Psychic Research, Boston, April 1932, S. 87 ff.

3) Helene Deutsch: Okkulte Vorgänge während der Psychoanalyse, Imago, XII (1926), S. 418.

die mit der telepathischen Erscheinung nur eine unvollkommene Analogie zeige. Immerhin würde sowohl diese intuitive Einfühlung als auch die echte Telepathie während der Analyse zum Übertragungsverhältnis auf seiten des Analysanden und zur partiellen Indentifizierung (Gegenübertragung) des Analytikers gehören. Die drei, von Helene Deutsch gebrachten Beispiele bestätigen diesen Gesichtspunkt. In den beiden ersten ist der Patient der vorbewußten psychischen Inhalte des Analytikers habhaft geworden und hat sie mit psychischer Energie, die seinen eigenen Komplexen entstammte, besetzt; im dritten Beispiel spielt die telepathische Beziehung zwischen einer Patientin und einem anderen Menschen; aber möglicherweise hat die Analyse darauf mehr oder weniger Einfluß gehabt. In allen drei Fällen hat der Analysand die Person, welche Gegenstand der telepathischen Beziehung war, mit einer anderen, die ihm sehr nahestand, identifiziert, zweimal die Analytikerin mit der eigenen Mutter, das dritte Mal einen Mann mit dem eigenen Bruder.

Die von Helene Deutsch gemachte Unterscheidung begegnet in der praktischen Anwendung ernsten Schwierigkeiten, obwohl sie theoretisch annehmbar ist. Das Unterscheidungsmerkmal kann nur in gewissen Einzelheiten der Geschehnisse liegen: Je geringfügiger und allgemeiner sie sind, um so wahrscheinlicher handelt es sich um jene „intuitive Einfühlung", die jeder Analytiker erlebt hat; je größer und spezifischer sie sind, um so wahrscheinlicher handelt es sich um Telepathie. Andererseits werden viele Fälle der ersten Kategorie von der zweiten umfaßt, wenn man sich an eine weite Definition der Telepathie hält. Die auffallenden, „dramatischen" Fälle dieser Erscheinung, die ihren äußersten Ausdruck in der telepathischen Halluzination finden, dürfen uns nicht vergessen lassen, daß die Telepathie in einer viel bescheideneren Art, sozusagen „normal" vor sich gehen kann.

Was uns mehr interessiert, ist die Annahme von Helene Deutsch, daß sich im Laufe einer Analyse Vorkommnisse telepathischer Art einstellen können. Auch in den von Freud[5] jüngst mitgeteilten Fällen war das Übertragungsverhältnis auslösend für die in Frage stehenden Phänomene. Hollós[6] hat eine reichere, zum Teil sehr einleuchtende Kasuistik mitgeteilt. Ich selbst habe im Laufe von Analysen, die ich ausgeführt habe, einige wenige einschlägige Fälle beobachtet.

Die telepathische Übertragung während der Analyse ist meines Erachtens durch zweierlei Umstände bedingt: erstens durch jene, die für die telepathische Übertragung im allgemeinen gelten; ferner durch manche spezifische Bedingungen der analytischen Situation. Diese sind nun zu prüfen.

Die Forschungen auf dem Gebiete der Telepathie haben unter anderem festzustellen erlaubt, daß die optimalen und vielleicht unerläßlichen Bedingungen für die telepathische Übertragung folgende sind:

1. Unbewußtheit der Übertragung von Gedanken, Vorstellungen und Gefühlen. 2. Partielle oder totale Bewußtseinstrübung, namentlich beim Empfänger (wie im Schlafe, in den hypnoiden Zuständen usw.). 3. Ein bemerkenswerter Gefühlston der Inhalte.

Diese drei Bedingungen sind in der Analyse mehr oder weniger verwirklicht. Es liegt auf der Hand, daß die beiden Bedingungen: Unbewußtheit der telepathischen

4) Sigm. Freud: Ges. Schr., Bd. VI, S. 69.

5) Ges. Schr., Bd. XII, namentlich S. 199—205.

6) Istvan Hollós: Psychopathologie alltäglicher telepathischer Erscheinungen, Imago, XIX, 1933, S. 529.

Übertragung und Affektbetonung, in erster Linie den Empfänger (d. h. den Analysanden im allgemeinen) betreffend; aber Helene Deutsch, der Spur Freuds folgend, und auch Reik,[7] dieser ohne Beziehung zur Frage der Telepathie, haben gezeigt, daß sie sich in mehr oder weniger beschränktem Maße auch auf den Analytiker ausdehnen können.

Die zweite Gruppe von Bedingungen haftet zuweilen der analytischen Situation an. Auf diese Bedingungen möchte ich eingehen. Es handelt sich um Betrachtungen, die noch *sub judice* sind. Ich beginne mit einem persönlichen Erlebnis.

Einer meiner Freunde hatte soeben begonnen, diese Arbeit mit mir ins Deutsche zu übersetzen; sie lag mir sehr am Herzen. In der ersten analytischen Sitzung danach teilt einer meiner Analysanden folgende Phantasie mit: „Ich möchte so unter die Leute gehen, wie der Kaiser aus jenem Märchen, wissen Sie?, der einen Mantel trug, welcher ihn unsichtbar machte." Ich ergänze seine Andeutung, erinnere ihn daran, daß es sich um eine berühmte Erzählung von Andersen handelt, und bemerke, daß der betreffende Kaiser in Wirklichkeit nackt unter die Leute gegangen sei, und daß er nicht unsichtbar war, so daß das unbehagliche Gefühl, angeschaut zu werden, das mein Patient zu haben bekannte, in Wirklichkeit eine exhibitionistische Regung verbarg.

Indem ich meinerseits die Momente analysierte, welche den Anlaß zu diesem merkwürdigen „Zusammentreffen" gegeben hatten, mußte ich erkennen, daß das von mir gewählte und oben zitierte Beispiel mich nicht sehr befriedigte, weil es mir zu narzißtisch zu sein schien. Anderseits dachte ich beim Durchlesen der ersten Zeilen des deutschen Textes mit einer gewissen Verlegenheit, wie schlecht meine deutsche Aussprache sei, und daß ich trotzdem bei diesem Vortrage zu exhibieren gezwungen sei. Das Beispiel hätte, als peinlich, von mir verdrängt werden sollen.

Was uns bei diesem Falle am meisten auffällt, ist das Zusammentreffen des Ereignisses von telepathischem Charakter mit dem Vorgang in meinem Seelenleben. Dynamisch ein Verdrängungsvorgang, hat er sich topisch wahrscheinlich zwischen Bw. und Vbw., oder vielleicht wie die echte Verdrängung zwischen Vbw. und Ubw. abgespielt.

Diese Charakteristika sind nicht zufällig. Hollós gibt (a. a. O.) Auskünfte über den psychischen Zustand des Analytikers, Deutsch bringt ihrerseits Berichte über den psychischen Zustand des Analysanden bei solchen Vorkommnissen. Dies bestätigt meine Vermutung, die ich später, aber unabhängig von Hollós, der sie als erster veröffentlicht und in vollendeter Form ausgedrückt hat, gebildet hatte.

Hollós meint, daß im allgemeinen bei Fällen von Telepathie, die sich während der Analyse ereignen, der Inhalt der telepathischen Übertragung in bezug auf die Psyche des Analytikers aus Elementen gebildet ist, die im Begriff sind, der Verdrängung zu unterliegen. „Es ist nicht die Verdrängung als Resultat etwa im Unbewußten, sondern ein dynamischer Zustand, eine Verdrängungstendenz, die sich durch den ganzen psychischen Apparat vom Ich wahrscheinlich durch das Vorbewußte bis ins Unbewußte zieht ... die auftauchenden Einfälle der Patienten setzen die Gedanken des Analytikers nicht logisch fort, sondern in einem frei assoziativen Verhältnis ..., wie der Trauminhalt zum latenten Traumgedanken

7) Theodor Reik: New ways in psychoanalytic technique. International Journal of Psycho-Analysis, XIV, 1933, S. 321.

oder ein neurotisches Symptom zu dem realen Wunsche" steht. „Es herrscht der Primärmechanismus..." Hollós bemerkt weiter, daß die telepathischen Übertragungen in der Analyse in ihrem Mechanismus eine Analogie mit den Fehlhandlungen aufweisen, mit dem Unterschiede, daß die letzteren eine unbewußte Tendenz des Individuums, die Äußerungen telepathischer Herkunft hingegen unbewußte Tendenzen des anderen (in diesem Falle: des Analytikers) verraten. Der Charakter der „Überraschung", der den Fällen von Telepathie in der Analyse eigen ist, ist dann ein sowohl diesen als auch den Fehlleistungen gemeinsames Merkmal: sozusagen „Offenbarung" und „Entlarvung". „Ich konnte konstatieren, daß meine Fälle sich auffällig häuften in den Zeitpunkten, in welchen mich das Leben vor schwere Aufgaben stellte, wo ich Konflikte mit mir oder Besorgnisse hatte."

Auf Grund der gemachten Beobachtungen und der Nachweise bezüglich der Telepathie im allgemeinen folgert Hollós, daß wir unsere Begriffe über den Wirkungskreis der Libido und der Übertragung ausdehnen und der unbewußten Beziehung, die sich zwischen dem Patienten und dem Analytiker einstellt, größere Aufmerksamkeit schenken müssen.

Die oben mitgeteilte Beobachtung bestätigt Hollós' Auffassung. Auch in meinem Falle handelte es sich um Regungen, welche im Begriffe waren, verdrängt zu werden, und welche sich meinem Patienten durch eine Mitteilung telepathischen Charakters „verrieten".

Auf den topischen Gesichtspunkt werden wir später zurückkommen. Vorläufig darf man aus dem bisher Gesagten folgern:

1. daß sich während der Analyse, mit größerer oder geringerer Häufigkeit, Fälle von Telepathie ereignen können, welche vor allem und im allgemeinen von der speziellen Beziehung zwischen Analytiker und Analysanden bedingt sind;

2. daß diese Beziehung im Zeichen der positiven oder negativen Übertragung steht;

3. daß der Inhalt der telepathischen Übertragung im allgemeinen einem Verdrängungsprozeß unterworfen ist, der sich beim Analytiker gerade einstellt und speziellen Komplexen des Analysanden angehört (dynamischer Gesichtspunkt);

4. daß die Verbindung sich zwischen Bewußtem und Vorbewußtem oder, womöglich bei tieferer Telepathie, zwischen Vorbewußtem und Unbewußtem einstellt (topischer Gesichtspunkt);

5. daß man solchen Geschehnissen in der analytischen Praxis Rechnung tragen muß, und zwar mehr, als es bisher geschehen ist.

II.

Wir legen uns nun die Frage vor, ob es tatsächlich telepathische Träume gibt, und ob deren Kenntnis etwas zur analytischen Theorie des Traums im allgemeinen beitragen kann.

Das Vorkommen telepathischer Phänomene während des Schlafes, in Form von Traumbildern, ist durch eine große Anzahl von Zeugnissen und Belegen bewiesen. Der „telepathische Traum" scheint sogar die allgemeinere Erscheinungsform zu sein, in der sich die paranormale Übertragung ereignet, und das ist wohl verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß einige der erwähnten Bedingungen für die Telepathie sich im Schlafzustande vollkommen verwirklichen.

Aber nur Freud[8] hat die Frage behandelt, ob eine telepathische Übertragung von Bildern während des Schlafzustandes vorkommen kann und ob dies die psychoanalytische Theorie des

8) Traum und Telepathie, in Ges. Schr., III, S. 278 ff.

Traumes beeinflussen könne. Dies verneint er, denn seiner Meinung nach wird „die telepathische Botschaft behandelt wie ein Stück des Materials zur Traumbildung, wie ein anderer Reiz von außen oder innen, wie ein störendes Geräusch von der Straße... Die telepathische Botschaft kann also an der Traumbildung nichts ändern, die Telepathie hat mit dem Wesen des Traumes nichts zu tun..." Freud fragt weiter, ob der bildliche Ausdruck eines authentischen telepathischen Geschehens während des Schlafes überhaupt „Traum" genannt werden könne, und meint, daß dieses Geschehen kein wirklicher Traum sei; man könne ihn nur als „ein telepathisches Ereignis im Schlafzustande" bezeichnen. In der „Neuen Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse" zeigt Freud, daß in bestimmten Fällen erst die Analyse das telepathische Moment, das in einem Traume oder in einer Mitteilung enthalten ist, aufzudecken imstande sei, weil das betreffende Moment denselben Entstellungsprozessen unterworfen ist wie die Regungen, die sich im allgemeinen im Traume, in den Fehlleistungen usw. kundgeben.

Grundsätzlich stimme ich Freud zu: Entweder ist ein Traum pseudotelepathisch, d. h. er enthält Elemente, die nur dem Anscheine nach telepathisch sind, in Wirklichkeit aber auf andere Momente zurückzuführen sind, die die Analyse aufzuzeigen imstande ist; oder es handelt sich um echte telepathische Übertragung, welche sich des Schlafzustandes bedient, um in einem Menschen Bilder hervorzurufen, welche mit dem Traume nur das gemeinsam haben, daß sie formal ebenso aussehen. Wenn ein oder mehrere telepathische Elemente sich in einem Traume einstellen und der Traumarbeit unterworfen sind, wie es bei den Tagesresten der Fall ist, so kehrt man wiederum ganz zur analytischen Traumtheorie zurück, ohne theoretische Abänderungen einzuführen, und gewinnt dabei ein wichtiges praktisches Kriterium zur Erforschung der Telepathie.

Die wichtigste Aufgabe wäre nun der Nachweis „reiner" telepathischer Erscheinungen, d. h. solcher, die plötzlich in der Psyche des Individuums auftauchen, und zwar aus keinem anderen Grund als aus telepathischer Übertragung. Ich selbst habe mich vom Vorkommen solcher Erscheinungen nicht überzeugen können und halte sie für Ausnahmen im Vergleich zu telepathischen Phänomenen überhaupt.

Das Auftreten dieser Erscheinungen während der Analyse sagt über die speziellen Komplexe oder Affektzustände des Analysanden und des Analytikers aus, die sie zu bedingen scheinen. Wir sind danach geneigt, anzunehmen, daß in der übergroßen Mehrzahl der Fälle von Telepathie im Wachzustande und im Traume (ich sage nur aus wissenschaftlicher Vorsicht nicht: in allen Fällen) die telepathische Erscheinung an sich von den speziellen Komplexen, von den speziellen psychischen Situationen des Subjektes, von dem Affektzustande des Senders bedingt und gefördert wird. Ich begnüge mich damit, einige Argumente dafür anzuführen: erstens das schon zitierte Prinzip des „Affekttonus" (es ist wohl bekannt, daß 99 Prozent der Fälle von spontaner Telepathie sich auf Ereignisse, welche den Empfänger tief berühren, beziehen, am häufigsten auf Krankheit oder Tod enger Verwandter oder lieber Freunde); zweitens die Tatsache, die ich zum erstenmal selbst festgestellt und in psychoanalytischer Beleuchtung hervorgehoben habe,[9] daß auch in der experimentellen Telepathie Bilder, die spezielle Komplexe des Perzipienten berühren, viel leichter übertragen werden, und zwar als Symbole von anderen Vorstellungen oder

9) La Ricerca Psichica, Heft 5, Mai 1932, S. 23 ff.

anderen Gedanken, die aber mit jenen Komplexen eng verbunden sind. Die Analyse mehrerer telepathischer Träume hat mir und anderen Analytikern, die mir dies mündlich mitgeteilt haben, gezeigt, wie die Telepathie an speziellen Stellen der psychischen Struktur durchbricht: an Stellen, die wegen ihrer „Eigenart" das Auftauchen der Telepathie begünstigen und ihr die nötige „Besetzung" verleihen, damit sie sich in eine Vorstellung umsetze.

Wenn das aber richtig ist, wenn die telepathische Erscheinung grundsätzlich von Situationen bedingt ist, die die Analyse gegebenenfalls aufklären kann, so ist die Forderung berechtigt, daß im allgemeinen das telepathische Element in der Traumanalyse berücksichtigt werden muß. Dies braucht nicht die Grundorientierung zu ändern, wohl aber wird es ihr ein weiteres Element hinzufügen. Das wird von großem Nutzen sein, um eine Deutung, die anfänglich die angenommene telepathische Tatsache zu ignorieren bestrebt ist und bestrebt sein muß, nicht jenseits einer gewissen Wahrscheinlichkeitsgrenze zu treiben. Jede solche Deutung muß an Grenzen gelangen, jenseits deren es bei weitem wissenschaftlicher ist zu bekennen, daß sich wahrscheinlich eine telepathische Erscheinung eingestellt hat.

Es bliebe nur noch die Kehrseite des Problems zu berücksichtigen: und zwar, der Spur Freuds, Hitschmanns[10] und Róheims[11] folgend, festzustellen, wie man auf Grund reiner psychoanalytischer Kriterien zeigen kann, daß Träume, welche auf den ersten Blick telepathisch zu sein scheinen, durch die allgemeinere psychoanalytische Traumtheorie allein völlig zu erklären sind. Aber ich wollte nicht über „unechte", sondern „echte" Telepathie und ihre Bedeutung für unser Forschungsgebiet sprechen.

III

Die theoretische Erörterung des psychischen Mechanismus der telepathischen Übertragungen im Traumzustande schließt an die der telepathischen Halluzinationen an.[12] Die „halluzinatorische" Form ist tatsächlich eine der häufigsten und bekanntesten der spontanen Telepathie. Wir könnten eigentlich sagen, daß die telepathischen Halluzinationen und die telepathischen Träume zusammen neun Zehntel der Fälle von Telepathie ausmachen. Paradigmatisch könnte man eine telepathische Erscheinung von halluzinatorischer Form folgendermaßen beschreiben: A, ein Verwandter oder Freund von B, befindet sich in ernster Gefahr oder ist dem Sterben nahe; im selben Augenblick, oder kurze Zeit danach, nimmt B plötzlich das Bild von A wahr und schließt oft daraus, daß A etwas Schreckliches zugestoßen sein müsse, daß er vielleicht gestorben sei. Diese Form von spontaner Telepathie tritt als Vision während des Schlafes, im Wachzustande oder im Halbschlafe auf.

Die telepathische Halluzination ist ihrem Mechanismus nach ein Rätsel geblieben und scheint mit anderen, auch mit experimentell gewonnenen Ergebnissen in Widerspruch zu stehen. In den Experimenten von Gedankenübertragung oder ähnlichen wird nämlich das Bild des Gegenstandes oder der Person übertragen, an welche der

10) E. Hitschmann: Telepathie und Psychoanalyse, Imago, Jahrg. IX, 1923, S. 368.

11) G. Róheim: Telepathy in a Dream, in The Psychoanalytic Quarterly, I, 1932, S. 277.

12) Vgl. dazu Servadio, Sul meccanismo psichico delle allucinazioni telepatiche. La Ricerca Psichica, Oktober 1933, Heft 10, S. 577 ff.

Absender denkt; im Falle der telepathischen Halluzinationen geschieht gerade das Gegenteil: Der Empfänger sieht das Bild des Absenders selbst und nicht etwa das eigene, auf welches aller Wahrscheinlichkeit nach der Absender seine Gedanken eingestellt haben wird. Wie können wir uns diese merkwürdige Erscheinung erklären, die in den telepathischen Träumen in gleicher Art auftritt?

Wir müssen uns auf die psychoanalytische Theorie der Halluzinationen berufen. Nach Freud ist die Halluzination der Ausdruck eines Triebwunsches des Es. Die Regungen des Es drängen zu einer halluzinatorischen Befriedigung, die von starken Gegenbesetzungen hintangehalten wird. Im Traume und in amenten Zuständen kommen die Halluzinationen als Ausdruck der Triebbefriedigung dadurch zustande, daß diese Gegenbesetzungen ausgeschaltet werden. Freud hat den primitiven archaischen Charakter dieser Art von Triebbefriedigung im psychologischen Abschnitte seiner Traumdeutung, in „Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens", und auch später oft hervorgehoben. Diese Art der Befriedigung wird mit der Aufrichtung der „Realitätsprüfung" aufgegeben.

Im Falle der telepathischen Halluzination wird durch einen Reiz (im allgemeinen affektiven Charakters) der erwähnte Hemmungsmechanismus auf uns unbekannte Art außer Kraft gesetzt, so daß die Halluzination zustande kommt. Zu diesem allgemeinen Problem treten im Falle der telepathischen Halluzination weitere Fragen hinzu: a) warum dieser Reiz gerade die Halluzination des Absenders freisetzt oder — vorsichtiger gefaßt — jenes Menschen, der vom Empfänger entfernt ist; b) warum gerade dieser Reiz die Hemmungen aufhebt und den Empfänger vorübergehend in einen primitiven und infantilen Zustand psychischer Ausdrucksweise versetzt. Dieses zweite Problem fällt im Falle des telepathischen Traumes weg, da der psychische Apparat sich beim Träumen auf archaische Art ausdrückt.

Zur Beantwortung dieser Frage dient uns im Anschluß an bereits bekannte Momente ein sehr aufschlußreicher Gedankengang von Ed. Weiß über die Aufgabe, die dem „Wissen um die Existenz eines Objektes" zukommt.

Das Es, das nur das Lustprinzip kennt, das „wirklich" von „unwirklich" nicht unterscheidet, hat die Fähigkeit, Halluzinationen hervorzurufen, so im Traume und in der Amentia. Im Ich jedoch, das sich zwischen Es und Außenwelt einschiebt, wird die Realitätsprüfung hergestellt, die die halluzinatorische Befriedigung verhindert. Das Es ist aber unfähig zu verzichten, was unter anderem die schmerzhafte Trauerarbeit nötig macht, in der das Ich sich ändert. Wie uns Freud gelehrt hat, bricht das Ich seine Beziehungen zur Realität ab und läßt Halluzinationen zu, wenn ihm die Realität zu schmerzhaft ist, um ertragen zu werden; so kommen amente Zustandsbilder zustande. Aber auch wenn der psychische Apparat — wie es die Regel ist — sich den Forderungen der Realität beugt, zeigt die Analyse, daß das Ich sich das verlorene Liebesobjekt introjiziert, um so das Es zu beschwichtigen. Weiß[13] erklärt das lebhafte Bild des Opfers, welches vor den Augen des Schuldigen (beispielsweise Macbeths) erscheint, dadurch, daß die Imago des Objektes oder das Objekt selbst

13) Edoardo Weiß: Die Regression nud Projektion im Über-Ich. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XVIII, 1932, S. 21.

verletzt wurde: gleichsam als ob das Es, des Objektes oder des Objektersatzes beraubt, neuerlich zur Halluzination greifen würde.

Für das Kind existiert am Anfange seines Lebens nur das, was es wahrnimmt; wenn die Mutter aus seinem Gesichtskreis entschwunden ist, existiert sie nicht mehr. Die Halluzination kann die fehlende Wahrnehmung ersetzen. Nach und nach, mit der Aufstellung der Realitätsprüfung, beginnt das Kind zu verstehen, daß die Mutter fortbestehen kann, auch wenn es sie zeitweise nicht wahrnimmt. Es tritt also an Stelle der Wahrnehmung, die abhanden gekommen ist, jene psychische Einstellung, welche im „Wissen" um die Existenz des Objektes, das nicht konstant wahrgenommen werden kann, besteht. Und es ist eben dieses „Wissen" des Ichs, das das Es beschwichtigt. Hört aber dieses „Wissen" des Ichs auf, oder erfährt das Ich, daß das Liebesobjekt nicht mehr existiert, so kommt das Es um jenes Moment, das es beschwichtigte, und so wird die Trauerarbeit in Gang gesetzt, wenn es nicht geradezu zu einer Amentia kommt.

In einer noch nicht veröffentlichten Arbeit zeigt Weiß, daß mitunter eine Ursache für das Zustandekommen von besonders starkem Schuldgefühl für eine aktuell begangene Übeltat durch das „Wissen" des Geschädigten um das erlittene Unrecht gegeben ist; ein Wissen, das im Falle einer heimlich begangenen Schuld telepathisch vermittelt sein könnte. Mir scheint es nun, daß auch im Falle der Todesgefahr oder des eingetretenen Todes eines Menschen das „Wissen" darum auf seiten eines anderen, ihm affektiv verbundenen Menschen auf telepathischem Wege vermittelt sein könnte. So käme plötzlich und unerwartet ein Moment abhanden, welches das Es beschwichtigte, d. h. das Wissen um seine Existenz; so wird die Halluzination des Liebesobjektes nicht mehr hintangehalten. Aber bald stellen sich wiederum normale Bedingungen der Realitätsprüfung her, durch die solche Halluzinationen gehemmt werden; im ersten Momente jedoch verwirklicht sich eine Erscheinung, die in ihrem Mechanismus mit den Halluzinationen der Amentia sehr verwandt ist. Dies würde ein Beispiel dafür sein, daß das „Wissen" um die Existenz des Liebesobjektes beeinträchtigt wird, ohne daß das Ich davon Kenntnis erhält.

Das Moment der Überraschung, d. h. die Tatsache, daß der Reiz auf endogenem Wege das Unbewußte des Empfängers trifft, mag genügen, um die Hemmungen zu schwächen oder zeitweilig aufzuheben, so daß der halluzinatorische Schöpfungsakt des Es frei vor sich gehen kann. Im Traume ist dieser Vorgang noch evidenter. Da sind die Bedingungen praktisch dieselben wie in den von Weiß beschriebenen Fällen, mit dem Unterschiede jedoch, daß im Falle der Telepathie der Reiz zur Halluzination auf paranormalem Wege den Empfänger erreicht und nicht nur eine Imago oder ein Introjekt verletzt, sondern das „Wissen" um die Existenz des wirklichen Objektes beeinträchtigt oder aufhebt. Indessen sind die Affektmomente, die Schwächung der Hemmungen und endlich der Ausgang in halluzinatorischer Form, die so lange anhält, als der Hemmungsmechanismus nicht wiederhergestellt ist, dieselben.

Die Antwort auf das allgemeine Problem der telepathischen Halluzinationen, d. h. auf die Frage nach dem Grunde, aus dem der Empfänger das Bild des Absenders halluziniert, ist also meiner Ansicht nach folgende: Das Bild, das den Inhalt der

telepathischen Halluzinationen ausmacht, ist eine psychische Leistung des Empfängers, oder, besser, ein Zurückgreifen auf eine primitive Leistung, gleichsam als Entschädigung für die Verletzung des Wahrnehmungsäquivalentes des Liebesobjektes, welche von einem das Unbewußte treffenden Reiz zugefügt wurde. Diese Antwort gilt natürlich auch für die telepathischen Übertragungen im Schlafzustande und im Traum.

Die Prüfung der Telepathie während des Schlafes und in ihrer halluzinatorischen Form muß ergänzt werden und zu den Ergebnissen der Untersuchung der Fälle von Telepathie während der psychoanalytischen Beobachtung in Beziehung gebracht werden.

Vom topischen Gesichtspunkte aus ist es sehr wahrscheinlich, daß sich das telepathische Vorkommnis regelmäßig zwischen Vorbewußtem und Unbewußtem abspielt, genauer in der psychischen Zone, in der sich die unbewußten Widerstände des Ichs geltend machen. Wenn diese Widerstände nicht überwunden würden, könnte das telepathische Phänomen nie bewußt werden; anderseits wird dieses nur in einer Ausdrucksweise bewußt, die für den Primärvorgang typisch ist. Dies geht aus den Ausführungen von Hollós hervor und entspricht der topischen Regression auf jenes psychische System, in dem sich sowohl das Träumen als auch der halluzinatorische Vorgang abspielt.

Vom dynamischen Gesichtspunkt aus haben wir gezeigt, daß der Inhalt der telepathischen Übertragung aus besonderen Komplexen oder Affektmomenten des Empfängers und aus Affektzuständen des Absenders hervorgeht, und zwar solchen, die nicht schon fixiert und statisch sind, sondern eben einen aktuellen dynamischen Charakter haben (vgl. die Fälle von Hollós). Wir könnten in diesem Sinne unsere Ausführungen über topische Regression dahin ergänzen, daß in der Telepathie eine regressive Verwendung von in Wirkung stehenden psychischen Energien stattfinde, und daß sie zu ontogenetisch früheren Ausdrucksweisen zurückgreife. Man könnte sich fragen, ob dieses Zurückgreifen nicht auch ein phylogenetisches Zurückgreifen sei, und mit Freud vermuten, daß der telepathische Ausdruck „der ursprüngliche, archaische Weg der Verständigung unter den Einzelwesen" sei, „der im Lauf der phylogenetischen Entwicklung durch die bessere Methode der Mitteilung mit Hilfe von Zeichen zurückgedrängt wird, die man mit den Sinnesorganen aufnimmt. Aber die ältere Methode könnte im Hintergrund erhalten bleiben und sich unter gewissen Bedingungen noch durchsetzen . . ."[14]

Anderseits sucht man auch im Falle der experimentellen Telepathie, auf die ich hier nicht eingehen kann, möglichst die Bedingungen der spontanen Telepathie herzustellen, indem man die Aufmerksamkeit ablenkt, Affektzustände künstlich hervorruft usw. Ich glaube nicht, daß eine telepathische Übertragung, sei es auch eine experimentelle, auf Grund des reinen, logischen, rationalen und bewußten Gedankens zustande kommen kann. Wie in so vielen anderen Forschungsgebieten kann uns auch hier nur die Psychoanalyse verhelfen, besser zu verstehen, was uns unlogisch, irrational und unbewußt erscheint.

14) Ges. Schr., Bd. XII, S. 207.

Zur analytischen Theorie literarischer Wertmaßstäbe
(mit einer Bemerkung zur Grundlagendiskussion)

Von
Gustav Bergmann
Wien

Seit den Anfängen theoretischen Denkens hat die Frage nach dem richtigen Maßstab, der an künstlerische Leistungen zu legen ist, über den Kreis der Ästhetiker hinaus Interesse erweckt; Philosophen und Geisteswissenschaftler haben sich zu allen Zeiten um die Gewinnung einer solchen Skala und um deren Begründung und Verankerung innerhalb ihrer Systeme bemüht. Es ist klar, daß es sich dabei durchgehend, mag sich der Autor noch so esoterisch gebärden, um das handelt, was man in der Analyse als nachträgliche Rationalisierung zu bezeichnen gewohnt ist. Nicht selten wird in solchen Systemen das Kernstück jeder Metaphysik (also der „eigentlichen" Philosophie, die die Herzen der Menschen bewegt), nämlich eine auf absolute Geltung Anspruch erhebende Wertlehre, am Kunstwerk und am Kunsterlebnis exemplifiziert; ja der Kritiker argumentiert oft mit solcher Vorliebe in dieser Sphäre, daß es den Anschein hat, als hätte er umgekehrt auf dem Fundament seiner künstlerischen Eindrücke sein System, seine Weltanschauung errichtet. Gewiß ist sich der Analytiker über die inneren Zusammenhänge solcher Geistesgebilde zumindest grundsätzlich im klaren und der Umstand, daß gerade das ästhetische Erlebnis im Zentrum des Manifesten liegt, ist für ihn nur von symptomatischer Bedeutung. Trotzdem aber bleibt das geistesgeschichtliche Phänomen der Existenz solcher „Kunstphilosophien" interessant und wird um so merkwürdiger, je mehr man sich in dieser von Plato bis zu Nietzsche und Stefan George gespannten Kette der Gegenwart nähert und damit einer Stufe theoretischer Einsicht, die solche Betrachtungsweisen, sobald sie den Bereich des Gleichnisses überschreiten, nicht nur ablehnt, sondern der vielmehr schon ihre bloße intellektuelle Möglichkeit zum Problem wird, das sich nur mit den Mitteln der Analyse bewältigen läßt.

Hier scheint es am Platz, vor einem Mißverständnis zu warnen: Wir reden keineswegs der Ansicht das Wort, daß mit der Analyse eines Geistesgebildes oder vielmehr seines Schöpfers alles gesagt sei, was darüber sinnvoll gesagt werden kann, auch wenn es sich nicht um einzelwissenschaftliche Ergebnisse handelt, für deren sachliche Würdigung die psychologische Motivation ihrer Entstehung und ihres Schicksals evidenterweise unbeachtlich ist. Es bleibt auch sonst eine interne, den manifesten Bereich nicht transzendierende Kritik oder die Einordnung in andere theoretische Zusammenhänge möglich und sinnvoll. Es kann die eine Theorie selbst zum Objekt der anderen werden, ja es kann sogar, wenn dies ihren inneren Strukturen nicht widerspricht, diese Beziehung wechselseitig sein, ohne daß damit über Rangordnung und Leistungsfähigkeit etwas gesagt ist; denn eine solche Entscheidung

kann, außer in den trivialen Fällen des Ineinanderenthaltenseins u. dgl. deduktiv überhaupt nicht getroffen werden. Auch die Frage, ob den Rechenschemata und Begriffskonstruktionen der Newtonschen gegenüber denen der Relativitätsmechanik der Vorzug zu geben sei oder umgekehrt, haben nicht die Metaphysiker entschieden, sondern der Umstand, daß man Erscheinungen entdeckte, die nur mit der einen verstanden, d. h. ohne *ad-hoc*-Hypothesen beschrieben und vorhergesagt werden konnten; dabei gibt es selbstredend nach wie vor einen Bereich, innerhalb dessen man sich beider Sprachen bedienen kann. Gewiß bedarf der Analytiker nicht so weitläufiger Überlegungen, um in jenem Mißverständnis den intellektuellen Ausdruck des Widerstandes zu erkennen, und selbst die längste und langwierigste Analyse scheint immer noch der kürzere und aussichtsreichere Weg zur Widerlegung eines philosophischen Gegners als eine grundlagentheoretische Diskussion. Trotzdem ist es vielleicht nicht unnütz, hier einmal referierend festzustellen, daß die moderne Erkenntnistheorie,[1] die in ihren Anfängen die eben angedeuteten Gedanken breit ausgeführt hat, die Haltlosigkeit der von philosophischer Seite gegen die Analyse und insbesondere gegen ihre Anwendung auf geisteswissenschaftliche Fragen vorgebrachten Einwände zu durchschauen und bloßzulegen vermag. Indem sie das mit ihren eigenen, außeranalytischen Mitteln leistet, liefert sie uns gleichzeitig ein Beispiel für die Möglichkeit „interner Kritik" oder — um uns eines analytischen Bildes zu bedienen — der theoretischen Überdeterminiertheit der Welt.

Wir wollen damit aber keineswegs über die zweite, ungleich interessantere internanalytische Vorfrage einer analytischen Ästhetik hinweggleiten, nämlich die der methodischen Möglichkeit einer „Analyse am objektiven Geist", um so weniger, als in der letzten Zeit so etwas wie eine analytische Grundlagendiskussion in Gang gekommen ist. Eben deshalb wurde die Bezeichnung methodisch statt des so oft mißverständlich oder gar mißbräuchlich verwendeten erkenntnistheoretisch mit Absicht gewählt, denn erkenntnistheoretische Probleme liegen nach dem oben Gesagten keineswegs vor, sondern nur die Aufgaben einer adäquaten Formulierung, wie sie eben die Besinnung auf die (ihrerseits von der Erkenntnistheorie geklärte) logische Natur jeder Theorie mit sich bringt. Die analytische Grundlagendiskussion schlägt wohl im ganzen diese Bahn ein und folgt damit wahrscheinlich einer allgemeinen Tendenz der Wissenschaftsgeschichte.[2] Freilich wird sie sich damit auch ihrer Grenzen bewußt, denn ebensowenig wie eine Grundlagenkrise je eine Krise der Ergebnisse ist, ebensowenig kann eine Klärung der Grundlagen je mehr erreichen als die Vermeidung von Mißverständnissen.

Uns ist es aber zunächst darum zu tun, das Feld abzustecken, in dem sich die möglichen Fragen einer analytischen Ästhetik stellen und gegeneinander abgrenzen lassen. Vor allen sollte der folgenden Verwechslung vorgebeugt werden: Wenn man die analytischen Strukturen einzelner ästhetischer Wertreihen aufdeckt, eine Erklärung für die Gemeinsamkeiten solcher Hierarchien versucht, so bringt man da-

1) Wir nennen die Namen Mach, Poincaré, Russel, Schlick und den sogenannten Wiener Kreis, Wittgenstein und Waismann, natürlich nicht in einer Wert- oder Entwicklungsreihe, sondern nur als Assoziations- und Orientierungshilfen.

2) Man denke an die in dieselbe Richtung zielende Rechtsphilosophie Kelsens.

durch noch nicht einen neuen, sozusagen den analytischen Wertmaßstab an das Kunstwerk und den Künstler selbst heran. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß man sich nicht auch für eine den analytischen Ergebnissen irgendwie konforme Hierarchie entscheiden kann, nur muß man sich darüber klar sein, daß man sich durch eine solche Verabsolutierung grundsätzlich auf eine außerwissenschaftliche Ebene begibt, in der man nicht so sehr selbst Entscheidungen trifft als den inneren Gesetzen seiner Konstitution gehorcht. Fast alle auch interner Kritik zugänglichen Überspannungen und Verwirrungen der Systeme entstehen durch die Verwischung dieser Grenze — wir erwähnen als extreme Beispiele die biologisch oder materialistisch eingestellten Philosophien.

An dieser Stelle wird sich leicht wieder der Verdacht aufdrängen, daß solche logische Bruchlinien die Einfallszonen latenter Systemgedanken sind, die sich auf diese Art ihren wissenschaftlich illegitimen Ausdruck verschaffen. Was den Analytiker anlangt, der in seiner täglichen Arbeit die Geburt und den Werdegang der Werte belauscht, so ist er eben deshalb und nicht etwa auf Grund theoretischer Besinnung gegen derartige Verschiebungen besser geschützt als andere. Wir wollen aber an diese an sich banale Tatsache eine andere Bemerkung knüpfen: Sicherlich liegt die Beobachtung, daß die Lücken der Deduktion die verdeckten Tendenzen und Spannungen anzeigen wie der Rauch das Feuer für den Analytiker auf der Hand und ist, angewendet auf objektive Geistesgebilde wie etwa ein philosophisches System, zunächst von derselben Farblosigkeit wie alle nicht am klinischen Material gewonnenen, durch die Zusammenhänge einer Einzelanalyse profilierten und determinierten Ergebnisse. Wohl aber wäre die Feststellung, daß in gewissen Kulturen und Kulturepochen diese Brüche an analogen Stellen ihrer verschiedenen Ideologien auftreten, die morphologische Einsicht, daß bestimmte Konfigurationen solcher „Quasisymptome" regelmäßig mit bestimmten anderen kulturellen Erscheinungen gekoppelt sind, eine sinnvolle und nicht triviale Korrelation. Wie gehaltvoll solche Aussagen sind, ist eine andere Sache, keinesfalls aber kann ihre Zulässigkeit dadurch in Frage gestellt werden, daß sich der eine oder der andere zu ihrer Formulierung einer mißverständlichen, nur der klinischen Analyse gemäßen Terminologie bedient.

*

Richten wir nun unsere Aufmerksamkeit auf die Einzelfrage, zu deren Beantwortung wir beitragen möchten. Ästhetische Mystagogen wie die von ihnen als flach Verschrienen, Sprachfetischisten wie die mehr oder weniger psychologisierenden Verkünder einer dichterischen Wesensschau begegnen einander letzten Endes in der Überzeugung, daß ein Shakespearedrama höher zu werten ist als ein Kriminalroman. Aber man muß keineswegs so extreme Beispiele wählen, viel auffälliger ist die verhältnismäßig weitgehende Übereinstimmung in den Bewertungen des tonangebenden Lesepublikums, das scharfe Gefühl für die Grenze dort, wo die Grenzen zu verschwimmen scheinen. Wie oft hört man das Urteil: Zweifellos ist X ein sehr begabter, einfallsreicher Schriftsteller, seine Bücher sind fesselnd und psychologisch

interessant, sein Stil sehr kultiviert, aber einen Vergleich mit Y kann er doch nicht aushalten. Das ist ein wirklicher Dichter, der aus dem Vollen schöpft. Empfinden Sie nicht die Gewalt seiner Sprache, die Symbolkraft seiner Gestalten, ihre innere Notwendigkeit?

Auch wir bejahen diese Frage, auch wir empfinden diesen Unterschied, der so oft in die landläufige Antithese: Dichter — Schriftsteller, Genie — Talent gefaßt wird, wir erkennen ihn wieder in dem Begriffspaar Symbol — Allegorie (Gundolf) und wir glauben die Bedeutung der Auszeichnung zu verstehen, die einem Kunstwerk zugedacht wird, wenn man sagt, es erhebe sich zu den Höhen des Mythischen. Nur sind wir der Meinung, daß die analytische Theorie der künstlerischen Produktion und Wirkung auf diese Unterscheidungen einiges Licht wirft, daß sich mit ihrer Hilfe begreifen läßt, warum die verschiedenen kunstgenießenden Individuen und sogar die verschiedenen Ästhetiker zu Hierarchien gelangen, die im ganzen und großen übereinstimmen. Ausgangspunkt und Rahmen für diese Überlegungen geben die Bemerkungen, mit denen Freud in den Vorlesungen[3] die Prolegomena jeder analytischen Ästhetik umrissen hat. Wir nehmen also an, daß künstlerische Produktion und Wirkung einander in gewissem Sinn entsprechen, daß, was der Dichter aus der Tiefe in lustvoller Verklärung an die Oberfläche hebt, in der Seele des Kunstgenießenden eine Reizbahn von umgekehrter Richtung, von oben nach unten anregt und daß dieses Resonanzphänomen, dieses Mitschwingen des Unbewußten, die Quelle des durch den Kunstgenuß erlangten Lustgewinns ist. Wir kennen auch die Komplexe und Motive, die dank der spezifischen sekundären Bearbeitung, die das Wesen der künstlerischen Produktion ausmacht, eine wenigstens modellhafte Verwirklichung in der sozialen Realität des Kunstwerkes finden. Es ist derselbe schicksalhaft enge, unentrinnbare Kreis der Triebregungen und Fixierungen innerhalb der Ursituationen, die sich uns in der Analyse enthüllen, die die Kulturentwicklung in die seelische Unterwelt verbannt hat und dort festzuhalten bemüht ist. Wir brauchen die mannigfaltigen Kompromißbildungen und Sicherheitsmechanismen, mit deren Hilfe dies notdürftig genug gelingt, hier nicht zu erwähnen, und können uns mit der Feststellung begnügen, daß die ästhetische Katharsis unter ihnen eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt. Denn eben die durch die künstlerische Bearbeitung bewirkte Entgiftung des archaischen Stoffes ermöglicht dem Kunstgenießenden auf dem Wege der Identifizierung mit den Geschöpfen der dichterischen Phantasie schattenhaft all das zu erleben, wovor er in der Wirklichkeit mit Angst, Ekel und Entsetzen flieht. In diesem Sinn ist also das primäre Interesse am Kunstwerk ein stoffliches und die Quelle alles ästhetischen Lustgewinns die Möglichkeit der Beschäftigung mit dem unerlaubten Material, d. h. genauer die durch diese Lockerung der Verdrängung erreichte Abfuhr der latenten Spannungen.

Hier setzen nun unsere Überlegungen ein und bewegen sich zunächst in doppelter Richtung.[3a] Erstens scheint sich die Möglichkeit einer qualitativen Graduierung der

3) Ges. Schr., Bd. VII, XXIII. Vorlesung.

3a) Die hier entwickelten Gedanken berühren sich, wie ich nach Abfassung dieser Arbeit sehe, mit Untersuchungen von H. Sachs, O. Rank, Th. Reik und W. Muschg.

künstlerischen Wirkung nach analytischen Gesichtspunkten zu ergeben. Die zweite, der ersten parallele und sie erläuternde Gedankenreihe wird uns auch das Verständnis dafür eröffnen, daß die doch von ganz anderen, auch untereinander disparaten Voraussetzungen ausgehenden ästhetischen Theorien zu identischen Wertreihen gelangen.

1. Ist die Kontaktnahme mit den von außen in objektiver Gestalt herangebrachten unbewußten Inhalten das Wesen der künstlerischen Wirkung, so ist doch offenbar das Ausmaß dieser Wirkung der Innigkeit des Kontaktes proportional. Damit ist freilich noch wenig gesagt, aber mehr wäre schon gewonnen, wenn man diesen Intensitätsunterschieden auch ein strukturelles Korrelat im Erlebnis des Genießenden zuordnen könnte. Wir glauben, daß man das wirklich kann, und wollen versuchen, eine solche Strukturverschiedenheit aufzuzeigen, erheben aber keineswegs den Anspruch, die einzige oder auch nur die wesentlichste gefunden zu haben, und geben uns darüber Rechenschaft, daß wir vereinfachen, vergröbern und typisieren, was in Wirklichkeit in den verschiedensten Mischformen auftritt. Gehen wir wieder vom Stofflichen aus, diesmal jedoch nicht im analytischen Sinn, sondern von der Handlung, um derentwillen wir, wie wir schon als Kinder gelehrt wurden, nicht lesen sollen. Was ist die Wurzel dieses irgendwie dem Ich-Bereich, dem Intellekt zugehörigen Interesses an der spannenden Handlung? Lautet nicht die Übersetzung der Frage: „Wer ist es?" einfach: „Mit wem soll ich mich identifizieren?". Daß die kompliziertere Handlung nur der besseren Verhüllung ihres latenten Inhaltes dient, ist eine analytische Binsenwahrheit. Wird aber nicht in den stets wechselnden Perspektiven, die der interessante Schriftsteller vor uns aufrollt, die Identifizierung selbst, auf die es schließlich ankommt, nur andeutungsweise vorgenommen, die Besetzung für die ewigen Figuren der inneren Bühne mehr gesucht als gefunden oder doch häufig verändert? Sind es vielleicht nur die Schatten der Schatten, die uns hier narren, und ist nicht gerade deshalb Wirkung und Wertung geringer? Jedenfalls ist die mehr intellektuelle Verhüllung durch eine spannende Handlung die am wenigsten spezifisch künstlerische Form der sekundären Bearbeitung. Damit stimmt gut überein, daß diese isolierende Schicht nirgends dünner, nirgends leichter zu durchschauen ist als in vielen von den großen Meisterwerken.[4] In nicht wenigen von ihnen kommen die Ursituationen zu so unmittelbarer Darstellung wie sonst im Bereich des objektiven Geistes nur in den Mythen und heiligen Geschichten. Shakespeare und die griechische Tragödie, aber nicht sie allein, liefern oft bemühte Beispiele in Fülle.[5] Manchmal bequemt sich der Dichter eben noch zu den notdürftig-

4) Auch daß die bedeutenden Filmdarsteller ihre Kunst sehr oft an besonders einfachen, schablonenhaften Sujets zur Geltung bringen, wo doch das Kino so sehr auf stoffliche Wirkung abgestellt ist, gehört in diesen Zusammenhang. Freilich ist beim Film die Unmittelbarkeit und Mühelosigkeit der Triebbefriedigung schon durch die Besonderheiten der Kunstgattung selbst gesichert.

5) Brentanos grandiose Darstellung des Inzestmotivs in den „Romanzen vom Rosenkranz" gehört z. B. zum Krassesten, was auf diesem Niveau noch denkbar ist. Aber wir erwähnen sie nur deshalb, weil wir der Meinung sind, daß die Romantik überhaupt und das Dreieck Arnim, Brentano und Bettina schon längst eine analytische Durchleuchtung verdienen. Sonst wäre ja der Beispiele kein Ende.

sten Abschwächungen, indem er aus der Mutter eine Stiefmutter macht (Don Carlos), bisweilen sieht sich sogar eine andere Zensur genötigt einzugreifen und verwandelt den Vater in einen Ohm, was bekanntlich Schiller im vormärzlichen Burgtheater widerfahren ist. Schließlich tun in der klassischen Tragödie die Einheit der Handlung, die beschränkte Zahl der Personen, der oft gänzliche Verzicht auf die äußere Spannung in Anbetracht des gewissen oder allgemeinbekannten Ausgangs ein übriges, um der Identifizierung die Richtung zu weisen. Wir zweifeln auch nicht daran, daß sie sich in diesen Fällen mit ganzer Wucht, d. h. mit der höchsten tragbaren Libidobesetzung vollzieht und zur vollen psychischen Auswirkung kommt. In dieser entschiedeneren und nachdrücklicheren, am weniger entstellten Material vorgenommenen Identifizierung erblicken wir nun naheliegenderweise eine der Ursachen für die stärkere Wirkung und höhere Bewertung.[6] Hält man das mit dem früher Gesagten zusammen, so hat man wohl die Konturen einer möglichen analytischen Theorie literarischer Wertmaßstäbe vor Augen.

2. Wie erreicht aber der Meister sein Ziel, womit besticht er die strengen und unerbittlichen Instanzen, daß sie in der Dichtung mit Anteil verfolgen, wovon sie sich in einer Gerichtssaalnotiz mit Abscheu abwenden, was sie in der kunstloseren Gestaltung des Kolportageromans gelangweilt zurückweisen oder doch nicht ohne Schuldgefühl genießen? Diese Antwort muß nicht erst von uns gegeben werden: eben durch den aus jener sekundären Bearbeitung, die für den künstlerischen Schöpfungsakt charakteristisch ist, gezogenen Lustgewinn. Die Mittel und Wege dieser Entmaterialisierung zu finden, das Geheimnis der richtigen Mischung all der Zusätze und Veränderungen, die das Unterweltliche auf seinem Weg nach oben in den verschiedenen Schichten erfährt, das ist das Wesen der artistischen Leistung im engeren Sinn. Für die Beantwortung der am tiefsten liegenden Frage, die sich hier erhebt, hat wieder Freud in jener kurzen Stelle den Weg gewiesen. Wir meinen die Frage nach den Voraussetzungen der künstlerischen Produktion, die Frage, wie sich dieser wohltemperierte Narzißmus, dieses fruchtbare Kompromiß zwischen Realitätsanpassung und Introversion konstituiert, wie das zustande kommt, was Freud die glückliche „Lockerheit der Verdrängungen" nennt, die neben der Flucht in die Neurose oder das Verbrechen den Königsweg des Künstlers eröffnet. Nur die Summe einzelanalytischer Erfahrungen wird auf diese ungeheuer komplexen Bedingungen Licht werfen können. Dabei wird sich dann vielleicht auch einige Aufklärung darüber gewinnen lassen, wie bedeutend die Rolle ist, die die individuellen Triebschicksale spielen, und wieviel das „angeborene Talent", irgendeine kongenitale Plastizität der psychischen Substanz bedeutet. Die Analyse ist es ja schließlich gewöhnt, allgemeine Erkenntnisse auf dem Wege über den Grenzfall zu gewinnen. Warum sollten wir uns nicht auch Einsicht in die Bedeutung der invariablen Daten für den Persönlichkeitsaufbau und die Leistungsfähigkeit gerade von der Analyse der Leistung erwarten, die nur unter ganz besonderen Bedingungen zustande kommt.

Aber nicht davon wollten wir reden, von dieser ungemein verwickelten analyti-

6) Lyrische Schriftsteller, „nur interessante" Lyriker gibt es nicht, wohl aber interessante Epiker und Dramatiker.

schen Strukturierung einer Skala der artistischen Leistung. Wir begnügen uns für unsere Zwecke mit der auf der Hand liegenden Erkenntnis, daß auch die Intensität, der Effekt dieser Leistung um so größer sein müssen, je größer die Zumutungen sind, für die damit die Nachsicht der reprimierenden Mechanismen erkauft werden soll. Je tiefer der Dichter hinabgreift, um so höher muß er emporheben, was er von unten heraufholt, wenn die ästhetische Abfuhr, die „Reinigung der Leidenschaften", in ihm und uns vonstatten gehen soll.

Das Wenige genügt nun bereits, um die Übereinstimmung in den Urteilen der Philosophen und Ästhetiker zu verstehen. Der unbewußte Maßstab, den sie wie wir alle anlegen, entspricht wahrscheinlich dem Modell, das wir in der ersten Gedankenreihe gegeben haben. Die nachträglichen Rationalisierungen, die ihre Systeme darstellen, orientieren sich vorwiegend an dem, was wir oben in einer von der üblichen etwas abweichenden Wortbedeutung das Artistische genannt haben. Die notwendige Gleichsinnigkeit beider Bewertungsweisen aber hat sich gezeigt.

Warum dieser gerade die Vollkommenheit der Sprache, jener einen anderen meist selbst nur poetisch umschriebenen Ausdruck der dichterischen Gestaltungskraft zum Kriterium erhebt, kann ausschließlich die Analyse des betreffenden Denkers aufklären. Daß sich in dieser Ebene überhaupt bereits Rationalisierungen leichter und in an sich sinnvoller Weise vornehmen lassen, ist deshalb weniger verwunderlich, weil sie schon in einer höheren Schicht der Persönlichkeit liegt, an der dämmerigen Grenze zwischen dem Ich und dem Es, wo die Lust zur Freude wird; weil die artistischen Lustgewinne von jenen sublimierteren Triebregungen, dem Wohlgefallen an Spiel, Klang, Farbe und Gebärde, erzielt werden, die auch unter der strengen Herrschaft des Über-Ichs ihr Recht auf Befriedigung zu behaupten vermocht haben. Und da nun Reichtum und Differenziertheit dieser schon halb ichhaften Träger der psychischen Energien unter sonst gleichen Bedingungen für den kulturellen, den sozialen Wert des Individuums mitentscheidend sind, erklärt sich auch umgekehrt — mit allen Einschränkungen, denen so schematische Konstruktionen unterworfen sind — die häufig geübte Beurteilung der Persönlichkeit nach ihrem Geschmack, nach den Ansprüchen, die sie an das ideale Kunstwerk stellt.

BESPRECHUNGEN

Aus der psychoanalytischen Literatur

RÓHEIM, GÉZA: **The Riddle of the Sphinx, or Human Origins.** Int. PsA. Library, No. 25, 1934. 302 S.

Das Buch enthält nach den Worten des Verfassers einen Teil der theoretischen Ergebnisse seiner in den Jahren 1929—1931 gemachten Forschungsreise. Es befaßt sich mit dem Problem der Menschwerdung, auf Grund dessen, was Verfasser im persönlichen Kontakt mit den Mitgliedern der primitivsten Volksstämme der Welt über ihr Seelenleben erfahren konnte. Das Material stammt von den verschiedensten Vertretern dieser Völker. Kinder und Erwachsene, Männer und Frauen wurden möglichst intensiv befragt, besser gesagt, ausgehorcht. Róheim versuchte, die Leute womöglich frei erzählen zu lassen und war wohl darauf bedacht, aus dem Nacheinander der Themen, der Art und Weise des Vortrages, aus dem Zusammenhang des Erzählten mit der aktuellen Situation des Erzählers, auch den latenten Sinn des Gehörten zu erschließen. Ohne also die Leute direkt zu analysieren, versuchte er doch, die Mittel der täglichen analytischen Praxis im Verkehr mit den Eingeborenen zu verwerten. Was aber Róheim dabei interessierte, war nicht der einzelne, sondern die Kultur der betreffenden Gemeinschaft. Die Seele des einzelnen war bei dieser Untersuchungsmethode sozusagen der Spiegel, in dem die Kultur, in der der einzelne lebte, bildhaft erschien. Die Träume des Leli-Tukutu bei Anlaß der von ihm vollzogenen Initiationszeremonie lassen uns den Erlebnisgehalt dieser Zeremonie weit besser verstehen, als dies ein rein objektiver Bericht allein je tun könnte. Die Träume eines Medizinmannes geben einen tieferen Einblick in das Wesen dieser wichtigsten Persönlichkeit im Leben des Stammes, als dies ohne die analytische Methode erreichbar wäre. Natürlich werden die zutage geförderten Erklärungen und Zusammenhänge nur jene überzeugen, die nicht von vornherein darauf bestehen, nur das für wahr zu halten, was ohne das sogenannte „Psychologisieren" festgestellt werden kann.

Oft bringen die mit den Eingeborenen gemachten Traumanalysen nur die Bestätigung dessen, was die psychoanalytische Ethnologie bereits als theoretische Möglichkeit vorwegnahm. Der persönliche Kontakt brachte aber auch manches Neue für die Theorie. Dieses Neue wurde bereits in mehreren Róheimschen Arbeiten dargelegt; es ist die ontogenetische Erklärung der Kulturen. Die ontogenetische Theorie der Kulturen habe ich bereits in einem früheren Referate (G. Róheim: A csurunga népe, Imago, Bd. XIX, S. 564 ff.) ausführlich besprochen. Darum will ich jetzt nur kurz darauf hinweisen, daß diese Theorie im wesentlichen auf der für den Psychoanalytiker geläufigen, aber zur Erklärung der Entstehung einer bestimmten Kultur bisher nie verwendeten Erkenntnis von der Bedeutung der ersten Kindheitseindrücke beruht. Róheim machte die Entdeckung, daß auch im „Kinderzimmer" das Australiers sich gewisse Erlebnisse gleichförmig wiederholen. Diese typischen Erlebnisse bilden die Grundlage einer, für den betreffenden Stamm charakteristischen Einstellung zum Leben, die der ganzen Kultur dieses Stammes ihren Stempel aufdrückt.

Diese typischen Erlebnisse wären also jene Faktoren, die — neben dem universellen Einfluß des Ödipuskomplexes — die individuellen Verschiedenheiten der einzelnen Kulturen und des sogenannten Volkscharakters bedingen.

Mit dieser Theorie eng verbunden ist eine wichtige Ergänzung der Freud-Atkinsonschen Urhordentheorie. Róheim verlegt — bei der Erklärung der Entstehung der Gesellschaft aus den periodischen Urhordenkämpfen — den Schwerpunkt von der seelischen Ver-

fassung der Bruderhorde nach dem Tode des Urvaters, auf das Kind, das als passiver Zuschauer die Kämpfe der Erwachsenen mitmacht. Im Kinde, das während einer verhältnismäßig langen Periode der Abhängigkeit in Angst und Liebe an die Eltern gebunden ist, konnten sich jene hemmenden seelischen Mechanismen entwickeln, die schließlich zur Ersetzung der realen Urtat durch symbolische Handlungen, Scheinkämpfe, Zeremonien, d. h. zur Entstehung der Kultur geführt haben. Die längere Abhängigkeitsperiode des menschlichen Kindes wäre demnach die ursprüngliche Voraussetzung dieser Entwicklung. Hiebei dürfen wir aber den Begriff der Abhängigkeit nicht einseitig auf die Selbsterhaltung beschränken. Eine andere bedeutsame Verlängerung der Kindheit entsteht durch die Retardierung der körperlichen Entwicklung im Verhältnis zur psychosexuellen. Die starken, libidinösen Impulse, die das Kind in den sogenannten Urszene-Erlebnissen bekommt, lassen — da die volle körperliche Abfuhrmöglichkeit fehlt — ebenfalls Hemmungsmechanismen, wie z. B. Angst und Schuldgefühl, entstehen. Hieraus stammt auch jene Bindung an die Eltern, die wir Ödipuskomplex nennen und dessen Abkömmlinge in der Form verschiedener Hemmungen bisher in jeder Kultur aufgezeigt werden konnten.

Auf diese Weise wird es verständlich, daß bei den Pitsentara, einem Unterstamm der Aranda, Gerontokratie bestehen kann, obwohl das Pitsentarakind mit 5—6 Jahren bereits ein selbständiges Wesen ist, das sich vollkommen selbst erhalten kann. Die gehemmten sexuellen Impulse der ersten Kindheit liefern die Basis für das Ansehen und die Macht der Alten, die als Hüter der Zeremonien die direkten Nachfolger der von den Kindern belauschten koitierenden Eltern sind. Denn zwei Dinge — sagt Róheim — darf das Arandakind nicht sehen: den Geschlechtsverkehr der Eltern und die totemistischen Zeremonien. Jener Koitus, den das Kind bereits intensiv mitfühlt, ohne ihn mitmachen zu können, bildet also die Grundlage der Über-Ich-Bildung und der daraus folgenden Strukturierung der Gesellschaft, der Macht der Symbole und ihrer Vertreter.

Die ebenfalls bereits a. a. O. referierte Analyse der inoffiziellen Religion der Kinder und Frauen, deren direkte Beziehung zum Ödipuskomplex geschildert wird, und des Medizinmannes, sind die wichtigsten Stützpunkte des ganzen Gedankenbaues. Die primäre Religion der nicht Initiierten zeigt den Zusammenhang mit der Urszene besonders deutlich. Die bösen Geister können auf Grund der Erzählungen und der Traumanalysen einzelner leicht als Projektionen der koitierenden Eltern entlarvt werden. Der Medizinmann hingegen scheint, auf Grund der von Róheim gebotenen kurzen Analysen, ein Mensch zu sein, der sich des Druckes eines überstarken Ödipuskomplexes, insbesondere einer starken Kastrationsangst, mit Hilfe einer besonders starken Identifizierung mit dem Vater-Dämon entledigt. In den Träumen, die ihn zum Medizinmann machen, geschieht ihm alles Böse, das er dem Vater antun wollte und vor dem er sich fürchtet. Dadurch ist er sozusagen immunisiert und kann nunmehr krank machen oder heilen, ohne daß ihm selbst dabei etwas zustoßen könnte.

Zum Schlusse möchte ich ganz kurz einiges zu den Einwänden bemerken, die kürzlich von Fenichel gegen die Róheimsche Auffassung der Kultur erhoben wurden (G. Róheim: The evolution of Culture — Ref. O. Fenichel, Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, S. 300 ff.). Diese Einwände lassen sich dahin zusammenfassen: Róheim vernachlässige die Rolle der wirtschaftlichen Realität in der Entwicklung der menschlichen Kulturen zugunsten der psychischen Faktoren. Ich will hier nicht auf die meines Erachtens vollkommen berechtigte Gegenfrage eingehen: Was ist „wirtschaftliche Realität?“ Wir wissen vorderhand noch nichts von der Entstehung jenes komplizierten Systems von Bedürfnissen, die zusammen mit den Möglichkeiten ihrer Befriedigung die wirtschaftliche Realität ausmachen. Warum hat der Australier soviel weniger Bedürfnisse als wir? Warum erfindet das eine Volk die Schiffahrt, während das andere das Wasser als unüberschreitbare Grenze anerkennt? Warum wurde das Huhn

für uns nützliches Haustier und war für den Indianer einfach Spielkamerad? Warum trinken die Chinesen keine Milch? Seltsam ist es auch, daß z. B. die Anfänge der für uns in erster Reihe als nützlich imponierenden Pflugkultur weit außerhalb der wirtschaftlichen Sphäre zu liegen scheinen. Alles Rätsel, die uns davor warnen sollten, mit der wirtschaftlichen Realität als einer einfachen Gegebenheit zu arbeiten. Doch, abgesehen von all dem, meine ich, daß eben die oben erwähnte Feststellung über die wirtschaftliche Situation des Pitsentarakindes, trotz seiner Unscheinbarkeit ein recht wertvoller Beitrag zur Aufhellung eben jener Probleme ist, die Fenichel beschäftigen. Autorität der älteren Generation und wirtschaftliche Abhängigkeit scheinen nicht in jenem direkten Verhältnisse zueinander zu stehen, das wir, von unseren Verhältnissen ausgehend, vermuten würden. Angesichts dieser Tatsache scheint es vielmehr so, als ob die wirtschaftliche Abhängigkeit unserer Kinder jene spezifisch-menschliche Urabhängigkeit des Kindes, von der Róheim spricht und die unter dem Namen Ödipuskomplex von Freud entdeckt wurde, nur verdecken würde. Jedenfalls sprechen die australischen Funde nicht für eine wirtschaftliche Bedingtheit des Ödipuskomplexes.

Wenn wir den Schutz vor Hunger und Kälte als den Kern der wirtschaftlichen Realität betrachten, so folgt daraus, angesichts der Tatsache, daß beides durch den Körper der Mutter geboten wird, daß die Bindung an die Mutter (und den Vater, der die Mutter dem Kinde überläßt) unter anderem auch aus wirtschaftlichen Gründen entsteht. Dies entspräche vollkommen der Tatsache, daß bei dem Kleinkinde Ich-Triebe und Sexualtriebe eng aneinandergelehnt sind und daher Todesangst und Angst vor Liebesverlust ununterscheidbar miteinander vermischt sind. Um so berechtigter scheint mir daher der Versuch, den Ursprung der Kultur, und zwar sowohl der sozialen wie der wirtschaftlichen Entwicklung im Kind-Eltern-Verhältnis zu suchen und nicht umgekehrt. Und endlich beweisen ja die Tiere zur Genüge, daß die äußere Realität, die reine Lebensnot, an der Entstehung der Kultur unschuldig ist.

Hingegen ist die Frage nach der Wirkung eines bestehenden wirtschaftlichen Systems auf das Seelenleben des einzelnen unbedingt berechtigt. Das fertige System erscheint dem, der darin geboren ist, als ein Teil der Anpassung fordernden äußeren Realität. Doch darf diese Frage nach der Wirkung nicht mit der Frage nach der Entstehung vermengt werden. Es sei jedoch Fenichel zugegeben, daß die Geschichte der Wechselwirkungen zwischen der menschlichen Psyche und den von ihr geschaffenen Systemen noch ungeschrieben ist.

Alice Bálint (Budapest)

Aus der Literatur der Grenzgebiete

BIRNBAUM, K.: **Die Welt des Geisteskranken.** Springer, 1935.

Das Buch folgt nicht den üblichen populärwissenschaftlichen Darstellungen, die die Geisteskrankheiten zwar allgemeinverständlich behandeln, aber sich doch gewöhnlich der psychiatrischen Systematik fügen. Das Ziel ist begrenzter und doch weiter gefaßt. Es wird beabsichtigt, das Naturgeschehen der seelischen Störung dem allgemeinen Verständnis näherzubringen, die Welt des Geisteskranken geschlossen und anschaulich darzulegen. Ausgehend von der „künstlichen" Geistesstörung, besonders dem Meskalinrausch, wird Vielgestaltigkeit, Eigenart und Fremdartigkeit seelischer Krankheitserscheinungen erläutert. Von den verschiedensten Seiten wird die Geistesstörung verständlich zu machen versucht, wobei weniger psychologisches Verstehen, als vielmehr eine im strengsten Sinne des Wortes naturwissenschaftliche, d. h. medizinisch-kausale Ursachenforschung gemeint ist. Die Geisteskrankheiten und ihr Zusammenhang mit Gehirnkrankheiten, mit Vererbung und Konstitution finden

besondere Berücksichtigung. So kommt es, daß das Buch mehr die Welt des Geisteskranken schildert, wie sie der Psychiater sieht, und weniger, wie man nach dem Titel denken möchte, die Welt, wie sie der Kranke erlebt. M. Grotjahn (Berlin)

BUYTENDIJK, F. J. J.: **Wesen und Sinn des Spiels. Das Spielen des Menschen und der Tiere als Erscheinungsform der Lebenstriebe.** Kurt Wolff-Verlag, Berlin, 1933, 167 S.

Allen bisherigen Versuchen, das Phänomen des Spielens theoretisch zu begründen, setzt dieses Buch eine durchaus neue Form der Auffassung entgegen. Es bricht dabei bewußt mit der wissenschaftlichen Überlieferung, kausal oder teleologisch begründend an die Phänomene der Lebenserscheinungen heranzugehen. Es beschränkt sich darauf, das Spiel als einen Wesenszug in der Sphäre des Jugendlichen möglichst vielseitig zu schildern. Nicht das Spiel beim Tier, beim Kinde, das spielende Tier, das spielende Kind werden dargestellt.

Das Spiel — das ist der Ausgangspunkt — gehört zum Wesen des Jugendlichen. Und für dieses ist es bezeichnend, daß es nicht festgelegt erscheint in bestimmte, auf das Schema Reiz-Reaktion zurückführbare Lebensabläufe, sondern daß seine Dynamik plastisch, ungerichtet erscheint. Zwei Grundtendenzen — B. nennt sie „Triebe" — bestimmen die dynamische Form des jugendlichen Lebens: Befreiungstrieb und Vereinigungstrieb. — Der Befreiungstrieb: Wir dürfen die Bewegtheit, die im Spiel über den bestehenden Zustand hinaus zur Betätigung drängt, nicht einfach auf das Reflexschema zurückführen. Im Spiel ist das Müssen nicht wie beim Reflex außerpersönlich, sondern durchaus personhaft, ichhaft. Ähnlich vielleicht wie bei der Atmung. Wollen wir oder müssen wir atmen? Wir müssen atmen wollen. Und so ist es auch mit dem Spielen: Das Tier, das Kind will spielen. Aber es muß spielen wollen. Es wird dazu veranlaßt durch einen triebhaften, aber zugleich ichhaften Drang. Diesem „Trieb" nach Befreiung steht gegenüber der Vereinigungstrieb, der „eine konservative Richtung, ein Zurück nach dem Nest, nach dem Muttertier" hat. „Das ist die erste Lockung und eine notwendige Folge des primären Befreiungstriebes" (Regression). Zweitens aber nimmt dieser Vereinigungstrieb eine Richtung über das Bekannte hinaus ins Unbekannte.

Aus der Antithese dieser beiden Tendenzen erwachsen dem Jugendlichen nach und nach immer neue und differenziertere Umweltformen. Denn ein stetig und beliebig wechselndes Von-Weg und Zu-Hin ist das Spiel. Zugleich aber und vom Subjekt aus gesehen ist es ein steter Wechsel von Abheben der werdenden Existenz vom Mutterboden und ein Sich-Verlieren in immer neuen Vereinigungen einerseits und ein Zurückfliehen in die Sicherheit der ursprünglichen Einheit mit der Mutter. Im Hinwenden zum neuen Gegenstand selbst aber liegt wie im Zurückwenden zur Mutter ein und dasselbe: „Begierde in jeder Form ist prinzipiell Selbsthingabe, Streben nach Gebundenheit, Unfreiheit." Diesen Vorgang nun hat — wie B. hervorhebt —, kein Forscher so tief erfaßt wie Freud in seinem Buche „Jenseits des Lustprinzips". Hier ist es vor allem die Beziehung des Spiels zu Liebe und Haß, die Aufstellung des Todestriebs und des Wiederholungszwangs, die den Verfasser fesseln: Er will zwar von den physiologisch-dynamischen Spekulationen über die Triebarten nichts wissen. Für ihn „besteht Trieb ohne innere und äußere Situationsbedingung" nicht. Dagegen „hat Freud darin recht, daß die Begierde mit der Aufhebung eigener Existenz Sinnbild des Todes ist". „Hier können wir unter der Führung Freuds den wesentlichen Tatbestand leicht finden. Bis ins einzelne konnte Freud nachweisen, daß die Begierde, sich an etwas hinzugeben, immer den Wunsch in sich schließt, dieses Etwas in sich aufzunehmen." Ein Wunsch, der immer zugleich mit seinem Gegensatz, dem Wunsch, in der Existenz des Gegenstandes aufzugehen, sich fressen zu lassen, auftrete. Und vor diesem „Tod", immer wieder aufgesucht und immer wieder geflohen, erhebt sich nun als Bollwerk gleichsam das Spiel, dessen zwei gegensätzliche Strebungen sich in rhythmisch wiederholten Phasen kund-

tun: Einmal möchte sich der Spieler im Spielgegenstand verlieren. Im nächsten Augenblick aber schrickt er auf sich selbst zurück, bedroht vom Selbstuntergang in der begehrten Vereinigung mit dem Spielding. Das flutende Hin- und Her der beiden Tendenzen hat Freud zum erstenmal festgestellt und geschildert im Wiederholungszwang.

Über diese dynamische Grundkonzeption führt Buytendijk den Leser zur Erfassung des Spezifisch-Geistigen des Spiels. Spielen ist für ihn nicht lediglich Ausdruck bestimmter sich manifestierender triebhafter Spannungszustände. Spielen ist, als sinnhaftes Geschehen betrachtet, immer ein „Spielen mit Etwas". Der Spielgegenstand — das wird nun gezeigt — enthüllt uns erst das Spiel in seiner Sinnhaftigkeit. Er stellt gewissermaßen das Bild der Dynamik dar, die hier nach Ausdruck sucht. Er, dieses Bild, ist der Mitspieler des Spielenden. Lebendiges Bild der drängenden Fragen, die das jugendliche Geschöpf über sich hinausträgt, und zugleich ihre Beantwortung. Denn nicht nur spielt der Spieler mit etwas, der Spielgegenstand spielt auch mit ihm. Spielen ist also immer Spielen mit einem bewegten Bild, das auch mit dem Spieler spielt. So stellt das Spiel den Mittler dar zwischen dem werdenden Individuum und seiner werdenden Welt. Es führt über die bisherige mütterliche Umwelt hinaus ins Noch-nicht-Bekannte, aber es führt von da im nächsten Spielschritt zurück zur vertrauten Ausgangssituation, ganz im Sinne des Freudschen Beispiels vom spielenden Kinde im Jenseits des Lustprinzips. Als Mittler zwischen der unbekannten Wirklichkeit und der sattsam bekannten Mutterwelt ist „das völlig Bekannte genau so zum Spiel ungeeignet wie das völlig Unbekannte". So nur schützt die Spielsphäre vor dem Sturz der Existenz ins gänzlich Unbekannte, ohne es doch zu verneinen. Im Spiel wird es so erlebt, daß jederzeit der Rückzug ins Schützend-Bekannte möglich wird: Vor dem Selbstverlust in der die Existenz bedrohenden Liebe schützt der Flirt, dieses Spiel mit der Sphäre des Erotisch-Unbedingten.

Der eigenartige Wert dieses Buches besteht nicht in der logischen Konsequenz seiner Theoriebildung und in der Schärfe seiner Begriffe. Es macht es sich vielmehr zur Aufgabe, den ganzen Reichtum des Spiels gleichsam abzuschildern. Insofern ist dieses Buch das Kunstwerk eines Wissenschafters, der, des Theorienstreits müde, nicht weniger und nicht mehr als das Bild eines lebendigen Geschehens vermitteln wollte. G. Bally (Zürich)

FRAZER, SIR JAMES GEORGE: **The Fear of the Dead in Primitive Religion.** London, Macmillan & Co., 1934, 151 S.

Ein neues Buch von Sir James Frazer bedeutet für die Welt der Wissenschaft stets ein Ereignis. Das vorliegende Buch enthält zwölf Vorlesungen, die im Rahmen der William Wyse Foundation im Trinity College in Cambridge in den Jahren 1922 und 1923 gehalten wurden.

Der Verfasser weist uns darauf hin, daß die Haltung dem Tod gegenüber unter zwei scharf abgegrenzten Aspekten stehen kann. Auf der einen Seite besteht der Glaube, daß die Geister der Toten „dem Lebenden viele Wohltaten erweisen können, wenn sie nur wohlgeneigt sind und in guter Stimmung erhalten werden. Sind sie doch leicht geneigt, jeden leichten Mißgriff oder jede Vernachlässigung von seiten der Überlebenden übelzunehmen". Häufiger aber begegnet uns ein anderer, ein ängstlicher Aspekt, nach dem die Geister im Glauben stehen, „die Quellen vieler Übel zu sein, welche die Menschheit heimsuchen und auch der letzten und größten Übel, der Krankheit und des Todes".

In diesen beiden Bänden beschäftigt sich der Verfasser nur mit der zweiten Haltung, der Haltung, die auf Angst beruht. Er erörtert nicht die Quelle und die Bedeutung dieser Haltung, er nimmt sie vielmehr als eine beinahe universelle an und beschäftigt sich damit, zu schildern, auf welchen verschiedenen Wegen Menschen verschiedener Völker und Zeiten

versucht haben, ihrer Herr zu werden. Wir können diese Methoden im ganzen in zwei Klassen teilen, die nach seiner Auffassung ehrlich oder unehrlich sind (*fair or foul*), je nachdem, ob sie von Beschwichtigung und Versöhnung oder von Furcht und Betrug erfüllt sind. Jeder der beiden Bände ist einer dieser Untergruppen gewidmet.

Der Verfasser bietet uns nicht mehr als eine reine Beschreibung der Fakten und stellt dann das wertvolle von ihm gesammelte Material den Psychologen zur Verfügung, die es, wie immer sie mögen, verwerten können. Wir zweifeln nicht, daß von dieser Möglichkeit reicher Gebrauch gemacht werden wird. Es ist kaum nötig, hervorzuheben, daß das Buch in Sir James Frazers wohlbekanntem meisterhaftem Stil geschrieben ist, der allein schon die Lektüre zum Vergnügen macht. Ernest Jones (London)

HIDALGO, MANUEL und ZAMORA, VASQUEZ: **Lo Inconsciente y el Crimen.** Madrid, Yagües, 1932, 252 Seiten. Mit einem Vorwort von Juarros.

Dr. Juarros, der Verfasser der „Los Horizontes de la Psicoanálisis" nennt in seiner Einleitung zu dieser Arbeit zweier seiner Schüler das vorliegende Buch „eine der interessantesten kürzlich in Spanien veröffentlichten Arbeiten". Berücksichtigt man den Stand der Psychoanalyse in Spanien und die praktischen Schwierigkeiten, mit denen die Autoren zu rechnen hatten, so darf man sie zu dem Mute beglückwünschen, den sie dadurch beweisen, daß sie aufzeigen, wie medizinische Psychologie und im besonderen Psychoanalyse, auf die Probleme von Kriminalität und Strafe neues Licht zu werfen vermögen. Unglücklicherweise ist dieser Versuch mit unzureichenden Mitteln unternommen worden. Das Verständnis der Autoren nämlich für die Psychoanalyse unterscheidet sich kaum von jenem, das wir sonst bei der Analyse feindlich gesinnten Autoren finden. Auch Dr. Juarros spricht in seiner Einleitung von der Psychoanalyse und angesichts der großen Bewunderung, die die Verfasser für ihn hegen, ist es nicht weiter erstaunlich, daß sie einige der Irrtümer, die sich in dieser Vorrede finden, auch in ihren Text übernehmen.

Das Buch ist mit einer bemerkenswerten kritischen Bibliographie ausgestattet, die Bücher und Aufsätze in mehreren Sprachen umfaßt (S. 216—247). Es ist nicht immer leicht einzusehen, wie die Autoren die Berücksichtigung oder das Übersehen der einen oder anderen Schrift rechtfertigen wollen. Aber dafür darf man offenbar in erster Linie die schon erwähnten äußeren Schwierigkeiten verantwortlich machen. Bei der Anführung der Zeitschriften (S. 245 ff.) muß es freilich auffallen, daß, obwohl Stekels „Psychotherapeutische Praxis" und die „Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie" erwähnt sind, kein Hinweis auf eine der in deutscher Sprache erscheinenden psychoanalytischen Zeitschriften gegeben wird.

Wir möchten der aufrichtigen Hoffnung Ausdruck geben, daß die Autoren bald günstigere Gelegenheit haben mögen, ein tieferes Verständnis für die Psychoanalyse zu gewinnen; sie werden dann sicherlich im Kampfe um ein vernünftigeres und menschlicheres System des Umgangs mit den Straffälligen wertvolle Arbeit leisten. H. Mayor (London)

HRDLIČKA, ALEŠ: **Children who Run on All Fours and Other Animal-like Behaviours in the Human Child.** Whittlesey House, 1934. 418 S.

Das Buch ist ein Protokoll der Verhaltensweisen und der Mentalität von 387 Personen, die in ihrer Kindheit auf allen vieren gegangen sind. Davon waren 369 Weiße, 18 Andersrassige. H. findet, daß das übliche Alter, in dem Kinder auf allen vieren laufen, im zweiten Lebenshalbjahr zwischen sieben und zwölf Monaten liegt. Er findet weiter, daß dieses Phänomen auch etwas später auftreten kann, sogar nachdem das Kind aufrecht gehen gelernt hat, und daß die Fähigkeit dazu sogar latent im erwachsenen Leben erhalten bleiben kann. Er verzeichnet gewisse verwandte Verhaltensweisen, wie etwa das „Schlafen auf allen

vieren", und erwähnt andere tierähnliche Verhaltensweisen, die manchmal bei Kindern vorkommen. H. ist der Meinung, daß das Phänomen sehr allgemein wäre, wenn nicht die Eltern es zu unterdrücken suchten und das Kind zu anderen Fortbewegungsarten anhielten. Er kann keine konstante Beziehung dieses Befundes mit irgendwelchen physischen oder psychischen Merkmalen entdecken und betrachtet ihn lediglich als eine ontogenetische Manifestation phylogenetischer Vorbilder.

Den Psychoanalytiker wird das kurze Kapitel „Running on All Fours in Dreams" interessieren. Drei Personen berichteten über ihre Träume von der Fortbewegung auf allen vieren. Ein Mann schreibt:

„Ich hatte mehrere Träume, meist Alpträume, in denen ich, sobald ich verfolgt wurde, gezwungen war, auf Händen und Füßen zu laufen, um zu entkommen. In all diesen Träumen war mir bewußt, daß das würdelos sei, und ich fühlte mich erniedrigt, weil ich genötigt war, meine Zuflucht dazu zu nehmen, und dennoch wußte ich, daß ich auf allen vieren rascher laufen kann als auf zwei Beinen." Es war ihm nicht bekannt, ob er als Kind auf allen vieren gegangen war.

Ein Arzt, der sich in seiner Kindheit auf allen vieren fortbewegt hatte, und dessen Schwester und vermutlich auch dessen Mutter dasselbe getan hatten, beschreibt einen wiederholt auftretenden Traum:

„In meinem Traum fliehe ich in großem Entsetzen vor einem unbekannten Verfolger und laufe so rasch ich kann, indem ich den Körper etwas vorneige. Meine Arme müssen ganz abnormal lang sein, obgleich ich dies, wenn es so ist, niemals wahrgenommen habe. Jedenfalls finde ich mich in meiner Eile und Angst, wegzukommen, häufig, wie ich meine Hände auf den Boden setze und auf ihnen vorwärtsspringe, sehr ähnlich, wie ich langarmige Affen auf dem Boden ihrer Käfige herumlaufen sah. Diese erschrockene Flucht, von der ich träume, findet meist über ein ziemlich ebenes Waldgelände statt, manchmal am Abhang eines Hügels. Aber ob ich nun den Hügel hinauf- oder hinunterlaufe, immer helfe ich den Füßen mit den Händen nach."

Der dritte Bericht stammt von einer Frau:

„Wenn ich im Traum vor einer entsetzlichen undefinierbaren Bedrohung fort wollte, die mich immer im Schlaf und oft im Wachen bedrängte, pflegte ich auf allen vieren zu laufen. Als ich in meinen Träumen heute nacht von dieser Drohung bedrängt war, wollte ich zu Boden und auf Händen und Füßen laufen, aber ich laufe nicht wie die Tiere, sondern meine Arme leisten mehr Arbeit als die Beine. Ich stoße mich in einer nicht erklärbaren Weise vorwärts, und öfter in meinem Leben, wenn ich lief, um einen Wagen zu erreichen, oder mich beeilte, um eine Verabredung einzuhalten, fühlte ich einen Augenblick den Impuls, mich auf alle viere niederzulassen."

Die dritte Träumerin berichtet von sich auch viele psychopathische Züge: „Zauberformeln" oder Trancezustände bis zum Alter von zwölf Jahren, „Hellsehen" und Störungen ihres Wirklichkeitssinnes.

H.s Meinung geht dahin, daß man das Gehen auf allen vieren nicht gerade als „Atavismus" bezeichnen kann, sondern richtiger als Fortdauer einer vormenschlichen Gewohnheit, „eine Fortdauer, die schon schwach und unregelmäßig geworden ist, der aber nicht, wie in Fällen von echtem Atavismus, eine Periode vollständigen Erlöschens vorangegangen ist." Die Erscheinung ist ein Erbteil der Vergangenheit und ist bei der großen Mehrzahl der Kinder verdeckt oder mehr oder minder gehemmt.

Der Referent erinnert sich unwillkürlich an H. G. Wells wissenschaftliche Phantasie „The Island of Dr. Moreau". Dr. Moreau, der Tiere auf chirurgischem Wege in Menschen verwandelt hat, zwingt sie unter Androhung weiterer Vivisektion, einem Tabu gegen das

Laufen auf allen vieren zu gehorchen. Die zu Menschen gewordenen Tiere kämpfen betrübt gegen den Drang ihres vormenschlichen Impulses. H.s Studie deutet an, daß der gleiche „organische Konflikt" in abgeschwächter Form in der Entwicklung des Kindes stattfinden könnte.

In Freuds „Unbehagen in der Kultur" lesen wir, wie der aufrechte Gang des Menschen für die Entwicklung vieler ausschließlich den Menschen charakterisierender psychischer Eigenschaften verantwortlich sein könnte. „Am Beginne des verhängnisvollen Kulturprozesses stünde also die Aufrichtung des Menschen." Freud spricht von der „organischen Verdrängung" des vormenschlichen Gehens, vom vormenschlichen Interesse an Geruchsreizen und ähnlichem. In der vorliegenden Arbeit finden wir empirische Beweise für das ontogenetische Vorhandensein dieser organischen Verdrängung.

Bertram D. Lewin (New York)

ISAACS, SUSAN: **The Psychological Aspects of Child Development.** London, Evans Brothers, 1935, 45 Seiten. (Veröffentlicht in Verbindung mit dem Pädagogischen Institut der Universität London.)

Dieses kleine Buch, ein Nachdruck aus dem „Yearbook of Education", ist ein Meisterstück konziser Darstellung; obgleich die Verfasserin ein kaum übersehbares Feld zu überblicken hat, erfüllt sie diese Aufgabe mit solchem Geschick, daß weder der Eindruck von allzu großer Gedrängtheit, noch auch der entsteht, daß irgend etwas vernachlässigt worden sei. Ein Einleitungskapital über die verschiedenen Methoden der Forschung wird von einem Kapitel gefolgt, das „Neuere Fortschritte im Studium kindlicher Entwicklung" überschrieben ist. I. schildert uns in diesem Kapitel die verschiedenen Phasen der Entwicklung, wobei sie die intellektuelle und emotionelle Entwicklung während des ersten Lebensjahres getrennt darstellt. An diesen Abschnitt schließt sich die Schilderung der sozialen und emotionellen Entwicklung der späteren Kindheit mit einem Bericht über das unbewußte Seelenleben. Ein kurzes Schlußkapitel trägt den Titel „Einige pädagogische Ratschläge".

Durch eine ungewöhnlich klare Darstellung und durch eine geschickte Verwendung von wechselseitigen Verweisen ist es der Verfasserin nicht nur gelungen, ihren Gegenstand in leichtverständlicher Weise zu gliedern, sondern auch dem Leser einen höchst fesselnden und flüssigen Bericht über die Kindheit zu bieten. Obgleich dieses Büchlein für Lehrer geschrieben ist, kann es sicher mit Nutzen von Ärzten und allen fassungsfreudigen Eltern gelesen werden.

Ernest Jones (London)

PAGET, SIR RICHARD: **Human Speech.** Some Observations, Experiments and Conclusions as to the Nature, Origin, Purpose and Possible Improvement of Human Speech. The International Library of Psychology, Philosophy and Scientific Method, Harcourt, Brace and Company, New York, 1930. 360 Seiten.

Sir Richard Paget, der bekannte Physiker, hat in einem ausgezeichnet geschriebenen Buch wieder einmal für die alte Behauptung, daß die Naturwissenschaft eine Einheit darstelle, einen Beweis geliefert. In den ersten sechs Kapiteln beginnt er mit einer Diskussion der mechanischen Prinzipien der Lautbildung und berichtet von experimentellen Versuchen, diese Prinzipien zur Konstruktion von Maschinen zu verwenden, die die menschliche Stimme nachahmen sollen. Es war für den Verfasser nicht schwierig, von diesen „Sprechmaschinen" zu den Sprachorganen des Menschen zu gelangen und zur Erwägung, was denn aus diesen Organen, die bei anderen Lebewesen so verschiedenen Zwecken dienen, eine „Sprechmaschine" gemacht habe.

Seine Theorie über den Ursprung der Sprache bildet ein Gegenstück zu seinen experimen-

tellen Studien. Bei diesen hatte er Maschinen verwendet, die Sprache nachahmende Bewegungen erzeugen. Seine Theorie vom Ursprung der Sprache ist, mit wenigen Worten gesagt, daß die Sprache ursprünglich Bewegungen, vor allem Körperbewegungen nachahmte; diese Theorie nennt er die „Gebärdentheorie der Sprache" („*gesture theory of language*").

Die vom Kehlkopf produzierten Laute, das phonetische Element der Sprache, spielen die emotionelle Rolle. „Die Stimmbänder versorgen die Sprache der Gefühle, und geradeso wie unser Gesichtsausdruck Vergnügen, Qual, Überraschung, Furcht, Zuneigung und dergleichen ‚registriert', ändern auch die ‚Lippen' unserer Stimmbänder ihren Ausdruck und erzeugen so, indem die Luft von unseren Lungen durch sie durchgestoßen wird, verschiedene Kehlkopflaute. Es ist das Steigen und Fallen der Tonhöhe unserer Sprechstimme, das die Botschaft der Gefühle mitteilt, während die Artikulationsbewegungen — entfernte Abkömmlinge der ursprünglich beschreibenden Pantomime des primitiven Menschen — die begleitende Botschaft des bewußten Verstandes überbringen."

Der begriffliche Inhalt der Sprache, wie wir ihn nennen könnten, ist durch die Bewegungen der Lippen und der Zunge gegeben. Man „macht Gebärden". „Was den Menschen zur Erfindung der Sprache trieb, war — denke ich — nicht so sehr die Notwendigkeit, seine Gedanken auszudrücken (denn das hätte man ganz ausreichend durch Gebärden tun können), als vielmehr die Schwierigkeit, ‚mit vollen Händen zu sprechen'. Der dauernde Gebrauch der Hände für Handwerk, Jagd, die Anfänge von Kunst und Ackerbau trieben den Menschen zu anderen Methoden, seine Gedanken auszudrücken — vor allem durch eine spezialisierte (besonders ausgebildete) Pantomime von Zunge und Lippen."

P. beschreibt lebendig den prähistorischen Ursprung der Sprache:

„Ursprünglich gab der Mensch seinen Gedanken durch Gebärden Ausdruck, aber wenn er mit den Händen gestikulierte, taten seine Zunge, Lippen und Kinnbacken in lächerlicher Weise mit, gleichsam die Tätigkeit der Hände ‚nebenher einstudierend' (*understudying*, ein Ausdruck, den ich einer glücklichen Anregung von Sir Henry Hadow verdanke). Die Folge davon war, daß, wenn die Hauptdarsteller (die Hände) wegen anderer dringender Geschäfte von der Bühne abtreten mußten — wie Hauptdarsteller immer tun —, ihre Ersatzdarsteller — Zunge, Lippen und Kinnbacken — bereits Meister der pantomimischen Kunst waren."

„Dann machte man die große Entdeckung, daß, wenn beim Gebärdenspiel der Zunge und der Lippen Luft durch Mund- und Nasenhöhle ausgestoßen wird, die Gebärde als Flüsterlaut hörbar wird. Und wenn unsere Ahnen mit Zunge, Lippen und Kinnbacken mimend sangen, brüllten oder grunzten — um die Aufmerksamkeit auf ihr Tun zu lenken —, erzielten sie einen noch lauteren und bemerkenswerteren Effekt, nämlich die tönende Sprache, wie wir ihn nennen" (S. 133).

Der Leser psychoanalytischer Literatur wird merken, daß P. hier für die Phylogenese eben das in Anspruch nimmt, was Ferenczi für das Individuum angenommen hat, bei dem die Periode der Gebärdensprache und der „magischen Gesten" von einer des Sprechens und der „magischen Gedanken und Worte" abgelöst wird. Allerdings behauptet Ferenczi nicht, daß das Sprechen manuelle Gebärden nachahme; er betrachtet sowohl Gebärden als auch Sprechen als Ausdrucksformen des Körpers für Wünsche und ersehnte Objekte.

Ich gebe nun ein Beispiel dafür, wie sich P. den Akt des Entstehens der Sprache vorstellt: „Werden Mund, Zunge und Lippen wie beim Essen bewegt, so entsteht ein Gebärdenzeichen, das ‚essen' bedeutet; wenn zugleich mit dieser Gebärde Luft durch die Stimmhöhlen gestoßen wird, bilden sich automatisch die gemurmelten Laute *mnyum-mnyum* (englische Aussprache) oder *mnya-mnya*,[1] Worte, die mutmaßlich fast überall verstanden würden und die

1) Die Worte in Kursivdruck sind Transkriptionen eines vom Autor benützten phonetischen Systems.

gegenwärtig als Worte der Kindersprache für ‚essen' im Russischen wie im Englischen vorkommen." „Auf ähnliche Weise entstehen, wenn beim Einsaugen kleiner Mengen von Flüssigkeit in den Mund wie oben ‚geblasen' wird, die Flüsterworte *sip*, *sap*, entsprechend der Stellung der Zungenspitze hinter der unteren Zahnreihe."

Sehr interessant sind P.s weitere Experimente mit den von ihm so benannten „pantomimischen Gesten". Wie man auf Grund seiner mechanischen Interessen vermuten kann, ist er tatsächlich ein Mensch mit hervorragender kinästhetischer Begabung, die er genial verwendet. Mit Zunge und Lippen ahmte er gewisse Gebärden nach, z. B. Tasten und Streichen mit der Hand, indem er mit der Zunge tastende Bewegungen den Gaumen auf- und abwärts ausführt. Indem er während dieser Bewegung Stimme durch den Mund sandte, erhielt er als „phonetisches Resultat" einen Laut, der beiläufig wie *thra, dra, lra* klingt. Oder er imitierte auf ähnliche Weise das Schießen, sandte Luft durch, indem er die Zunge zurückbog, dann hinten anstemmte und plötzlich losschnellen ließ: das phonetische Resultat war *dr-ki* oder *dr-ka*. Merkwürdigerweise haben diese künstlich erzeugten Worte, die an die im ersten Teil des Buches beschriebenen maschinell erzeugten Laute erinnern, große Ähnlichkeit mit Worten gewisser primitiver Sprachen, besonders des Altjapanischen und des „Protopolynesischen", mit Worten, die gerade die entsprechenden Gebärden der Hände oder der Arme bedeuten.

Dann beginnt Paget am anderen Ende des Vorgangs und versucht festzustellen, ob durch Nachahmung der worterzeugenden Zungenbewegungen mittels anderer Muskeln Gebärden erhalten werden, die der Wortbedeutung entsprechen. Dabei verwendet er die indogermanischen Wortwurzeln, chinesische, Aruak- und sumerische Worte. In Skeats Verzeichnis der indogermanischen Wurzeln fand er, daß von den ersten hundert siebenundsiebzig klar pantomimische sind, zwölf pantomimischen Ursprung verraten und nur elf kein Merkmal pantomimischen Ursprungs aufweisen.

Es mag im Hinblick auf Ernest Jones' bahnbrechenden Versuch, die indogermanische Wurzel *MR* zu deuten, interessant sein, einige Resultate der P.schen Methode zu betrachten. Die indogermanische Wurzel mit der Bedeutung geben *DA*, scheint, wie P. mitteilt, eine Zungengebärde des Anbietens zu sein. *DHUGH* — melken, Milch spenden — entspricht aufeinanderfolgenden saugenden und schluckenden Gesten. *PA* — füttern, nähren — ist eine saugende Gebärde; *MA* entspricht einer ganz gleichen Lippengebärde, doch mit länger geschlossenen Lippen und offenen Nasengängen. *LUBH* — lieben — scheint eine phallische Zungengeste zu sein, deren Gegenstück mit empfangender Bedeutung *KA* oder *KAM* — gleichfalls: lieben — war. Bei der Erörterung der Gebärde, die durch den Konsonanten *l* nachgeahmt wird, erklärt es P. für wahrscheinlich, daß beim Sprechen der Primitiven die Zunge tatsächlich zuweilen hervorgestoßen wurde, wie es jetzt noch bei Kindern der Fall ist. (Die Psychoanalyse kann für die Meinung, daß die Zunge den Phallus repräsentieren kann, unterstützende Beweise beibringen. Vgl. etwa Flügel, in International Journal of Psycho-Analysis VI, 1925.)

P. macht auch den Versuch, den einzelnen Vokalen und Konsonanten Gebärdenwerte zuzuteilen, was wiederum an Jones' Arbeit (der Konsonant *R*) erinnert. P. meint, daß *p*, *b*, *m* und *bh* im allgemeinen schließende, zurückhaltende oder festhaltende Tätigkeiten bezeichnen; so ist die indogermanische Wurzel *SWAP* — Schlaf — aus einer Darstellung des menschlichen Auges, *sw*, das durch die *p*-Gebärde geschlossen wird, zusammengesetzt.

P.s Experimente mit polynesischen, sumerischen, chinesischen und Aruak-Worten und seine ingeniösen Nachahmungen durch andere Bewegungen werden den Leser sehr interessieren. Onomatopoesie — die Nachahmung von Lauten — hält er bei der Wortbildung für

eine sekundäre und akzessorische Quelle, die weit weniger bedeutend sei als die Nachahmung von Gesten.

P. erwägt auch die Frage, inwieweit rasseneigentümliche Muskelgewohnheiten Sprachen- und Dialektverschiedenheiten bewirken können, und meint, daß wilde Stämme wohl kraftvoller, entkräftete Stämme sanfter artikulieren und daß der Artikulationsmodus der übrigen vorherrschenden Muskelbetätigung und der üblichen Gestikulation entsprechen könnte.

Von den verbleibenden Kapiteln behandeln drei (Kap. X, XI und XII) die physikalischen Grundlagen der Stimmbildung; Kapitel XIII behandelt „Das Aufkommen von Sprache und Bezeichnungen". In diesem Kapitel interessiert der Abschnitt über die Zahlensysteme und die Entstehung der Zahlzeichen aus Gebärden der Lippen und der Hände besonders. Von den acht Exkursen im Anhang, wird der achte den psychoanalytisch eingestellten Leser am meisten interessieren. Er ist ein Abdruck einer „Polynesischen Sprache" („Polynesian language") betitelten Artikels von Dr. J. Rae, der 1863 in *The Polynesian*, einer in Honolulu erschienenen Zeitschrift, erschienen ist. P. sieht in Raes Artikel eine so bemerkenswerte Vorausahnung seiner eigenen Anschauungen, daß er ihn in seiner Gänze zum Wiederabdruck bringt.

Ein Abschnitt dieses Artikels, der den psychoanalytischen Leser interessieren muß, handelt von der Silbe *mi* (ausgesprochen wie im Deutschen), die in vielen polynesischen Dialekten vorkommt. Rae wollte erforschen, ob diese Silbe enthaltende Wörter einen gemeinsamen Sinn haben. Der *i*-Laut entspricht einer stark eingeschränkten Ausatmung bei kleinster Mundöffnung für Vokale. Das *m* modifiziert die Atemströmung, indem „die Lippen zuerst in ihrer ganzen Länge fest aufeinandergepreßt, dann in ihrer vollen Breite, aber nur wenig geöffnet werden, um das *i* durchzulassen".

„Auf diese Weise fließt ein breiter, aber schwacher Strom durch einen großen Spalt, dessen Ränder voneinander nur geringe Entfernung haben. Es ist daher die Auffassung nicht unmöglich, daß die Anstrengung beim Aussprechen dieses Lautes gerade diesen Gedanken hervorruft."

„Es ist wahrscheinlich, daß die natürlichen Entleerungsvorgänge als eines der ersten Dinge von den Menschen benannt worden sind. Ich nehme daher als erstes Beispiel das polynesische Wort, das die Urinentleerung bezeichnet. Nehmen wir also an, daß in jenem Urzustand der Dinge, der das Thema unserer Untersuchung bildet, jemand glaubt, er habe eine gute Bezeichnung für seine Verrichtung gefunden, und die Aufmerksamkeit eines anderen auf sie lenkt, indem er gleichzeitig die beiden Silben ‚*mi-mi*' ruft und daß diese zweite Person versucht, und mit Erfolg versucht, den Laut nachzubilden. Würden nicht die beiden Handlungen, die eine, die er mittels seiner Sprachorgane vollzieht, die andere, auf die er schaut, eine gewisse Ähnlichkeit miteinander aufweisen? Würde zwischen ihnen wirklich ein wesentlicher Unterschied bestehen, außer daß bei der einen ein Luftstrom, bei der andern ein Flüssigkeitsstrom vorhanden ist? Liegt also etwas Unmögliches in der Annahme, er könnte instintkiv gefühlt haben, daß das Äußern des Lautes ‚*mi mi*' in angemessener Beziehung zum Akt des Urinierens steht? ... Und wird nicht diese Annahme entschieden gestützt durch die Tatsache, daß diese Doppelsilbe tatsächlich auf ‚Inseln', die über einen Ozean von tausenden Kilometern verstreut sind, zur Bezeichnung für die in Rede stehende Sache wurde; daß dieselbe Silbe als Bezeichnung für den Entleerungsvorgang in anderen Sprachen gefunden wird, wie im Sanskrit ‚*mih*', im Griechischen ‚*omicho*', im Lateinischen ‚*mingo*', und daß wir vergeblich irgendeine andere Silbe suchen würden, deren Nennung in den Organen eine irgendwie oder gar ganz analoge Bewegung hervorriefe?"

Rae geht sodann zur Erörterung anderer Wörter über, die „*mi*" enthalten, und zeigt ihren Zusammenhang mit dem eben dargelegten Gedanken auf. So: „*Milo*" — spinnen —

die Finger ersetzen die Lippen und der Faden den Atemstrom; „*lo*“ steht für lang. *Mimilo*“, wirbeln und Strudeln. „*Umi*“ — eine Rattenfalle — das Wort ahmt Gestalt und Tätigkeit nach. „*Umi*“ — Kindesmord — gewöhnlich durch Erwürgen vollzogen, wiederum eine Abschnürung (Verengerung).

Das polynesische Wort für die Brustwarze ist „*U*“‘ eine Nachahmung mit den Lippen; daher bedeutet „*U*“ auch Milch, feucht oder naß sein, Nebel; „*Ua*“ heißt Regen; „*Uma*“ ist die Brust und „*Umauma*“ sind beide Brüste, der Brustkasten.

Als S. Spielrein die Theorie vorbrachte, daß der Konsonant *m* für Mutter oder Brust (*mamma, mater* usw.) verwendet, von einer labialen Imitation der kindlichen Tätigkeit an der Mutterbrust seinen Ausgang nahm, hatten die meisten Sprachforscher nur wenig Aufmerksamkeit für diese Anregung übrig; auch die Arbeiten Ferenczis und anderer Psychoanalytiker über das Stottern haben sie nicht als mögliche Fingerzeige für die linguistische Forschung benützt. Der Beitrag der akademischen Psychologen zu Theorien über den Ursprung der Sprache ist, von gewissen bemerkenswerten Ausnahmen abgesehen, weit entfernt vom Leben und von jeder Möglichkeit empirischer Auswertung.

Um so erfreulicher ist es, daß zwei begabte Amateure der Sprachforschung, der eine ein hervorragender Physiker, der andere ein Arzt in Honolulu, die Lösung des Problems gerade auf jenen Gebieten gesucht haben, denen sich auch ein Psychoanalytiker naturgemäß zugewandt hätte. Rae war vor allem ein denkender und unabhängiger Beobachter; Paget, dessen Forschungsgebiet die Akustik ist, ist durch sein Fach verpflichtet, Naturphänomene auf solche der Bewegung zurückzuführen. Es ist bemerkenswert, daß beide mit größter Selbstverständlichkeit gerade jene psychologischen Gesichtspunkte als die für ihre Zwecke wesentlichen gewählt haben, die auch die Psychoanalytiker als höchst bedeutsam ansehen. Man könnte sich vorstellen, daß jemand, der P.s kinästhetische Begabung mit Róheims Einsicht in das Seelenleben primitiver Völker vereinigt, eines Tages die auf diesem speziellen Gebiet der Linguistik noch ungelösten Probleme lösen wird.

Bertram D. Lewin (New York)

PORTO-CARRERO, J. P.: **Psicanálise do Crime Passional.** Arquivos de Medicina Legal e Identificaçao. Rio de Janeiro, 1934, IV, S. 165—174.

Der Verfasser bemüht sich um eine Gruppierung der häufigeren Typen der Affektverbrechen nach dem Grade der Beteiligung des Über-Ichs an der Tat. Ein allen Affektverbrechen gemeinsamer Faktor sind die Minderwertigkeitsgefühle, die im Ich entstehen, erstens wegen der durch das individuelle Über-Ich ausgeübten Zensur, oder zweitens wegen der vom kollektiven Über-Ich ausgeübten Zensur, oder drittens wegen unmittelbaren Konfliktes mit der Außenwelt. All dies führt zu einem Zustand von Spannung und Angst, zu einer Situation, in der das Individuum die seinem Narzißmus zugefügte Kränkung zu kompensieren sucht. Libidinöse Energie, die im Ich aufgespeichert wird, und die Erregung des Ichs, die so hervorgerufen wird, können dazu führen, daß Aggression in die Außenwelt gewendet wird, gegen jene gewendet wird, die die Verbote gesetzt haben, gegen den Rivalen oder gegen das Liebesobjekt oder auch gegen das eigene Ich. Affektverbrechen kreisen um den Narzißmus und zielen danach, das Ich in den Augen des individuellen oder kollektiven Über-Ichs zu rehabilitieren. Es ist nicht erstaunlich, daß man in ihnen gewisse Parallelen zu den narzißtischen Psychosen erkennt, zu Paranoia, Manie und Melancholie. A. Mayor (London)

PRYTZ, HARALD: **Forbrydelse og Psykoanalyse.** Nordisk Tidskrift for Strafferet, 1934, H. I, S. 1—44.

Es handelt sich um eine Frau in mittleren Jahren, die wiederholt wegen zahlloser Diebstähle abgestraft wurde; ihr erstes Vergehen beging sie mit fünfzehn Jahren. Die Patientin handelte unter übermächtigem Zwang. Alle Diebstähle wurden auf die gleiche Art begangen und zwar, wie sich später ergab, nach einer wohlüberlegten Technik. Vor den Diebstählen litt die Patientin an Depressionen, während des Stehlens kam es zum Orgasmus, nach der Tat zu einem Gefühl der Erleichterung. Der Verfasser, der sich in amtlicher Eigenschaft als „Politiadvokat" mehrmals mit dem Fall zu beschäftigen hatte, gewann mehr und mehr die Überzeugung, daß eine psychoanalytische Behandlung angezeigt sei. Da er sich erinnerte, daß Dr. Naesgaard sich in Aufsätzen und Vorträgen mit Freuds Werk befaßt hatte, sandte er die Patientin zu ihm (Mai 1928).

Der größere Teil des Aufsatzes besteht in einem Bericht, den der Arzt nach zehnmonatlicher Behandlung in amtlichem Auftrage abgefaßt hat, um die Behörden dazu zu bestimmen, die Patienten für etwaige weitere Diebstähle während der Zeit, in der die Behandlung der Ferien wegen unterbrochen werden mußte, nicht zu bestrafen. Der Standpunkt des Arztes, der darauf hinwies, daß die Vollendung der Behandlung noch Monate dauern würde, wurde angenommen. In der Tat scheint die kriminelle Karriere der Patientin nach der Behandlung ein für allemal abgeschlossen zu sein. Auch in anderer Hinsicht erwies sich die Behandlung als erfolgreich.

Der Bericht hat die Form einer Krankengeschichte. Diese kann nicht den Anspruch erheben, zur psychologischen Analyse des Verbrechens etwas Neues beizutragen, aber man kann sich kaum einen Fall vorstellen, der besser geeignet wäre, den Behörden jener Länder, in denen solche Erwägungen noch auf Beachtung hoffen dürfen, die Möglichkeiten psychoanalytischer Behandlung und die Wirkungslosigkeit der Strafe vor Augen zu führen.

A. Mayor (London)

WELTSCH, FELIX: **Das Rätsel des Lachens.** Julius Kittels Nachfolger o. J. (Mährisch-Ostrau, 1935), 31 S.

Auch wenn man ohne Erwartungen an die Lektüre dieses anspruchslosen Heftes geht, wird man enttäuscht: Das Komische, das Lachen und namentlich der Witz werden mit aphoristischen Bemerkungen bedacht, deren eine etwa darüber belehrt, das Wesen der Witz-Technik sei darin gelegen, daß „zwei verschiedene Gedankenreihen in einem Punkt durch eine Klammer zusammengehalten" würden.

Was aus der älteren einschlägigen Literatur berichtet wird, ist oft willkürlich interpretiert und gelegentlich mißverstanden. Freuds Auffassungen sind dem Verfasser an manchen Stellen nicht „vollkommen einleuchtend" erschienen, die Siegmund (!) Reiks — mit dem er sich in einem charaktervollen Abschnitt über den jüdischen Witz auseinandersetzt — „nicht plausibel".

E. K.

WIESNER, B. P. und SHEARD, N. M.: **Maternal Behaviour of the Rat.** Oliver and Boyd, Edinburgh, 1933. IX und 244 S.

Unser fortscheitendes Verständnis für die Verhaltensweisen der Tiere beruht auf der Analyse von Situationen verschieden hoher Zusammengesetztheit, angefangen vom Spinalreflex bis zu ungehemmter Freiheit unter natürlichen Bedingungen. In ihrer Studie über „Mütterliches Verhalten der Ratte" haben die Autoren einen mittleren Grad von Komplexität gewählt; sie nahmen Albinoratten vom Wistarstamm, die unter Laboratoriums-

bedingungen viele Generationen lang durch Inzucht vermehrt wurden, so daß sie den höchsten Grad genetisch-konstitutioneller Einheitlichkeit gewährleisten, der bei Vertebraten erzielbar ist. Die Versuchstiere lebten in Käfigen und wurden dort beobachtet; die beobachteten Reaktionen waren daher einerseits nicht so unbestimmt wie „mütterliches Verhalten“ überhaupt, anderseits nicht so einfach wie etwa ein Reflex.

Mütterliche Verhaltensweisen manifestieren sich bei den Ratten in verschiedenen Tätigkeiten, wie in Lecken und Nähren der Jungen, im Zurückholen der Jungen, wenn sie sich außerhalb des Nestes befinden, und im Nesterbauen. Die Beobachtungen der Autoren über die Variationen dieser Tätigkeiten bei verschiedenen Tieren und bei ein und demselben Tier unter verschiedenartigen Bedingungen zeigen, daß der relative Entwicklungsgrad der einzelnen Tätigkeiten wechselt; demnach entsprechen diese Tätigkeiten, wenigstens zum Teil, unabhängigen Trieben. Ob die erwähnten Tätigkeiten selbst homogen oder heterogen sind, ist noch nicht festgestellt.

Für ein eingehendes Studium wurde das Wiederfinden der Jungen gewählt. Diese Tätigkeit hat unmittelbar nach dem Gebären ihren Höhepunkt, sinkt dann rasch auf ein niedrigeres Niveau ab und dauert noch eine Zeitlang fort, je nach der Veranlagung des Einzeltieres und danach, ob der Experimentator die Mutter weiter mit Tieren versorgt, die jung genug sind, ihre Antworthandlung zu provozieren. Rattenjunge über ein gewisses Alter werden nicht mehr zurückgeholt; das „Zurückholen“ hört gewöhnlich etwa mit der Laktation auf; immerhin wird die Mutter auch auf dieser Stufe noch fremde Junge zurückholen, wenn sie klein genug sind. Ratten eines anderen Wurfs werden bereitwillig adoptiert, selbst wenn der eigene Wurf der Mutter noch nicht weggenommen wurde. Ratten adoptieren gewöhnlich den Wurf von Mäusen und ziehen ihn mit Erfolg auf. Die meisten Ratten pflegen knapp nach dem Werfen Kaninchen und Kätzchen heranzuholen, wiewohl sie diese nicht aufziehen können. Stellt man einer Rattenmutter junge Kaninchen, Katzen und Mäuse zur Wahl, holt sie gewöhnlich zuerst die jungen Kaninchen. Es ist demnach klar, daß der wirkende Reiz, der die Mutter zum Wiederfinden ihrer Jungen veranlaßt, nicht mit der Größe, Gestalt oder Art der Jungen zusammenhängt, sondern im wesentlichen mit ihrer Jugend.

Nur etwa ein Sechstel der nulliparen Ratten zeigten, erstmalig mit Jungen zusammengebracht, irgendwelche Neigung, sie wieder zu holen. Man fand bei ihnen keine Abnormität der Zeugungsorgane. Viele der nicht reagierenden Tiere begannen aber, Junge heranzuholen, wenn man sie lange genug mit den Jungen einen Käfig teilen ließ. Die Reaktion des Zurückholens hört nach der Entfernung der Ovarien nicht auf, wird dagegen in gewissen Fällen durch Injizierung geeigneter gonadotropischer Extrakte begünstigt.

Als Ergebnis ihrer Beobachtungen über den Einfluß von Injektionen einiger Extrakte stellen die Autoren versuchsweise die Hypothese auf, daß das mütterliche Verhalten durch ein Hormon verursacht werde, das vom Vorderlappen der Hypophyse abgesondert wird.

Die Autoren entgehen der Versuchung, an Betrachtungen über die Bedeutung ihrer Beobachtungen an Ratten Spekulationen über die Probleme der Psychologie des Menschen anzuknüpfen. Ganz gewiß müssen noch viel mehr Glieder in der Kette der vergleichenden Psychologie geschmiedet werden, ehe die wichtigen Beziehungen zwischen den Verhaltensweisen des Menschen und der Ratte aufscheinen werden. Vorläufig kann man mutmaßen, daß gewisse Ähnlichkeiten im mütterlichen Verhalten von Mensch und Ratte vorhanden sind; daß die Periodizität der Sexualvorgänge und die Zeugungsvorrichtungen bei diesen Geschöpfen wesentlich verschieden sind, mag als Warnung vor voreiligen Schlüssen auf die physiologische Basis des mütterlichen Verhaltens beim Menschen dienen.

F. R. Winton (Cambridge)

Inhaltsverzeichnis

des XXI. Bandes (1935)

MITTEILUNGEN UND DISKUSSIONEN

BESPRECHUNGEN

Aus der psychoanalytischen Literatur:

Aus der Literatur der Grenzgebiete:

Inhaltsverzeichnis

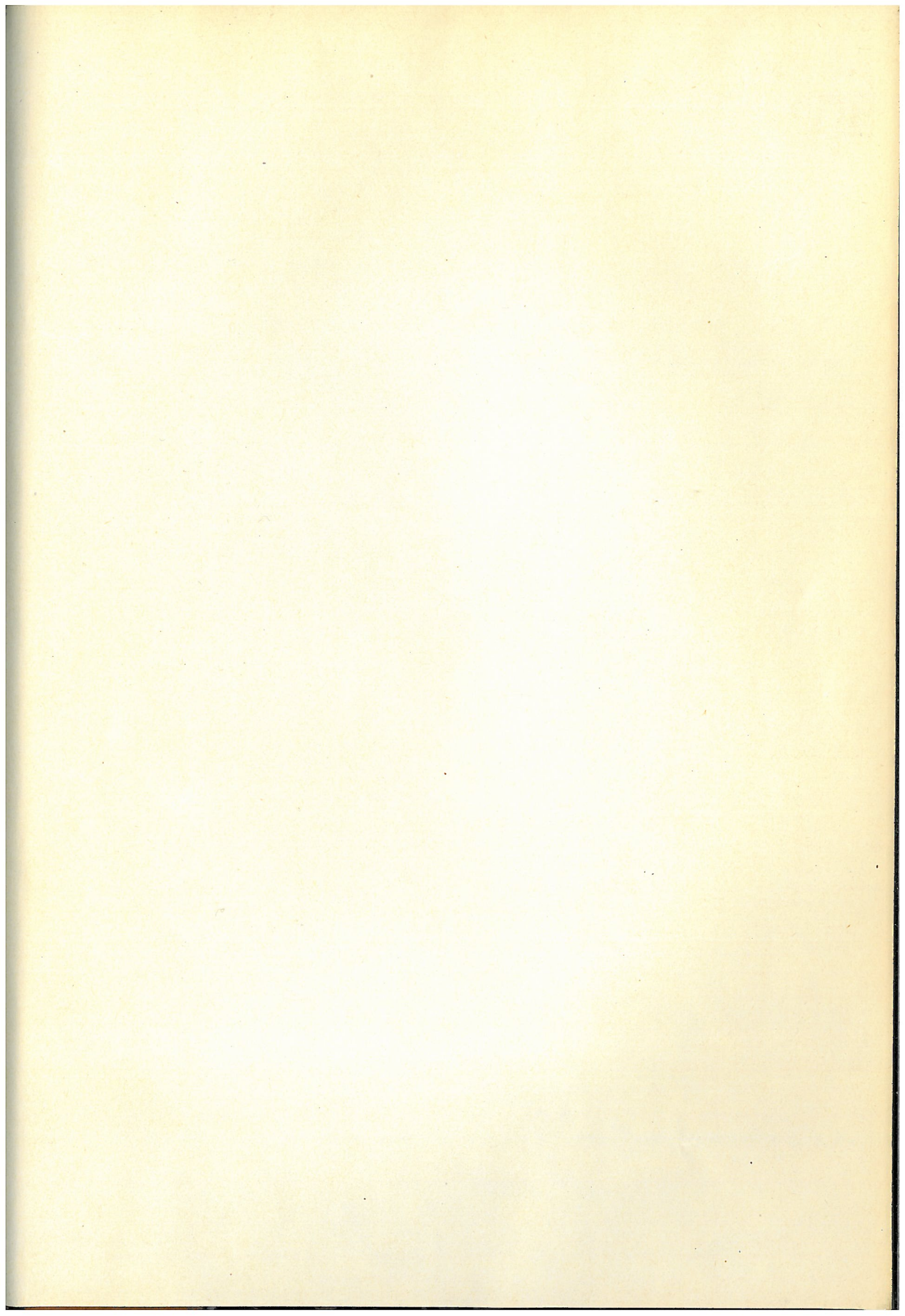
SOEBEN ERSCHIEN DER

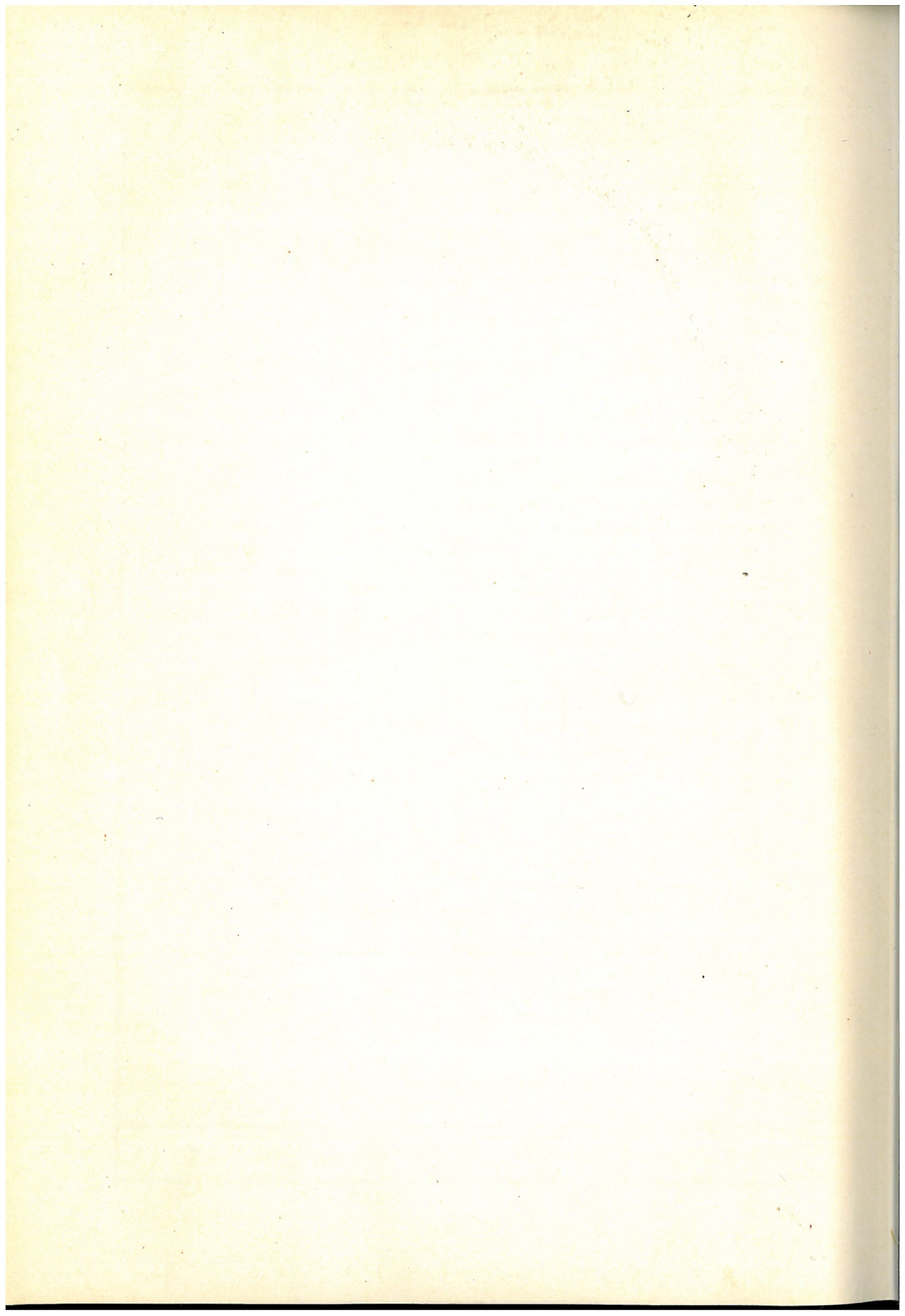
ALMANACH DER PSYCHOANALYSE 1936

Mit 4 Bildbeilagen. In Leinen gbd. RM 4.—, in Halbld. RM 8.—

INHALT:

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG, WIEN I





IMAGO, Band XXI ‹1935›, Heft 4

(Ausgegeben im Dezember 1935)

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

DR. GUSTAV BERGMANN, Wien I, Börsegasse 10
MRS. DOROTHY TIFFANY BURLINGHAM, Wien IX, Berggasse 19
DR. OTTO FENICHEL, Prag II, Ječná 18
DR. IMRE HERMANN, Budapest II, Fillér-ucca 25
DR. HEINZ LICHTENSTEIN, Königsberg ‹Preußen›, Tragheimer Kirchenstraße 27
DR. SANDOR LORAND, 115 East 86 th Street, New York, N. Y
DR. MELITTA SCHMIDEBERG, 75 Upper Gloucester Place, London, N. W. 1
DR. EMILIO SERVADIO, Via Tagliamento 76, Scala III, Int. 2, Roma
DR. EDOARDO WEISS, Via Vincenzo Bellini 10, Roma

Wir bitten zu richten:

Redaktionelle Zuschriften aus allen Ländern mit Ausnahme Nordamerikas an die Redaktion der „Imago", Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11

Redaktionelle Zuschriften aus Nordamerika an Dr. Sandor Rado, 324 West 86th street, New York City

Geschäftliche Zuschriften aller Art an Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien I, Börsegasse 11
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 35
Druck: Manzsche Buchdruckerei, Wien IX
Printed in Austria